WIDENER
HN KYUW R

R 265.13

BOUGHT WITH THE INCOME,

FROM THE BEQUEST OF

JAMES WALKER, D.D., LL.D.,

(Class of 1814,)

FORMER PRESIDENT OF HARVARD COLLEGE;

"PREFERENCE BEING GIVEN TO WORKS IN THE INTELLECTUAL AND MORAL SCIENCES"

RECEIVED 27 Feb., 1886.

Digitized by Google

Das Jenſeits.

Kulturgeſchichtliche Darſtellung

der Anſichten über

Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geiſterreich.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1881.

R 265.13
III, 3811

FEB 27 1885
Fairchild.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Das vorliegende kleine Buch ist so zu sagen von selbst aus den kulturgeschichtlichen Studien des Verfassers hervorgewachsen. Die benutzten Hilfsmittel und Quellen sind im Ganzen die nämlichen, wie sie in den denselben Gegenstand behandelnden Abschnitten seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte" sich angegeben finden; nur sind natürlich welche dazu gekommen, die über den Gegenstand dieser Schrift sich einläßlicher verbreiten. Wir nennen als solche: Waitz und Gerland, Anthropologie der Naturvölker; Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker; Freytag, Zur Mythologie der nordamerikanischen Indianer (im Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens); Duschak, Biblisch-talmudische Glaubenslehre; sowie die Schriften derjenigen Persönlichkeiten, deren Ansichten im Buche dargelegt sind. Das Werk von Spieß: „Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode", Jena 1877, welches der Verfasser erst nach Beginn seiner Arbeit kennen lernte, welches sich aber auf die vor- und außerchristlichen Völker beschränkt und manche, wie z. B. die Assyrer und Chaldäer übergeht, bot vermöge seiner umfangreichen Literaturnachweise manche Anregung dar.

Das „Buch vom Jenseits" hat keine Tendenz; es will die Lehre vom Fortleben der Seele nach dem Tode weder vertheidigen noch angreifen, sondern blos, ohne Parteilichkeit für die eine oder andere Ansicht, an der Hand der Kultur- und Religionsgeschichte berichten, was in verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern und Persönlichkeiten hinsichtlich des Schicksals der Seele, beziehungsweise des Geistes, nach dem Tode geglaubt worden ist. Auf die philosophische Unterscheidung zwischen Seele und Geist konnte dabei keine

eingehende Rückſicht genommen werden; es konnte für den Verfaſſer nur der Standpunkt des jeweilen beſprochenen Volkes oder Schriftſtellers maßgebend ſein, und in den Vorſtellungen von einer „andern Welt“ ſpielt jener Unterſchied ſchlechterdings keine Rolle. Die Geſchichte der Begriffe von Seele und Geiſt iſt Sache der Geſchichte der Philoſophie.

Wenn dieſes Buch ſeine Reiſe in die Leſewelt antritt, wird der Verfaſſer das zwanzigſte Jahr ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit zurückgelegt haben, auf welche ihm daher hier ein Rückblick geſtattet ſein möge. Die ſechs erſten Jahre jener zwei Jahrzehnte waren der Geſchichte ſeines Vaterlandes gewidmet, — 1863 erſchien die „Geſchichte des Kantons St. Gallen“, 1865 und 1866 die „Geſchichte des Schweizervolkes“ (3 Bände), — die vierzehn ſpäteren Jahre aber der Kulturgeſchichte. Es traten zu Tage: 1868 das „Buch der Myſterien“, 1869 die „Einleitung zur Kulturgeſchichte“, 1870—72 die „Kulturgeſchichte der neuern Zeit“ (3 Bände), 1874 die „Deutſche Volksſage“ (von dieſer 1879 die zweite Auflage), 1877—79 die „Allgemeine Kulturgeſchichte“ (in 6 Bänden, wovon die drei letzten die zweite Auflage der Kulturgeſchichte der neuern Zeit bilden), 1880 die „Kulturgeſchichte des Judentums“ und 1881 das „Buch vom Jenſeits“. Möge das letztere eine freundliche Aufnahme finden.

Zürich, Ende 1880.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Begriff und Arten des Jenseits 1
Namen für Seele und Geist 3
Abwesenheit der Seele aus dem Körper 4
Körperliche Auffassung der Seelen und Geister 5
Thier- und Pflanzenseelen 7
Seelenwanderung 8
Auferstehung der Körper 9
Geistererscheinungen. Spuk 10
Reise nach dem Jenseits und Ort desselben 11
Art und Weise des Jenseits 13
Abwesenheit des Glaubens an eine Fortdauer 14
Außermenschliche Geister 15
Fetische und Totems. Zauberei 17
Götzen- und Bilderverehrung 18
Pflanzen-, Thier- und andere Dienste 19
Dämonen und Götter 21
Lehren und Theorie bezüglich des Jenseits 24
Beweise für das Jenseits 27
Zeitliches Jenseits 30

1. Das Jenseits der Naturvölker 32

Zauberei 32
Hottentotten und Buschmenschen 34
Kaffern und Neger 35
Australier und Papuas 38
Polynesier 40
Mikronesier 44
Urbewohner Amerikas 45

2. Das Jenseits der primitiven Kulturvölker 49

Peruaner 50
Mexikaner 51
Chinesen 51
Japaner 53

Seite

3. Die Welten der Inder 53
Religion der Vedas 54
Brahmanismus 56
Buddhismus 58
Leichengebräuche 61

4. Die Todtenreiche am Nil 62
Bevölkerung Aegyptens 62
Aegyptische Religion 63
Todtengericht, Unterwelt, Seelenwanderung 65

5. Die Höllenfahrt der Istar 67
Charakter Assyriens und Chaldäa's 67
Götter der Chaldäer und Assyrer 68
Schöpfungs- und Flutsage 69
Istars Höllenfahrt 70

6. Die Welten des Avesta 75
Wesen der Meder und Perser 75
Religion des Zarathustra 76
Jenseits des Avesta 78

7. Eden und Scheol 80
Entwicklung und Religion der Hebräer 80
Ansichten der Hebräer über die Fortdauer 82
Spätere jüdische Ansichten vom Jenseits 85

8. Das Jenseits der Hellenen 87
Charakter und Streben der Griechen 87
Schöpfungssagen und Götter 88
Hellenische Unterwelt. Mysterien 89
Elysion. Schlaf, Tod und Träume 94
Philosophische Ansichten 95
Sagen vom Fortleben. Todtenorakel 97

9. Hesperien und sein Orkus 99
Charakter der italischen Völker 99
Etrusker 100
Römische Religion 100
Römische Unterwelt und Todesgottheiten 102
Ansichten der Philosophen und Dichter 105

10. Die west- und osteuropäischen Heiden und ihr Jenseits 107
Kelten 107
Slawen 111
Finnen 112

11. Walhall und Hel 112
Die Germanen 112
Die germanische Schöpfungslehre 113
Die germanischen Götter 114
Walhall und die Einherier 116
Hel als Unterwelt und als Göttin 118
Fortleben von Heroen (Helgi) 124
Die Götterdämmerung und die Wiedergeburt der Welt 128

Seite

12. Das Schicksal der Seelen in Volkssage und Aberglauben . . . 130
Sagen von Schätzen, Pflanzen, Thieren 131
Sagen von Gespenstern und Todtenversammlungen 133
Die Lenorensage und die Sage vom Todtenschiff 136
Fortleben Todter auf der Erde 138
Sagen vom Antichrist und Weltende 140
Die Todten im Aberglauben 142

13. Himmel, Hölle und Weltgericht der Christen 145
Bedeutung des Christentums 145
Tausendjähriges Reich und Weltgericht 149
Himmel und Hölle. Höllenfahrt Christi 151

14. Der christliche Engels- und Teufelsglaube und die christliche Mystik 155
Engel und Teufel 155
Christliche Mystik 156
Visionen vom Jenseits 158
Besessenheit 161

15. Die göttliche Komödie 163
Dante 163
Die Hölle 164
Das Purgatorium 167
Das Paradies 168

16. Das Jenseits des Islam 171
Mohammed und seine Lehre 171
Das Leben nach dem Tode im Islam 174
Das jüngste Gericht des Islam 176
Hölle und Paradies des Islam 177

17. Der ewige Jude 179
Charakter der neuern Zeit und der Reformation 179
Die Sage vom ewigen Juden 181

18. Die Faust-Mythe 185
Die Nekromantie und die Faust-Sage 185
Das Volksbuch von Dr. Faust 188
Goethe's Faust 191

19. Die protestantischen Nachfolger Dante's 194
Das Recht der Persönlichkeit 194
Das Jenseits bei Shakespeare 194
Milton's „verlorenes Paradies" 195
Klopstock's „Messias" 197

20. Schwärmer und Schwindler der Aufklärungszeit 199
Helmont, Vater und Sohn 199
Gichtel, Engelbrecht und andere Schwärmer 200
Swedenborg 202
Jung-Stilling 204
Saint-Germain 207
Cagliostro 208
Schrepfer 210
Gaßner, der Teufelsbeschwörer 212
Mesmer und der thierische Magnetismus 214
Der Somnambulismus 216

Seite

21. Aufgewärmte Mystik 217
Das „Wunder“ von La Salette 218
Lourdes und Marpingen 222
Louise Lateau 223
Die Seherin von Prevorst 229
Baron du Potet 232

22. Gerückte Tische und verrückte Geister 233
Ursprung des Tischrückens und Tischklopfens 233
Die Spiritisten in Deutschland 237
Die Brüder Davenport 240
Der Geisterseher Home (Hume) 241
Ironie der angeblichen Geister 242
Güldenstubbe und seine Geisterschriften 243
Geisterzeichnungen und Geisterphotographien 247
Musikalische, tanzende und blumenspendende Geister 248
Materialisirte Geister. Katie King 249
Das Medium Slade und Professor Zöllner 252

23. Das System des Spiritismus 253
Verhältniß des Spiritismus zu anderm Aberglauben 253
Visionen und Hallucinationen 254
Systeme der Auffassung des Spiritismus 255
Perty und seine „magische Kraft“ 256
Kaspr owicz und sein System des Spiritismus 261
Spiritistische Zeitschriften 273

24. Das Jenseits in der neuern Philosophie 274
Die neuere Philosophie von Bruno bis Kant 274
Kant und das Jenseits 275
Die Philosophie seit Kant 278
Beilage A. Wie machen's die Medien? 280
„ B. Spiritistischer Theaterzettel 285
„ C. Die Entlarvung der Kate King 287

Einleitung.

Jenſeits der ſinnlichen Wahrnehmung und Erfahrung ſucht der Menſch von jeher den Troſt in ſeinen Leiden, ſucht er, was ihn erhebt und begeiſtert und über das Elend des alltäglichen Lebens emporhebt, ſucht er aber auch die Urſachen deſſen, was ihn ſchreckt, was er fürchtet und zu erleben ſich ängſtigt. Jenſeits des menſchlichen Lebens und Treibens muß ſowol das Gute, das Erfreuliche, das Wohlthuende ſein, welches diesſeits der dem menſchlichen Begreifen geſetzten Grenze ſo ſelten zu finden, ſo ſpärlich zugemeſſen iſt, — jenſeits dieſer Grenze muß aber auch das begründet ſein, was dieſes ſpärliche Vorkommen des Guten und Erfreulichen verſchuldet; beides muß ſich jenſeits des erkennbaren Geſichtskreiſes in unbekannten Räumen, es muß ſich jenſeits der Geburts- und der Todesſtunde in unbekannten Zeiten finden laſſen. Es gibt daher ein dreifaches Jenſeits: eines der Zeit nach vor dem erfahrungsmäßigen geſchichtlichen Menſchendaſein (Schöpfung, Paradies), eines dem Raume nach außerhalb unſerer Beobachtungsfähigkeit (Geiſterreich, Himmel, Hölle u. ſ. w.) und eines wieder der Zeit nach hinter dem Bereiche der Menſchengeſchichte (Weltende, Weltgericht, Ewigkeit). So ſucht der Menſch ſowol das Beſſere, wonach ſich ſein Gemüt in den drückenden Lagen des Lebens ſehnt, als das Schlimme, das er zu vermeiden ſtrebt, bald in der Vergangenheit, bald in der Ferne, bald in der Zukunft.

Die größte Rolle unter allen dieſen Seiten und Richtungen des Jenſeits ſpielt aber in dem menſchlichen Sehnen und Streben offenbar die perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode. Während er ſich faſt ängſtlich bemüht, der Welt als Ganzes ein Ende mit Schrecken, einen furchtbaren Untergang zu wünſchen und anzudichten, iſt er ebenſo eifrig darauf bedacht, ſein eigenes liebes Ich in alle Ewigkeit fortleben zu laſſen. Der erſte Beweggrund hierzu iſt die Selbſtliebe, gewiß urſprünglich keine egoiſtiſche, ſondern eine naive, gemiſcht aus der ſubjektiven Unwahrſcheinlichkeit, daß das Denken einmal

aufhören könne, aus der Sehnsucht, mit den lieben Abgeschiedenen wieder vereinigt zu werden und aus einer gewissen Neugier, was nachher und später geschehen werde. Diese Beweggründe würden aber nicht genügen, die Fortdauer nach dem Tode in eine Welt jenseits der sinnlichen zu verlegen. Zur Vorstellung einer solchen „andern Welt" sind besondere Beobachtungen und Erfahrungen erforderlich, welche den einfachen, naturgemäß lebenden Menschen auf jenen Gedanken hinleiten. Solche Beobachtungen und Erfahrungen schöpft derselbe vor allem aus den ihn umgebenden Naturerscheinungen. Er nimmt wahr, daß die Gestirne, welche seinem Auge entschwinden, später wieder zurückkehren, was am auffallendsten und regelmäßigsten bezüglich der Sonne der Fall ist; — daß der Tag, welcher der Nacht weicht, diese wieder verdrängt, — daß die Pflanzenwelt, welche im Herbst abstirbt und im Winter todt ist, im Frühling wieder auflebt, — daß die sich einpuppenden Insekten in schönerer und edlerer Gestalt ihre Auferstehung feiern. Eine zweite Quelle der Vorstellung von einem Jenseits sind die Träume des Menschen, und was vom Inhalt derselben vielleicht am entscheidendsten zur Annahme eines Fortlebens nach dem Tode mitgewirkt hat, ist das Träumen von verstorbenen Bekannten, die als noch Lebende erscheinen, während die nebelhafte, ihre Bilder rasch wechselnde und in einander verwirrende Traumphantasie sich überhaupt zum Bilde einer andern Welt eignet, in welche der Träumende übergeht. Wie aber alle diese Vorbilder der Vorstellung vom Jenseits in Folge sinnlicher Wahrnehmung, sei es in der Wirklichkeit oder in der Einbildungskraft, in den Geist des Menschen eintreten, so bestehen auch alle Vorstellungen, welche jemals von einem Jenseits gefaßt worden sind, in der Annahme von sinnlichem Verkehr zwischen sogenannten Geistern oder zwischen solchen und lebenden Menschen. Von einer körperlosen und daher sinnlich nicht wahrnehmbaren Geisterwelt weiß keine thatsächlich in größeren Kreisen geltende oder geltend gewesene Jenseits-Vorstellung irgend etwas. Jedes ein Fortleben nach dem Tode lehrende Glaubenssystem kennt nur ein sinnliches Fortleben mit Genüssen, die denen der Erde ähnlich sind und wenn sie noch so geistig und sublimirt erscheinen. Von körperlosen Seelen spricht zwar manche verfeinerte Religionslehre; aber thatsächlich wirft sie diese Vorstellung wieder weg, indem sie ein „Wiedersehen" verspricht, das doch nothwendig ein „Sehen" in sich schließt; ja es gibt keine noch so hochstehende Glaubenslehre, die nicht sogar eine förmliche Auferstehung der Körper (des „Fleisches") unter ihre Glaubenssätze aufgenommen hat. Die Vorstellung von einem zukünftigen Leben ist immer und überall eine Verknüpfung von Natur und Traum. Der Mensch schafft sich zur Befriedigung seines Gemütsdranges eine Welt, die ihre Beschaffenheit theils von der Natur, theils aber vom Traume entlehnt hat, d. h. großen-

theils nebelhaft, verwirrt und unbeſtimmt iſt, obſchon ſie ein Abbild der wirklichen Welt darſtellt.

Womit der Gläubige ſein Jenſeits bevölkert, das ſind „Geiſter“, wie er ſie nennt, eine bunte Geſellſchaft, zuſammengeſetzt aus nebelhaften, unklar gedachten Weſen, welche im diesſeitigen Leben Menſchen, Thiere, Pflanzen, ſelbſt lebloſe Dinge aller Art, ſogar künſtlich hervorgebracht waren oder auch ganz dem Jenſeits angehören, eigentliche Geiſter, Dämonen, Götter u. ſ. w., die indeſſen wieder vielfach mit Gegenſtänden der Natur zuſammenhängen, aus ſolchen abſtrahirt ſind, ihnen vorſtehen, ſie beſeelen u. dergl. mehr. Es iſt hier natürlich ganz abgeſehen von dem Gotte der höhern religiöſen Auffaſſung und der Philoſophie, welcher kein „Geiſterreich“ bewohnt, ſondern allgegenwärtig das Diesſeits wie das Jenſeits umfaßt. Die „Geiſter“ ſind indeſſen, ſoweit ſie abgeſchiedene Menſchen darſtellen, nirgends vollkommen dieſelben Weſen, welche ſie auf der Erde waren und wenn ſie ganz dem Jenſeits angehören, ſind ſie den Weſen der Erde noch weniger ähnlich als jene, die einſt auf derſelben lebten. Alle Geiſter aber werden in der Regel ſo vorgeſtellt, daß ſie leichter, dünner, ätheriſcher erſcheinen als die Erdenweſen, denen ſie aber im Übrigen der Geſtalt nach gewöhnlich gleichen.

Die meiſten Völker der verſchiedenſten Kulturſtufen ſtimmen darin überein, daß ſie die Geiſter mit ſolchen Namen benennen, die möglichſt leichten, undichten körperlichen Erſcheinungen entſprechen, wie z. B. dem Schatten, Athem, Rauch, Dampf u. ſ. w. Man hielt den Schatten vielfach für etwas vom Körper trennbares und ſein Verluſt ſpielt in einer bekannten Sage die Rolle eines großen Unglücks, als ob damit die Seele verloren wäre. Als Sitz der Seele galt und gilt häufig das Herz, das Blut, der Augapfel und andere Theile oder Stoffe des Leibes. Die Römer ſuchten den letzten Athemzug des Sterbenden aufzuſaugen und die Seminolen in Florida hielten das Neugeborene, deſſen Mutter ſtarb, über deren Geſicht, damit es den ſcheidenden Geiſt aufnehme. Schatten und Athem gelten den Grönländern als zwei Seelen des Menſchen, und ſo haben auch die meiſten civiliſirten Völker zwei oder mehr Wörter für das angenommene unkörperliche Weſen im Menſchen (hebr. nefesch, ruach, neschamak, ſanſkr. âtman, prana, griech. νοῦς, ψυχή, πνεῦμα, lat. animus, anima, spiritus, deutſch Seele, Geiſt). Eine doppelte oder mehrfache Seele ſcheint eine Lieblingsſache ſehr vieler, vielleicht der meiſten Völker zu ſein. Die eine derſelben, die „dunkle“, geht bei den Fidſchianern nach dem Tode in die andere Welt, während die zweite, die „lichte“, welche ſich im Leben als Spiegelbild im Waſſer u. ſ. w. zeigt, in der Nähe des Platzes bleibt, wo der Menſch ſtarb. Auf Madagaskar vergeht das „Gemüt“ (saina) beim Tode, das „Leben“ (aina) wird zu Luft und der „Geiſt“ (matoatoa)

umſchwärmt das Grab. Die Algonkin-Indianer laſſen eine Seele zur Zeit des Lebens ausgehen und Träume ſehen, während die andere auch nach dem Tode bei dem Körper bleibt. Die Dakotas in Amerika und die Konds in Oſtindien geſtatten ſich ſogar einen Aufwand von vier Seelen, deren jede ihre beſtimmte Aufgabe hat.

Sehr verbreitet iſt der Glaube an eine zeitweiſe Abweſenheit der Seele aus dem Körper. Viele Stämme niederer Kultur glauben dies von ihren Zauberern (Schamanen in Nordaſien, Angekoks in Grönland u. ſ. w.), welche in dieſem Zuſtande Weisheit aus verborgenen oder entfernten Ländern holen. Solche Stämme vermuten auch von gewöhnlichen Menſchen, daß ihre Seele im Traume den Leib verlaſſe und im Todtenreiche mit ihren Bekannten ſich unterhalte oder ſonſt auf Reiſen gehe. Das deutſche Märchen läßt in ſolchen Fällen ein Thierchen aus des Schlafenden Munde kriechen und dahin gehen, wohin die Seele im Traume ſich verſetzt ſieht. Umgekehrt kommen zu den Träumenden verſchiedener Art Todte und offenbaren ihnen dies und jenes. Dieſes Doppeldaſein wurde ſoweit ausgeſponnen, daß der Glaube an wirkliches Leben eines Menſchen in zwei Geſtalten an verſchiedenen Orten ſich ausbildete, wie er in den Mären vom „zweiten Geſicht“ und den „Doppelgängern“ erſcheint. Wer die Geſtalt eines Abweſenden erblickt, ſteht an der Schwelle ernſter Ereigniſſe oder erfährt bald das Ende des Betreffenden; wer aber gar ſich ſelbſt ſieht, iſt nach vielen Volksſagen ohne Nachſicht dem Tode verfallen. Dieſe Vorſtellungen verſetzen gewiſſermaßen das Jenſeits in das Diesſeits und verknüpfen ſo beide miteinander. Das „zweite Geſicht“ rührt wol von dem Wunſche her, einen Blick in das erhoffte Jenſeits zu thun, hat aber diesſeitige Zuſtände zum Inhalte, weil der Stoff zu jenſeitigen mangelt. Der Doppelgänger dagegen iſt der doppelte Menſch, d. h. der diesſeitige und der jenſeitige, und wenn jener dieſen erblickt, iſt er natürlich dem Jenſeits verſchrieben. Beide angebliche Erſcheinungen ſind indeſſen nur einzelne Formen größerer Kreiſe von Annahmen, welche unkritiſcher Glaube nicht zahlreich genug häufen zu können meint. Die ſogenannte Doppelgängerei gehört zu den verſchiedenen Arten angeblicher „Fernwirkungen“. Lebende ſowol als Sterbende ſollen auf eine räthſelhafte Weiſe und ihnen ſelbſt unbewußt bewirken können, daß an einem andern Orte als dem, wo ſie ſich befinden, ausnahmweiſe auch in ihrer Nähe etwas geſchieht, was außerhalb der Naturgeſetze und der regelmäßigen Ordnung der Dinge liegt. Iſt das Bewirkte ihr eigenes Bild, ſo ſind ſie Doppelgänger und ſehen ſie dieſes Bild ſelbſt, ſo iſt dies eine Ausnahme von der Regel der „Fernwirkung“. Andere Wirkungen dieſer Art ſollen in Klopfen, Rufen, Läuten, Öffnen von Thüren, Zerſpringen von zerbrechlichen Gegenſtänden und anderen auffallenden Vorkommniſſen beſtehen, deren Zweck iſt, einem entfernten Bekannten oder Angehörigen vom

Leben oder vom Tode des Fernwirkenden oder von anderen Dingen Kenntnis zu geben. Das „zweite Geſicht“ dagegen gehört zu der großen Menge von Fällen, die man als Ekſtaſen bezeichnet und welche von augenblicklichen Gefühlsregungen bis zu lebenslangen Zuſtänden vorſchreiten. Den Anfang dieſer eigentümlichen Seelenſtimmungen bilden die „Ahnungen“ kommender Ereigniſſe, den Gipfelpunkt bildet die berufsmäßige „Prophetie“. Zwiſchen beiden liegt die vorgebliche Fähigkeit gewiſſer Menſchen und ſogar gewiſſer Stämme und Völker verborgen, ferne oder künftige (auch unbekannt gebliebene vergangene) Ereigniſſe als offenbar, nahe oder gegenwärtig zu ſchauen, wie es z. B. von den ſchottiſchen Hochländern behauptet wird. Zeitweiſe glaubte man auch ſolche Begebenheiten in Spiegeln, Kryſtallen, Tinte u. ſ. w. ſehen zu können und hierher gehört auch das ſogenannte Wahrſagen der Zigeuner u. A., das Kartenſchlagen, die Chiromantie, die Aſtrologie, die Orakel u. dergl. Man ſchreibt das „Vorgeſicht“ ſogar Thieren, z. B. Hunden und Pferden zu. Eine andere verwandte Gruppe iſt das Fernſehen, Vorausſehen oder Entdecken verborgener Dinge im Traum und eine weitere das Wahrnehmen myſtiſch-religiöſer Ekſtatiker, wie ſie das Mittelalter beſonders hervorbrachte, zu denen auch die ſogenannten Stigmatiſirten, die Somnambulen u. ſ. w. gehören. Alle dieſe Erſcheinungen ſind zwar vielfach behauptet, aber nicht erwieſen worden, ſie ſind der Täuſchung wie dem Betruge durchweg unterworfen, ſtammen, gleich den Geiſtererſcheinungen und dem ſogenannten Spuken aus dunkeln, großentheils unlauteren und verdächtigen Quellen, beſchränken ſich auf Kreiſe, die entweder höherer Bildung ermangeln oder, wenn ſie ſolche beſitzen, erwieſener Maßen von unbefangener Kritik zur Schwärmerei abgefallen ſind, und beſtehen daher ohne Zweifel entweder aus Halluzinationen und anderen Vorſpiegelungen krankhaft erregter Sinnesthätigkeit oder ſind durch Träume entſtanden, die man für Erlebniſſe im Wachen hielt oder ſie ſind Nachahmungen älterer ähnlicher Sagen, wie denn namentlich alles Abenteuerliche, Geheimnisvolle und Räthſelhafte den Menſchen beſonders anſpricht und der Glaube daran leicht epidemiſch wird, oder ſie ſind endlich mitunter auch geradezu Betrug.

Die Überzeugung von der Ähnlichkeit der Geiſtergeſtalten mit denen der Menſchen, in welchen ſie einſt wohnten, geht ſoweit, daß Völker der verſchiedenſten Zonen glauben, der Menſch komme im Jenſeits mit denſelben Fehlern, Verſtümmelungen u. dergl. an, welche ſich im Augenblicke des Todes an ſeinem Körper befanden oder an welchen er ſtarb, ein Enthaupteter z. B. ohne Kopf, daher bei Stämmen geringer Bildung eine große Furcht vor verſtümmelnden Todesſtrafen herrſcht, weniger wegen des Schmerzes als wegen der Abneigung gegen unvollſtändige Ankunft im Jenſeits. So gleichen denn die erſcheinenden Geiſter bis zu den höchſten Kulturſtufen hinauf ihren verſtorbenen Be-

ſitzern auf ein Haar, tragen deren Kleider, Geräthe u. ſ. w., ſprechen mit ihrer Stimme, bedienen ſich derſelben Manieren, Gewohnheiten u. ſ. w. Allerdings verhält ſich die Stimme der Geiſter zu derjenigen der Lebenden wie der Körper beider Gattungen. Sie iſt bei dem Geiſte feiner, leiſer, ſie zirpt, flüſtert, liſpelt, murmelt, pfeift u. ſ. w., und zwar thun dies die Geiſter der Indianer und Polyneſier wie jene der Griechen und Römer.

Dieſe und andere Züge beſtätigen die ſchon angedeutete Thatſache, daß die Seelen vielfach, ja faſt durchweg als körperlich betrachtet werden. Sie müſſen nach dem Volksglauben, um nach dem Tode an den Ort ihrer künftigen Beſtimmung zu gelangen, Räume durchmeſſen, es müſſen Dinge, die ihrer Fortbewegung hinderlich wären, entfernt werden. Bei den Irokeſen werden Löcher in das Grab oder den Sarg gemacht, damit die abgeſchiedene Seele ihren Körper beſuchen kann; umgekehrt machen die Chineſen ein Loch in das Dach und öffnen europäiſche Bauern das Fenſter, um die Seele des Sterbenden hinaus zu laſſen. In Oſtindien werden Taue über die Flüſſe geſpannt, um den in der Fremde Geſtorbenen die Reiſe nach der Heimat zu erleichtern. Auſtraliſche und amerikaniſche Stämme vertreiben die nach ihrer Anſicht in der Luft ſchwebenden Geiſter mit Geſchrei und Stockſchlägen oder ſuchen ſie durch ausgeſpannte Netze fernzuhalten. Ebenſo verſcheuchen Indianer mit Zweigen den Geiſt eines Todten von der Witwe, damit ſie wieder heiraten könne. Die Seelen ſind nach volkstümlichem Glauben nicht nur ſichtbar und hörbar, wie die zahlloſen Sagen von Geiſtererſcheinungen zeigen, ſondern auch fühlbar, taſtbar und ſogar wägbar; ſie haben ein Gewicht, freilich ein geringes, und laſſen Spuren zurück, wo ſie geſeſſen, gelegen, geſtanden (Fußtapfen) u. ſ. w. Sie können verwundet und ſogar getödtet werden. Der Begriff nichtſtofflicher Seelen und Geiſter iſt ein moderner, von der Philoſophie durch Abſtraktion aus der Vorſtellung leichter, ätheriſcher Beſchaffenheit der Seelen gewonnener.

Die Vorſtellung von der Körperlichkeit der Seele bringt denn auch die Anſicht hervor, als bedürfe die Seele auch nach dem Tode aller Bequemlichkeiten und Genüſſe, welche ihr im Leben vergönnt waren. Wenn bei manchen tiefſtehenden Völkern bei dem Tode wichtiger Perſonen Menſchen getödtet, beziehungsweiſe geopfert werden, ſo geſchieht dies, um den Todten Leute mitzugeben, namentlich Sklaven und Weiber, welche ſie im Jenſeits bedienen, ihnen Geſellſchaft leiſten u. ſ. w. Bei den Dajaks auf Borneo geht dies bis zu einer fanatiſchen Leidenſchaft, durch Mordthaten Köpfe zu ſammeln, deren Beſitzer dann im Jenſeits des Thäters Sklaven ſein werden. In Dahome haben bekanntlich dieſe Opfer den Charakter pompöſer Ceremonien angenommen. Im Mittelalter ſtürzte ſich, wie Marco Polo erzählt, die Reitergarde des Königs

von Malabar bei deſſen Tode in die Flammen des Scheiterhaufens, um mit ihm in die andere Welt einzuziehen. Bei den alten Germanen und bei den Hindus verbrannte ſich bekanntlich die Witwe mit dem Leichnam des Gatten. Auf höheren Kulturſtufen ſind die Menſchenopfer bisweilen zu Mitgaben von Bildern aus Thon oder Holz geworden. Die Oſſeten im Kaukaſus führen Gattin und Pferd des Todten dreimal um das Grab und dieſelben ſind dann für Jedermann unberührbar. Kong-tße ſchaffte in China das Todtenopfer durch einen Sarkasmus ab, indem er die Witwe und den Haushofmeiſter eines Verſtorbenen, welche ihm Menſchenopfer bringen wollten, als diejenigen bezeichnete, welche ſich ſelbſt hierzu am beſten eignen würden.

Auf niederen Kulturſtufen gibt es keinen Unterſchied zwiſchen den Seelen von Thieren und denen der Menſchen. Gleich Sklaven werden auch Pferde und andere Thiere zu Ehren von Todten geopfert, um ihnen in der andern Welt zu dienen. Die Pferdeopfer haben ſich noch in chriſtlicher Zeit erhalten und noch im achtzehnten Jahrhundert wurden Pferde von Monarchen oder Feldherren im Leichenzuge einhergeführt und auf dem Grabe getödtet oder wenigſtens der Kirche geſchenkt. Man fürchtet ſich vor der Rache der Geiſter von Thieren, die man tödtet, bittet ſie deshalb um Verzeihung dafür, rächt die Tödtung von geheiligten Thieren u. ſ. w. Daher bildet denn auch die Lehre von der Seelenwanderung einen ſo weſentlichen Theil vieler Religionen und die meiſten niedrig ſtehenden Völker ertheilen den Thieren ganz die gleichen Anſprüche auf das Jenſeits wie den Menſchen. Ja es hat noch in neuerer Zeit Schwärmer gegeben, welche die Seelen der Thiere nach dem Tode in edleren Geſtalten wiedergeboren laſſen werden. Der fromme Hindu ſtirbt mit dem Schwanze einer Kuh in der Hand, um ſich von ihr in die andere Welt geleiten zu laſſen.

Nicht geringer als Thierſeelen wurden und werden vielfach auch Pflanzenſeelen geachtet. Leidet bei den Karenen der den Haupttheil der Nahrung bildende Reis an einer Krankheit, ſo wird ſeine Seele feierlich zurückgerufen, indem man ſie ausgewandert glaubt. Auch Pflanzen, beſonders aber Bäume ſind in die Lehren von der Seelenwanderung eingeſchloſſen. Dabei aber bleibt der „Animismus“ noch nicht ſtehen; er erſtreckt ſich auch auf lebloſe, ſelbſt künſtlich erzeugte Dinge, ſoweit der Fetiſchglaube im weiteſten Sinne reicht, und dies iſt in ausgedehntem Maße der Fall bis zu den eigentlichen Kulturvölkern hinauf. Daher werden auch Geräthe aller Art, Geld, Kleider, Spielzeug (für Kinder) gleich Sklaven und Thieren den Todten mitgegeben, damit ſie ſich ihrer im andern Leben bedienen können. In Japan wurden (und werden?) in vollem Ernſte Schulden auf Wiedererſtattung im Jenſeits gemacht. Das Mitgeben von Gegenſtänden in das Grab hat bekanntlich den Glauben an deren Fortdauer überlebt.

Die Vorstellungen von einem Fortleben der Seele oder des Geistes nach dem leiblichen Tode lassen sich in zwei große Gruppen theilen; die eine derselben enthält die Ansichten, nach welchen der Geist in der Nähe der Schauplätze seines vorherigen Lebens oder überhaupt in bekannten Theilen der Erde fortlebt, die andere aber jene, welche das Fortleben in unbekannte oder verborgene Theile der Erde oder in Örtlichkeiten außerhalb derselben verlegen. Die Ansichten der erstern Art begreift man gewöhnlich unter dem Namen der Seelenwanderung; die der zweiten Art können wir das eigentliche Jenseits oder die andere Welt nennen. Es fehlt nicht an Völkern, welche beiderlei Vorstellungen besitzen und sie vermengen, wie z. B. Inder und Ägypter; im Ganzen aber ist die Seelenwanderung die trübsinnige Lehre passiver Völkerstämme und unfähig zu höherer Entwickelung, während die bunten Phantasien vom Jenseits außerhalb der bewohnten Welt energischeren Geschlechtern angehören und manigfachen Trost im Leiden, Ermunterung zum Guten und Abschreckung vom Schlechten, sowie Geringschätzung des Todes hervorzubringen im Stande sind.

Die Seelenwanderung nimmt nach den Ansichten der verschiedensten Völker niederer und höherer Kulturstufen ihren Lauf vom Menschen in andere Menschen, in Thiere, Pflanzen oder auch leblose Gegenstände und umgekehrt. Zur Belohnung steigt die Seele in höhere oder für höher gehaltene Wesen, zur Strafe oder Prüfung sinkt sie in tiefer stehende oder dafür geltende Geschöpfe herunter. Meistens hat diese Wanderung kein Ende und dauert ewig fort. Bei der Seelenwanderung von Menschen in Menschen geht die Seele gewöhnlich von einem Sterbenden (wozu bei nordamerikanischen Stämmen eine Ceremonie des Medizinmannes, bei Anderen ein Traum der Mutter dient) in ein Kind über oder auch in einen Erwachsenen, um dann in einem künftigen Kinde desselben wiedergeboren zu werden. Der Seelennachfolger tritt in alle Rechte und Titel des Seelenvorgängers ein und so wird z. B. ein Kind, in welches die Seele eines Todten übergegangen, von dessen Enkeln als Großvater verehrt. Bekanntlich geben die Lamas in Tibet vor, daß die Seelen der obersten Häupter ihrer Hierarchie (des Dalai Lama und des Pantschen Rinpotsche) in Kindern wiedergeboren werden, welche jene Pfaffen willkürlich aussuchen. Schwarze sowol in Afrika als in Australien halten die Weißen für Wiedergeborene ihrer Rasse. Wird die Wanderung von Menschenseelen in Thiere (deren Ursprung wol in der Wahrnehmung von Charakterähnlichkeiten zwischen Menschen und Thieren liegt) irgendwo allgemein geglaubt, so läßt man (z. B. in Tlaskala) die Vornehmen in zierliche (besonders Vögel), die Gemeinen in widerwärtige Thiere übersiedeln. Die Abiponen halten eine Art Enten, die Popayanen die Tauben, die Marawi-Neger die Schakale und die Zulu die Schlangen durchweg für verwandelte Men-

ſchen. Unter den Völkern höherer Kulturſtufen huldigten außer den Ägyptern und Indern (Brahmanen und Buddhiſten) auch griechiſche Philoſophen (Pythagoras und Platon und ihre Schulen), jüdiſche Rabbinen, die Manichäer u. A. der Lehre von der Metempſychoſe.

Einen Übergang von der Vorſtellung der Seelenwanderung zu derjenigen vom Jenſeits bildet die Lehre von der Auferſtehung der Körper oder des „Fleiſches“. Nach derſelben verläßt die Seele beim Tode den Körper, um nach einer Zwiſchenperiode, welche ſie ohne einen ſolchen zubringt, in denſelben zurückzukehren und mit demſelben im Jenſeits fortzuleben. Dieſe roh materialiſtiſche, der Liebe und Anhänglichkeit an den eigenen Körper entſproſſene Idee iſt ungemein verbreitet und geht eigentlich aus jeder Vorſtellung vom Jenſeits, das man ſich unwillkürlich nach dem Diesſeits modelt, beinahe von ſelbſt notwendig hervor. Ob dieſe Lehre durch das Aufbewahren der Körper als Mumien und durch ſolche Beſtattungsarten, bei denen ſelbe unverſehrt bleiben, genährt wurde oder ob ſie ſolche Gebräuche erſt hervorrief, iſt wol nicht zu ermitteln. Die Auferſtehungslehre hat verſchiedene Abarten. Bald wird geglaubt, der künftige Körper ſei derſelbe wie im Leben, was ſeltſamer Weiſe gerade im Chriſtentum, der ſonſt idealſten Religion, die herrſchende Anſchauung iſt, — bald wird zum Zwecke ſpätern Gebrauches ein feinerer, ätheriſcher Körper vorgeſtellt, der aber dem alten ähnlich iſt. Die erſtere Vorſtellung iſt unter dem Volke chriſtlicher Länder ganz allgemein; ein Arbeiter fragte den Schreiber dieſer Zeilen, der einen Schädel im Zimmer hatte, ganz beſorgt, ob denn wol der ehemalige Beſitzer ſeinen Kopf am jüngſten Tage hier finden werde? Unter den höheren Ständen, ſoweit ſie an das Fortleben glauben, ſcheint die zweite jener Vorſtellungen die vorwiegende zu ſein.

Iſt die Auferſtehungslehre ein materialiſtiſcher Übergang von der Seelenwanderungsidee zur Vorſtellung vom Jenſeits, ſo finden wir einen ſpiritualiſtiſchen Übergang dieſer Art in der Anſicht, daß die Geiſter oder Seelen der Geſtorbenen auf der Erde oder in der Luft und zwar in der Nähe der Überlebenden und ſelbſt unter dieſen, ohne Körper oder wenigſtens ohne einen mit den Sinnen im gewöhnlichen, ſondern nur in einem eigentümlich erregten Zuſtande wahrnehmbaren Körper fortleben. Auch dieſe Vorſtellung iſt von den tiefſten bis zu den höchſten Kulturkreiſen verbreitet; eine Lehre der höheren Religionen iſt ſie nicht, wol aber eine ſolche der niedrigſten Glaubensſyſteme, und überdies diejenige der Geiſterſeher und ſogenannten Spiritiſten und aller an Geiſtererſcheinungen und Spuk glaubenden Leute. Geiſtererſcheinungen und Spuk bilden aber gerade den Hauptinhalt der niederen Religionen und der Glaube daran darf daher als ein Wahrzeichen unentwickelter Verſtandeskräfte betrachtet werden. Die Menſchenſtämme,

welche man unter die Naturvölker zu zählen pflegt, erblicken im Geiſterſpuk den ganzen oder faſt den ganzen Inhalt ihres Glaubens an übernatürliche Dinge. Ihre Atmoſphäre iſt von Geiſtern ſchlechterdings angefüllt und ihre hauptſächlichſten Ceremonien beſtehen im Verſcheuchen oder Unſchädlichmachen dieſer Geiſter. Viele Völker halten, gleich den Leichtgläubigen unſerer Länder, jedes Haus oder jede auch die elendeſte Hütte, worin Jemand geſtorben, für einen von Geiſtern erfüllten Raum und verlaſſen ihn daher häufig ganz. Bei wilden Völkern ſowol, als beim ungebildeten Volke europäiſcher Gegenden herrſcht der Glaube, daß, um das Spuken im Hauſe zu vermeiden, der Todte nicht durch die Thüre, ſondern nur durch ein Fenſter oder wo kein ſolches vorhanden, durch ein in das Dach gemachtes Loch entfernt werden dürfe. Außer in dem Hauſe läßt man ſolche Geiſter mit Vorliebe auf den Beſtattungsplätzen, in beſonderen „Geiſterhütten“ oder auf Bäumen der Heimat wohnen. Manche Völker ſchreiben oder ſchrieben das Spuken auf der Erde nur gewiſſen Todten zu, z. B. den Böſen oder den gewaltſam ums Leben gekommenen oder den unbeſtattet gebliebenen (ſo die alten Griechen und großentheils die Chriſten Europas). Da nach dieſem weitverbreiteten Glauben die Geiſter ſtets in der Nähe ihrer Hinterlaſſenen bleiben, ſo waren urſprünglich die Todten- oder Leichenmahlzeiten nichts anderes als eine Speiſung der Todten, wie man auch vielfach Solchen Speiſen in das Grab mitgibt oder bei demſelben vorſetzt. Die Chineſen bringen den von ihnen verehrten Ahnen regelmäßig Speiſe dar. Die Todtenfeſte, die man überall findet, ſind Zuſammenkünfte mit den Verſtorbenen zum Zwecke beiderſeitiger Speiſung. Noch im chriſtlichen Mittelalter ſetzte man bei Mahlzeiten leere Stühle für die todten Verwandten hin.

Die Geiſtererſcheinungen ſetzen ein Fortleben der Seelen in der Nähe der Überlebenden voraus. Sie wurden zu allen Zeiten bei höher in der Kultur ſtehenden Völkern (bei niedrig ſtehenden wie es ſcheint nicht, da ſie eine thätige Phantaſie erfordern) behauptet und geglaubt; doch erklärte man ſie, namentlich von Seite chriſtlicher Theologen, welche den Geiſtererſcheinungen ſtets ungünſtig waren, — vielfach als Blendwerk böſer Dämonen. Bis in unſere Zeit theilten den Glauben an Geiſtererſcheinungen ſogar geiſtvolle Männer und Helden der Aufklärung, wie Machiavelli, Grotius, Pufendorf, Thomaſius; ſelbſt Kant war nicht frei davon. Dieſe Erſcheinungen ſind wol alle ſubjektiv, Viſionen, Halluzinationen oder Träume. Schon die Möglichkeit der ſinnlichen Wahrnehmung widerſpricht dem Begriffe des Geiſtes, der ja im Tode doch alles ſinnlich Wahrnehmbare zurückläßt. Das behauptete Anſichziehen eines feinen Körpers aus dem Dunſtkreis iſt eine willkürliche myſtiſche Behauptung. Der erſcheinende Geiſt iſt immer, weil ein Produkt, ſo auch ein Geiſtesbruder des Schauenden und theilt deſſen

Geſichtskreis; Aufſchluß über das Jenſeits hat noch Keiner gegeben. Bekannt iſt dagegen der vielfache Betrug, der mit dieſer Vorſtellung getrieben worden iſt. Es gibt bis auf die neueſte Zeit Familiengeſpenſter, wie z. B. die „weiße Frau", deren Erſcheinen einen nahen Todesfall ankündigt. Die erſcheinenden Geiſter ſind den Lebenden, wie bereits geſagt, durchaus ähnlich; ſeltener als ſichtbar ſind ſie hörbar, wenn ſie z. B. ſprechen, noch ſeltener fühlbar; aber auch wenn ſichtbar, iſt ihre Geſtalt meiſt unklar, nebelhaft oder verſchwommen, wie ihr ganzer Charakter es iſt.

Das Spuken, d. h. das Wirken angeblicher Geiſter, welche man nicht ſelbſt wahrnimmt, kommt auf allen Kulturſtufen vor. Wenn man nicht alle Spukgeſchichten einfach für erdichtet halten will, ſo ſind ſie nicht leicht zu erklären; boshafte Menſchen, deren Urheberſchaft unentdeckt blieb, mögen zu den nicht ſchlechthin erfundenen das meiſte beigetragen haben. Das Spuken beſteht in Lärm aller Art, in Durcheinander- und Herumwerfen von Gegenſtänden, in manigfacher Beunruhigung der Bewohner eines Gebäudes und erſcheint ſtets als zwecklos und unſinnig, niemals mit dem, was eigentlich ſein Zweck ſein ſollte, nämlich einem würdigen Aufſchluß über verborgene Dinge. Eine beſonders häufig behauptete Art des Spukens iſt das angebliche geſpenſtige Steinewerfen, welches namentlich auf der Inſel Java erzählt wird und in neueſter Zeit mitten in Städten wie Wien und Paris vorgekommen ſein ſoll, nämlich eine Art von Bombardiren eines Hauſes mit Steinen, welche merkwürdiger Weiſe nie Menſchen verletzen, ſanft niederfallen, Löcher von ihrer genauen Größe durch die Mauer ſchlagen und anderes tolles Zeug mehr. In der Volksſage iſt das Spuken durch die Kobolde perſonifizirt worden. Andere ſpukartige Erſcheinungen, welche dieſelbe kennt, z. B. das wilde Heer, ſind rein mythologiſch.

Gehen wir nun zum wirklichen Jenſeits, d. h. einem vom Wohnſitze der Menſchen entfernten Aufenthaltsorte ihrer Seelen nach dem Tode über, ſo handelt es ſich zuerſt darum, wie die Geiſter dahin kommen und ſodann, wo ſich dieſe Oertlichkeit befindet. Die Reiſe in das Jenſeits iſt undenkbar ohne materielle Vorſtellungen von der Seele, und ſolche herrſchen denn auch, bewußt oder unbewußt, überall wo ein Jenſeits geglaubt wird, von dem Todtenthal wilder Stämme bis zu den großartigen Phantaſien von Dante's göttlicher Komödie. Viele Völker kennen Eingangsthore zum Jenſeits; der Avernerſee der alten Italer iſt nicht der einzige See dieſer Art, ſondern hat auch Kollegen in Irland (Lough Derg), in Deutſchland (der Sumpf Drömling), wie es Höhlen und andere Orte gibt, welche denſelben Zweck zu erfüllen haben. Manigfach ſind ſodann die Abenteuer, welche nach den Sagen verſchiedener Völker die Seelen auf ihrem Wege zu beſtehen haben; die ausſchweifendſte Phantaſie könnte dieſelben nicht gefährlicher ausmalen. Da gibt

es steile und schlüpfrige Berge, Brücken von eines Haares Breite, furchtbare Abgründe, reißende Ströme, Meere u. s. w. die zu überschreiten sind. Fast bei keinem Völkerstamme fehlt es an Sagen von Besuchen seiner Halbgötter und Heroen oder selbst einfacher Menschen im Lande der Todten. Ein Odschibwäh-Häuptling ist ein nordamerikanischer, Wäinämöinen ein finnischer Odysseus oder Orpheus, der die Unterwelt gesehen hat, und selbst die Zulus kennen einen solchen Mann. Ohne Zweifel bedeuten sie Alle das Hinabsteigen und die Rückkehr der Sonne, daher auch der Eingang zur Unterwelt im Westen liegt.

Sehr verschieden sind die Auffassungen von der Gegend des Jenseits. Es hat im Ausfindigmachen derselben jedes Volk seinen eigenthümlichen Geschmack bewiesen. In den nordamerikanischen Felsengebirgen, auf Borneo, Java u. s. w. zeigen die Eingeborenen Berge, wo die Geister der Abgeschiedenen wohnen und die man daher nicht betreten darf, ohne die schwerste Strafe auf sich zu ziehen. Bei den Indianern Chile's geht die Reise nach dem Jenseits westwärts über das Meer. Bei Malaien, Papuas und Australiern ist eine westlich liegende Insel das Todtenreich. Im Mittelalter war für Europa England (Land der Engel) die Todteninsel. In der westlichen Richtung des Todtenlandes ist natürlich die Gegend des Sonnenuntergangs (dieses hoffnungsvollen Vorbildes des nicht völligen Untergangs der Menschen) angedeutet, und weil die Sonne in die Erde zu versinken scheint, ist auch so sehr verbreitet die Annahme einer Unterwelt im Innern der Erde, welche aber in vielen Fällen ein Abbild der Erdoberfläche ist, ja eine eigene Sonne (die untergegangene), Meere, Berge, Bäume, Thiere u. s. w. hat, häufig aber auch düster, öde und ohne allen Reiz ist. Aegypter, Assyrer, Inder, Perser, Griechen, Italer und Germanen theilten diesen Glauben, aus dem die spätjüdische und christliche Hölle stammt, die sich durch ihr ewiges Feuer von den Vorbildern nicht zu ihrem Vortheil unterscheidet. Mit der Vorstellung eines Ortes, wohin die untergehende Sonne versinkt, konkurrirt übrigens entschieden in der Dichtung einer Unterwelt oder Hölle auch die Erweiterung des Grabes. Die Begrabenen sind die unter der Erde, und indem man von ihnen im Allgemeinen spricht, vereinigen sich ihre Grabhöhlen zu einer allgemeinen Höhle, die bis zum Mittelpunkte der Erde (nach Dante) dringt. Wo es Vulkane gibt, werden sie mit Vorliebe als die Essen der Unterwelt oder Hölle angesehen. Phantasiereicher und erhabener ist die Verlegung des Wohnsitzes der Geister auf Sonne, Mond und Sterne, welche noch in neuester Zeit Anhänger gefunden hat. Der Mond galt bei Indianern als das Paradies und im Mittelalter mitunter als die Hölle. Der Engländer Swinden hielt im vorigen Jahrhundert die Sonne für die Hölle und ihre Flecken für Haufen von Verdammten; Wilmarshof suchte vor wenigen Jahren die Zukunft der Erdenmenschen auf der — Venus! End-

lich wurde der Himmel ſelbſt, d. h. das ſcheinbare Gewölbe des Weltraums für den Sitz der Bevorzugten gehalten, von Indianern ſowol als von der Maſſe der Chriſten und Mohammedaner. Neger und viele Europäer niedriger Bildung halten das Himmelsgewölbe noch heute für feſt und für den Boden des beſſern Jenſeits, Auſtralier wünſchen in den Wolken einſt das Leben auf der Erde in ähnlicher Weiſe fortzuſetzen. Buddhiſten, Mohammedaner und chriſtliche Viſionäre nehmen mehrere, meiſt ſieben Himmel mit ebenſoviel Graden der Seligkeit (nach den Planeten) an. Der eigentliche Grund der Annahme von Himmel oder Unterwelt als Aufenthalt der Seelen iſt aber gewiß dieſer: Man ſah in dem künftigen Leben überhaupt einen neuen Tag nach demjenigen, den das diesſeitige Leben vorſtellte; beide Tage mußten wie gewöhnliche ſolche durch eine Nacht getrennt ſein; ſoweit man nun die Abgeſchiedenen erſt in dieſer Nacht angekommen glaubte, verſetzte man ſie in die dunkle oder höchſtens ſchwach erleuchtete Unterwelt, beziehungsweiſe Hölle; ſoweit man aber annahm, daß ſie bereits den neuen Tag erreicht hätten, ſchrieb man ihnen den Aufenthalt im Himmel oder auf deſſen leuchtenden Körpern zu. Aus den Begriffen Nacht und Tag, dunkel und hell entwickelten ſich aber nach und nach die höheren Vorſtellungen von böſe und gut, Strafe und Belohnung.

Was die Art und Weiſe betrifft, in welcher der Menſch das jenſeitige Leben zuzubringen hofft, ſo gibt es zweierlei Hauptklaſſen von Vorſtellungen in dieſer Hinſicht, welche ſich indeſſen vielfach mit einander vermiſchen und in einander übergehen. Die Angehörigen jener Völker, deren Begriffe vom Guten und Böſen noch unklar ſind, d. h. nach der urſprünglichen Herkunft der ethiſchen Anſchauungen noch in derjenigen des Angenehmen und Unangenehmen, des Hellen und Dunkeln aufgehen, halten das künftige Leben für eine einfache Fortſetzung des diesſeitigen und glauben, die Seele des Menſchen werde dort mit den Seelen ſeiner Haus- und Jagdthiere und ſeiner Geräthe dieſelben Beſchäftigungen treiben wie diesſeits. Die Völker mit ausgebildetem ethiſchem Syſtem dagegen nehmen ein doppelt oder mehrfach geſchiedenes jenſeitiges Leben an, je nachdem die Verſtorbenen durch ihr Verhalten eine Belohnung, eine Strafe oder einen Mittelzuſtand verdient haben. Kurz, das Jenſeits iſt bei allen Menſchen ein Abbild ihres geiſtigen Zuſtandes. Es iſt ſo, wie ſie nach Maßgabe ihrer Kultur ſich daſſelbe wünſchen müſſen, ſo weit es angenehm, und ihren Feinden oder denen, welche nach ihrer Anſicht Gutes nicht verdient haben, ſoweit es unangenehm iſt. Jene, welche die Lehren vom Fortleben ausbildeten, die Prieſter oder die, welche das Prieſtertum bei niedriger ſtehenden Völkern vertreten (Zauberer und Aehnliche), ſorgten ferner dafür, daß ihnen und denjenigen, welche ihnen ergeben waren, der beſſere Theil in Ausſicht geſtellt wurde, daher denn auch meiſtens geglaubt wird, daß höhere Stände und Rang-

ſtufen jenſeits ſo fortdauern, wie ſie diesſeits waren. So kommen denn verſchiedene Loſe im Jenſeits auch da vor, wo reine ethiſche Begriffe mangeln, nur richten ſie ſich nach den unvollkommenen Anſichten jener Völker von Verdienſt oder dem Gegentheil. Kriegeriſche Völker, Indianerſtämme ſowol als die alten Germanen, räumen ihren gefallenen Helden oder ſolchen Kriegern, die ſich nach ihrer Anſicht, d. h. durch Rauben und Morden oder gar Auffreſſen der Feinde ausgezeichnet, einen beſſern, den Anderen aber, gleichviel ob ſie ſich ſonſt gut aufgeführt, einen ſchlechtern Ort im Jenſeits ein. Dagegen gibt es friedliche Völker (z. B. in Kalifornien), welche umgekehrt die im Kriege Gefallenen an einen Ort der Strafe verweiſen. Völker, welche ſtreng an gewiſſen Formen hängen, wie z. B. die Polyneſier als Verehrer des Tabu, verſetzten die gewiſſenhaften Beobachter dieſer Formen an einen Ort der Freude und ihre Verächter an einen Ort der Qual. Die Atſchalaken in Florida ſtehen in dieſer Beziehung ziemlich hoch. Nach ihrem Glauben werden Jene, welche ein gutes Leben geführt, der Sonne gedient und zu ihrer Ehre den Armen viele Geſchenke gegeben, nach dem Tode in Sterne verwandelt, die Böſen dagegen in ein elendes Daſein zwiſchen abgelegenen Bergen und Abgründen, wo wilde Thiere in Höhlen hauſen, verbannt. Und ſo ſteigen die Anſchauungen allmählich und ſtufenweiſe empor, doch nicht, ohne daß ſelbſt noch in der erhabenſten Religion, dem Chriſtentum, neben dem ethiſchen auch das ceremonielle oder dogmatiſche Verdienſt und in der Lehre Auguſtin's und Calvin's ſogar die Willkür der Gottheit die Entſcheidung über die Art des Jenſeits trifft.

Ob es Völker gibt, welche gar keine Fortdauer der menſchlichen Seele nach dem Tode annehmen, iſt ebenſo wenig genau bekannt, als ob es Völker ohne alle Religion gibt. Beides, die Religion im Allgemeinen wie der Jenſeitsglaube im Beſondern, muß indeſſen auf den tiefſten Kulturſtufen den Menſchen unbekannt geweſen ſein, indem ſich dieſe aus rohen Anfängen entwickelt haben und Alles, was ſie von den Thieren unterſcheidet, das Feuer, die Sprache u. ſ. w. einſt nicht beſeſſen haben. Auch das Bewußtſein, einmal ſterben zu müſſen, konnten die älteſten Menſchen anfangs nicht haben und ſchloſſen dies ihr Schickſal erſt mittels Entwickelung ihres Denkvermögens aus ihren Beobachtungen an Thieren und Menſchen. Der Glaube an eine Fortdauer aber kann erſt geraume Zeit nach dem Bewußtſein des Todes aufgekommen ſein. Daß er einſt nicht vorhanden war, zeigt aber vollends die Thatſache des Vorkommens von Völkern, welche einen mangelhaften Fortdauerglauben haben, einen Glauben, welcher den Uebergang vom Nichtglauben an die Unſterblichkeit zur Ueberzeugung von deren Allgemeinheit bildet. Dieſer Uebergangsglaube erſcheint unter zwei Hauptformen, die aber auch mit einander vermengt ſein können, nämlich erſtens als Unterſcheidung der Menſchen in Solche, welche fortleben und Solche, welche

von dieſem Glück ausgeſchloſſen ſind, und zweitens als Annahme von einem zweiten Tode der fortlebenden Seelen. Die erſtere Form kommt z. B. in Polyneſien vor, wo die Tonganer nur ihrem Adel den Uebertritt nach der Geiſterinſel Bolotu geſtatteten, das gemeine Volk aber mit dem Tode zu Grunde gehen ließen. Auf anderen Inſeln genießen dieſen Vortheil blos die Tatuirten, die dieſes Schmuckes Entbehrenden aber nicht. Die Indianer von Nicaragua, die ſich ſchon zu einem ethiſchen Prinzip emporgeſchwungen, ließen vor Annahme des Chriſtentums die Guten fortleben, die Böſen aber nicht. Die zweite Form des mangelhaften Unſterblichkeitglaubens finden wir bei den Grönländern, welche den Tod von Seelen in Folge der auszuſtehenden Strapazen auf der Reiſe nach dem Jenſeits, und bei den Fidſchi-Eiländern, welche denſelben bei Kämpfen der hinübergehenden Krieger mit böſen Geiſtern für möglich hielten und die Seelen ihrer unverheirateten Landsleute ohne Gnade durch ſolche Geiſter vernichten ließen. Bei den Guinea-Negern werden die Seelen der Böſen ein zweites Mal getödtet, und zwar von dem großen Prieſter des Jenſeits, der dagegen die Guten nach dem beſſern Lande geleitet. Die Weiber der Matamba-Neger glauben durch Untertauchen im Waſſer die Seelen ihrer verſtorbenen Männer zu ertränken, um ſich wieder verheiraten zu können.

Der Fortdauerglaube beſchreibt indeſſen einen Kreislauf; wie er auf den unterſten Stufen der Kultur noch nicht vorhanden war, ſo iſt er auf deren oberſten Stufen in Gefahr, nachdem er als Hypotheſe erkannt iſt, wieder beſeitigt zu werden. Wir ſprechen nicht von Leuten, deren es wol ſchon bei allen Völkern gegeben hat, die dieſen Glauben wegwerfen, weil es ihnen bequem däucht, nach dem Tode aller Verantwortung für ihr diesſeitiges Leben zu entgehen, ſondern von den größten Denkern, welche ſehr häufig die Annahme einer individuellen Fortdauer nach dem Tode abgelehnt haben und deren Schüler und Verehrer, gleich ihnen ohne Veranlaſſung, einer Verantwortung entgehen zu müſſen, fortwährend an Zahl wachſend, nicht finden können, daß die Beſtimmung des Einzelweſens über die Welt, in welcher und nach deren Geſetzen es entſtanden, hinauszureichen brauche oder auch nur deſſen fähig ſei. Es hat auch dieſe Anſicht ihre Berechtigung und iſt nicht abſichtliche Leugnung deſſen, was Andere erhebt und beruhigt, ſondern Loslöſung von dem Bedürfniß, dem ſelbſtiſchen Intereſſe die Welt und ihre Geſetze unterzuordnen.

Das Jenſeits iſt mit dem Kreiſe der abgeſchiedenen Menſchenſeelen nicht abgeſchloſſen, ſondern enthält auf den verſchiedenen Kulturſtufen außer und über ihnen noch Geiſter, welche niemals irdiſche Weſen waren, ſondern von Anfang an den Menſchen übergeordnete und überlegene Dämonen oder Götter ſind. Ohne allen Zweifel ſind dieſelben aus den fortlebenden Menſchenſeelen abſtrahirt, ihnen nachge-

bildet und ihr Beſtand ſteht und fällt mit dem Fortdauerglauben. Ohne individuelle Unſterblichkeit der Menſchenſeelen gibt es auch keine höheren Geiſter, keine Dämonen und Götter, abgeſehen natürlich von dem oberſten Weltprincip oder letzten Grund der Dinge, aus dem Alles, alſo auch das Geiſtige hervorgegangen, das nie von Prieſtern oder ſagendichtenden Völkern erfunden und daher auch nicht nach menſchlicher Schablone zu denken iſt. Die außermenſchlichen Geiſter haben ihren Urſprung wahrſcheinlich in dem bereits erwähnten Glauben, daß auch außermenſchliche Weſen, nicht blos Thiere, ſondern auch Pflanzen, Naturerſcheinungen aller Art und ſogar künſtliche Gegenſtände Seelen haben. So gibt es Geiſter der Luft, des Waſſers, des Feuers, der Erde, der Geſtirne, der Bäume, Blumen u. ſ. w. und aus ihnen bildet ſich das Geiſterheer, das neben den abgeſchiedenen Menſchenſeelen entweder unter den Lebenden ſpukt oder das Jenſeits bevölkert. Leicht fügten ſich denſelben noch zahlreiche Geiſter ohne nähere Beziehung auf beſondere Gegenſtände bei, welche die Hauptrolle in dem Glauben der roheſten Völker ſpielen und darin mit den abgeſchiedenen Menſchenſeelen gewöhnlich vermengt und verwechſelt werden. Nach dem Glauben tieferer Geiſtesſtufen ſind die Menſchenſeelen nach dem Tode ohnehin höhere Geiſter, ſind allwiſſend, allgegenwärtig und faſt allmächtig.

Je höher die Kultur ſteigt, deſto mehr und tiefere Unterſchiede werden zwiſchen den Gliedern der Geiſterwelt gemacht, obſchon noch auf ziemlich hohen Stufen genug Vermengungen vorkommen, wie denn z. B. die chriſtliche Volkstheologie unter „Engeln“ ſowol ſelig gewordene Menſchenſeelen als höhere Geiſter verſteht. Der jüdiſche Weiſe Philon erklärte Seelen, Dämonen und Engel als Eines dem Weſen nach. Nach dem Glauben auſtraliſcher, amerikaniſcher und nordaſiatiſcher Urbewohner werden geradezu die abgeſchiedenen Seelen zu Dämonen oder böſen Geiſtern; ſelbſt die Chineſen fürchten noch die Seelen von Ausſätzigen und Bettlern. Aus dieſer Vermengung geht der Ahnen- und Manenkult vieler Völker hervor, zu denen die Kaffern, die Chineſen und die alten Römer gehören. Dſchingiſchan und ſeine Nachfolger wurden ebenſo als Götter verehrt wie die Cäſaren am Tiber, und in China haben Rangerhöhungen Verſtorbener nichts Auffallendes. Die Erhebung Todter zu Seligen und Heiligen durch die Päpſte gehört in dieſelbe Kategorie; ernannte ja in unſeren Tagen Papſt Leo XIII. den Thomas von Aquino zum Doktor! Eine Abart des Manenkultes iſt der Gräberkult; rohere Völker beſuchen die Schädelſtätten ihrer Verwandten und ſprechen mit deren Gebeinen; höhere bekränzen das Grab und beweinen die Todten. Die Völker niederer Kultur ſchreiben die Krankheiten Geiſtern zu, die bald Menſchen waren, bald Geiſter von jeher ſind, und aus dieſem Glauben entwickelt ſich der im Chriſtentum noch beſtehende und durch „Exorzismus“ geheiligte Wahn der Beſeſſenheit, ſowie, auf noch

lebende Menſchen angewendet, der Zauber- und Hexenglaube. Die Zauberer, welche in ſchädliche und nützliche zerfallen, nämlich ſolche, welche Zauber ausüben und ſolche, welche ihn entdecken, verhindern und unſchädlich machen, ſind ſämmtlichen Völkern bekannt; es ſind Leute, die zwiſchen dem Dies- und Jenſeits vermitteln und in beiden Welten zu Hauſe ſind. Auf höheren Stufen werden die nützlichen Zauberer zu Zeichendeutern, Sehern, Propheten und endlich zu Prieſtern und Weiſen, während die ſchädlichen als Schwarzkünſtler, Hexenmeiſter und Hexen ihr Weſen forttreiben, bis das Licht der Wiſſenſchaft ſie vernichtet. Die Beſeſſenheit nennen wir jetzt theils Hyſterie und Epilepſie, theils Geiſtes- oder beſſer Gehirnkrankheiten und den Zauberſchwindel Betrug, ſei er aktiv oder paſſiv, während die aus den Zauberern hervorgegangenen Propheten und Prieſter bald Geiſeln, bald Zierden der Menſchheit geworden ſind.

Auf der Bevölkerung der Welt mit Geiſtern beruht auch der ſogenannte Fetiſchglaube (vom portug. feitiço, Zauber, dies vom lat. factitius, bezaubert). Alle möglichen Gegenſtände ſind Fetiſche; aber in allen ſind Geiſter verborgen, daher ihnen übernatürliche Wirkungen zugeſchrieben werden, namentlich gegen Krankheiten und alle ſonſtigen Uebel. Unter der Herrſchaft höherer Religionen lebt noch ein Schatten des Fetiſchglaubens, autoriſirt in der Form von Skapulieren und Amuletten, außerhalb der Kirche aber in der ſogenannten Sympathie und in anderm mannigfachem Aberglauben fort. Die Fetiſche ſind ſowol von Menſchenſeelen als von eigentlichen Geiſtern beſeſſen. Beiderlei Geiſter werden in beliebige Gegenſtände gebannt, um ſie zu beſitzen und von ihnen Vortheil zu ziehen. Man ſammelt ſorgfältig alle für Fetiſche gehaltenen Dinge, ſogar Haare, Federn u. dergl., baut ihnen Häuſer, ſetzt ihnen Speiſen und Getränke vor, gibt ihnen Betten, Seſſel u. ſ. w. zu ihrer Bequemlichkeit.

Das Gebiet des Fetiſchglaubens iſt nur durch die höhere Civiliſation beſchränkt; wo dieſe nicht eingedrungen iſt, herrſcht er überall, in allen Erdtheilen, nur mit verſchiedenen Eigenthümlichkeiten da und dort. Eine ſolche beſonders charakteriſtiſche beſitzen z. B. die nordamerikaniſchen Indianer. Nach ihrer Anſicht erſcheint Jedem in ſeiner Jugend durch einen Traum oder ein „Geſicht“ irgend ein Gegenſtand, bald ein natürlicher (Pflanze oder Thier oder Theile beider), bald ein künſtlicher (Geräthe u. ſ. w.), den er zu ſeiner „Medizin“ wählt, den er ſich dann verſchafft und ſein Leben lang als Talisman trägt, ihm opfert und ihn nach ſeinem Tode mit ſich verbrennen läßt. Der Name rührt daher, daß die Zauberer der Indianer von den Franzoſen in Kanada „Médecins“, Aerzte genannt wurden und daß man mit dieſen Leuten alles Zauberhafte und Wunderbare in Verbindung brachte. Es haben aber nicht nur alle Einzelnen, ſondern auch alle Familien oder Stämme ihre Medizinen, die aber „Dodaims“ oder „Totems“ heißen; es ſind

dies meist Thiere, seltener Pflanzen oder andere Gegenstände, welche von dem betreffenden Klan verehrt und als dessen Beschützer betrachtet werden. Man glaubt, die Seele eines großen Ahnen sei in dem Totem enthalten und man hütet sich, den letztern zu essen oder sonst zu verletzen. Diese Anschauung ist auch australischen Stämmen, bei denen die Totems „Kobong" heißen, und vielen anderen Völkern aller außereuropäischen Erdtheile eigen.

Die Fetische sind überall vorzugsweise die Werkzeuge der Zauberer. Sie wahrsagen mittels solcher durch Taschenspielerkunststücke oder mechanische Einwirkung, und aus diesem Treiben ist u. A., wie man es bei den Stämmen im Innern Nordamerikas beobachtete, das Tischrücken und Tischklopfen und damit der gesammte Geisterschwindel der modernen Spiritisten hervorgegangen, der also einem ungeheuern Rückschritt aus der höchsten Gesittung in die tiefste Barbarei gleichkommt. Ganz ähnlich treiben es die Lamas in Nordasien mit Bänken oder Tischen, welche sich angeblich fortbewegen und die Urheber von Diebstählen entdecken, und die Zauberer der Neger mit Stöcken, welche die nämlichen Dienste verrichten.

Es gibt sogar in Europa noch Völker von geringer Schulbildung, welche in vielen Gegenständen Geister vermuten und sich daher hüten, sich derselben zu irgend welchen Zwecken zu bedienen.

Der Fetischdienst ist ohne Zweifel die Quelle der Götzenverehrung und anderer Kultformen, welche die Menschen an unter ihnen stehende Wesen und Gegenstände verschwenden. Die roheste Art dieser Erscheinungen ist die Verehrung von Steinen und Klötzen, die noch immer sehr verbreitet ist und deren ehemaliges Dasein in Gegenden jetziger höherer Kultur die Riesensteine der Menhirs und Kromlechs verraten. Man hielt und hält diese Steine und Klötze für die Hülle von Geistern und dies erklärt ihre Hochhaltung. Indische Stämme der Drawidas bemalen die verehrten Steine mit roten Flecken, was vielleicht Gesichter vorstellen soll. Selbst die ältesten Hellenen verehrten Steine und Klötze als Bilder ihrer Götter. Die Phöniker und Hebräer (Letztere vor Befestigung des Monotheismus) verehrten Baal als Steinpfeiler und Aschera als Baumstamm; Norweger und Iren hegten und pflegten noch bis in die neueste Zeit Steine in ihren Häusern als Schutzmittel der letzteren. Mit der Zeit wurden bei denjenigen Völkern, welche Anlagen zu Kunstfertigkeit besaßen, durch Schnitzen, Behauen und Bemalen die Steine und Klötze zu mehr oder minder menschenähnlichen, bisweilen auch thiergestaltigen Bildern. Ihre höchste Vollendung erreichte die menschliche Göttergestalt bei den Griechen in ihrer Blütezeit; es waren jetzt aber nicht mehr die Götter selbst, sondern nur deren Bilder; die Originale hatten sich schon früher auf den Olympos zurückgezogen. Ethische Religionen, wie die der Parsen, Juden und Islamiten haben

den Götzendienſt als entwürdigend abgeſchafft; von den Chriſten wurde er unter der Form der Heiligenverehrung beibehalten und zwar in manchen Zeiten und bei manchen Völkern mit der ganzen Rohheit heidniſcher Stämme; es fehlte jedoch nie an bilderzerſtörenden Parteien bei ihnen. Die Götter- und Heiligenbilder werden, wo nicht die Kunſt einen hehren Sieg erfochten, von ihren Verehrern für lebendig gehalten; man ſpricht mit ihnen, ſpeist und ſalbt ſie, erwartet von ihnen Wohlthaten und rächt ſich an ihnen für Nichterfüllung ſeiner Wünſche durch Mißhandlung oder gar Zerſtörung. In katholiſchen Gegenden werden Marienbilder an verſchiedenen Orten für verſchiedene Perſonen mit höherer und geringerer Kraft gehalten und in Italien wirft das Volk noch jetzt Heiligenbilder, welche die Gebete nicht erhören, in den Schmutz. Doch gibt es auch Völker und Stämme, welche die Götzenbilder nicht für die Götter ſelbſt, ſondern nur für deren Sinnbilder oder zeitweilige Wohnſitze halten. Im Ganzen iſt die Bilderverehrung ein Eigentum mittlerer Kulturſtufen, da ſie mehr oder weniger Kunſtfertigkeit erfordert; die roheſten Völker üben ſie nicht, weil ſie dieſe Gaben nicht beſitzen, und die gebildetſten nicht mehr, weil ſie den Glauben an die Beſeeltheit niederer Dinge durch Geiſter verloren haben.

Ein höheres Verſtändnis der Natur als die Verehrer von Steinen und Klötzen bekunden diejenigen von organiſchen Weſen und zwar zunächſt von Pflanzen. Die am häufigſten von Geiſtern belebt gedachten Gewächſe ſind die Bäume, die auch ſammelweiſe als Wälder oder Haine Verehrung finden. Es liegt indeſſen nahe, ſich als Bewohner eines wachſenden, knospenden, blühenden, Früchte tragenden und welkenden Weſens nicht einen beliebigen, ihm fremden Geiſt, ſondern ein ihm eigenes, mit ihm organiſch verwachſenes Geiſtweſen zu denken; es ſind dies die ſehr weit verbreiteten Baumgeiſter, Baumdämonen, Baumnymphen (Dryaden, Hamadryaden), bei den Deutſchen Holz- und Waldleutchen, Männchen wie Weibchen, äußerſt zarte, harmloſe, leidende Geſchöpfe der Phantaſie. Beſeelte Bäume dürfen bei manchen Völkern, z. B. Malaien, Negern, nicht umgehauen werden, bei Indianern hört der Medizinmann ſie über den an ihnen verübten Frevel klagen. Der Buddhismus anerkannte die Baumbeſeelung und ließ ſelbſt Buddha ſich in Bäume verwandeln. Bekannt ſind aus den helleniſchen Mythen die in den Lorbeer verwandelte Daphne, die in Bäume verwandelten Heliaden, welche noch Blut und Thränen (edles Harz) vergießen. Blutende und weinende Bäume kennt auch der deutſche Volksglaube. Bäume und Haine ſind bei vielen Völkern heilige Kultorte und werden mit Gaben beſchenkt, die man an den Zweigen aufhängt. Der Eichenhain des Zeus in Dodona gab durch das Rauſchen ſeiner Zweige Orakel. Gewiſſe Bäume ſind einzelnen Völkern beſonders heilig. Baumpflanzungen waren und ſind ſelbſt im Bereiche höherer Geſittung (bei Geburt von

Kindern z. B.) feierliche Handlungen. In Indien werden Urwälderreſte ganz den Geiſtern überlaſſen.

Man kann die vielfach verachtete Thierverehrung erſt begreifen, wenn man ſie in der Reihe der übrigen auf Naturweſen bezüglichen Kulte betrachtet. Ebenſo gut als in Pflanzen, ja noch mit mehr Wahrſcheinlichkeit konnte man in den ſich ſelbſtändig bewegenden und mit den Menſchen verkehrenden Thieren Geiſter vermuten. Die Thiere haben Charaktere und handeln oft geſchickter als Menſchen, — warum ſollten da nicht Geiſter in ihnen hauſen? Bald gelten indeſſen die Thiere ſelbſt als Geiſter- oder Götterweſen, bald blos als Hüllen körperloſer Geiſter. Natürlich offenbart ſich hierbei der verſchiedene Geſchmack der Menſchen; die einen fanden dieſe, die anderen jene Thiere verehrenswürdiger. Auch die Totems der Indianerſtämme, deren wir oben gedachten, haben ihre Grundlage in der Thierverehrung. Die ihr ergebenen Menſchen bitten Thiere, die ſie auf der Jagd tödten oder der Nahrung wegen ſchlachten, um Verzeihung oder hüten ſich überhaupt, die von ihnen verehrten Thiere zu verletzten. In ganz Nordaſien iſt der Bär beſonders heilig, am meiſten bei den Ainos, die ihn ſo viel wie möglich tödten, aber jedesmal mit Bezeugung ihrer Hochachtung. Den Negern, aber auch vielen anderen Völkern, ſind Schlangen, als beſonders unheimliche und durch ihre Fortbewegung ohne Füße merkwürdige Thiere, die beliebteſten Geiſtergefäße. Im alten Aegypten haben wir das Beiſpiel eines hochgebildeten Landes mit ſyſtematiſch durchgeführter Thieranbetung. In Indien iſt die Kuh göttlich; doch auch andere Thiere ſind wie am Nil Götterhüllen und Götterbilder. Die Griechen gaben die Thiere, die ſie früher verehrten, ſpäter ihren Göttern als Begleiter, ſo dem Zeus den Adler, dem Apollon den Wolf u. ſ. w., ſo auch die Germanen dem Tor ſeine Böcke, dem Freir den Eber u. ſ. w. Manche Völker verehrten übrigens nicht nur einzelne Individuen beſtimmter Thiergattungen, ſondern auch ein hypothetiſches (oft beſonders großes) Exemplar der betreffenden Gattung als Vertreter der ganzen letztern. Andere, wie z. B. die Peruaner, hielten gewiſſe Sterne für die Beſchützer gewiſſer Thierarten oder für die Schützer der Menſchen gegen gewiſſe wilde Thiere.

Es gibt aber außer Steinen, Pflanzen und Thieren noch manche Naturweſen, welche als Geiſterhüllen oder verkleidete Gottweſen betrachtet werden, oder vielmehr iſt dies von ſämmtlichen der Natur angehörigen Gegenſtänden zu ſagen, beſonders aber von den Geſtirnen und den Elementen. Feuer-, Luft-, Waſſer- und Erdgeiſter, in höherer Ausbildung Götter, wohnen in den Vulkanen, in Wind und Wolken, in Blitz und Donner, in Flüſſen, Quellen, Seen und Meeren, in Felſen, Bergen und Höhlen. Es werden ihnen Opfer gebracht, d. h. in die betreffenden Orte geworfen, oder ſie holen ſich ſelbſt ihre Opfer, z. B. Gewäſſer noch in chriſtlicher Zeit. So haben auch Sonne, Mond und

Sterne ihre Dämonen, wie noch in neueſter Zeit Gelehrte im Ernſte glauben; erſtere beide, für die Erde die auffallendſten Weltkörper, ſind gerade bei den höchſt entwickelten Völkern Hauptgottheiten geworden.

Ja es iſt an dieſen Myriaden von Geiſtern des Jenſeits noch nicht genug; es gibt deren auch noch in Menge, die nicht an die Naturdinge gebunden, ſondern dem Menſchen in ſeinem Leibes- und Seelen-, Einzel- und Zuſammenleben gewidmet ſind. Bei den niederen Raſſen herrſchen ſogenannte böſe, d. h. gefürchtete, Unheil bringende Geiſter vor, denen auf höhern Stufen gute, d. h. glückbringende, die Menſchen gegen die böſen Dämonen ſchützende, gegenüberſtehen, welche beide Klaſſen in den ethiſchen Religionen Zarathuſtra's, Eſra's, Jeſu und Mohammeds als Teufel und Engel beibehalten ſind. Viele Völker kennen böſe Geiſter, welche die Menſchen durch Drücken im Schlafe quälen; bei den Teutſchen heißen ſie Nachtmaren, Alpe oder Druden und ſind beſonders veranlagte Menſchen in Verwandlungen; als Incubi und Succubi ſind ſie in der Mythologie des Malleus maleficarum (Hexenhammer) die teufliſchen Beiſchläfer oder Buhlen der Hexen und Hexer. Die oſteuropäiſchen Völker beſitzen die ſcheußliche Sage vom Vampyr, dem blutſaugenden, Nachts das Grab verlaſſenden Leichengeſpenſte. Ganz Ähnliches glauben auch Völker anderer Erdtheile. Hausgeiſter ſind die Kobolde und Klopfer, nicht nur unſerer Vorfahren, ſondern faſt aller Völker, in dieſer oder jener Geſtalt. Mannigfach ſind die Bemühungen, die vielfältigen Geiſter zu entdecken. Oft dienen Thiere dazu, beſonders Hunde, welche nach dem Glauben vieler Völker die Geiſter wittern, wie bei Homeros der Hund des Odyſſeus. Die Teutſchen ſtreuen in der Sage Aſche auf den Boden, die Kobolde zu entdecken oder die Geſtalt ihrer verborgenen Füße zu ergründen, und dieſe Aſche dient zu demſelben Zwecke auch in Oſt- und Weſtindien bezüglich der Schutzgottheiten des Hauſes. Niedrigſtehende Völker ſchwingen Fackeln, ſchlagen mit Stöcken, heulen, lärmen auf alle Weiſe, um die Geiſter los zu werden, die ſie umſchwärmen. Die Schutzgottheiten jedes einzelnen Menſchen, die man überall findet, bei den Griechen Daimonia, bei den Römern Genien (für die Frauen Junonen) ſind in den chriſtlichen Schutzengeln erhalten.

Ueber dieſen Heeren von Dämonen ſtehen nun erſt noch die eigentlichen Götter, die von jenen nicht ſtreng geſchieden ſind. Da der Menſch in der mit Sinnen wahrnehmbaren Welt der Dinge nichts Höheres kennen gelernt hat als ſeine Gattung, ſo haben auch die höchſten Weſen, denen er Verehrung zollte, in der Regel ſeine Geſtalt, ſowie menſchliche Charaktere, menſchliche Neigungen und Gedanken angenommen. Dieſe Weſen, die Götter im engern Sinne oder auch allein als Götter ausgezeichnet, ſind die Herren und Führer der Geiſterheere. Auf den

tiefſten Kulturſtufen ſind letztere führerlos; erſt bei höherer Entwickelung, erſt wenn der Menſch durch Überlegung den Wert ſeiner eigenen Gattung erkannt hat, ſetzt er Weſen ſeiner Art über die Geiſter der Geſtirne, der Elemente, der Thiere, der Pflanzen, der Steine, Klötze u. a. Gegenſtände. Sie wachſen nach und nach aus ſolchen Geiſtern empor, die unter den Gläubigen ein höheres Anſehen erlangen als der gemeine Hauſe der Dämonen, und dieſes Emporwachſen vermittelt den Übergang zwiſchen der tiefſten und der höchſten Stufe des Heidentums, nämlich zwiſchen einer hauptloſen Geiſterhorde und einem wolorganiſirten Götterſtaate mit oberſtem Lenker.

Vielleicht gibt es keine Völker mehr, die noch ſo roh ſind, ihrer Dämonenſchar völlige Anarchie zuzuſchreiben. Ganz zuverläſſig ſind eben die Berichte über die Religionen der Wilden nicht immer, da die Miſſionäre ihnen oft chriſtliche oder ſonſt hiſtoriſche Begriffe unterſchieben, weil ſie ihre Ausſagen ſo auffaſſen. Schon die Auſtralier beſitzen eine höhere Ariſtokratie von Geiſtern; die Polyneſier kennen einen ganzen Olymp und die nordamerikaniſchen Indianer ſind bekannt durch ihre Verehrung des „Großen Geiſtes" (Manitu). Sehr verwickelt ſind ſchon die Götterhierarchien der Negerſtämme. Gemeinſam iſt den Götterſyſtemen im Ganzen, daß ihre Glieder beſondere Namen führen und ihnen gewiſſe Machtgebiete zugetheilt ſind, über welche ſie herrſchen. Dieſe Gebiete ſind urſprünglich diejenigen niederer Geiſter, wie z. B. Waſſer, Feuer, Wald, Mond, Sonne. Auf höheren Kulturſtufen treten die Götter aus dieſem Bann heraus; der Feuergott iſt nicht mehr das Feuer ſelbſt oder ein von demſelben umhüllter Dämon, ſondern ein das Feuer bändigender oder entfeſſelnder Gott in menſchlicher Geſtalt, der Sonnengott nicht mehr in den Sonnenkörper eingeſchloſſen, ſondern ein Lenker des Sonnenwagens. Was aber beſonders zur Verleihung menſchlicher Geſtalt und Eigenſchaften an die Götter beigetragen zu haben ſcheint, iſt der Umſtand, daß die abgeſchiedenen Seelen der Menſchen von jeher unter die Geiſter gemiſcht wurden. In der Theologie der Konds in Oſtindien nehmen die vergöttlichten Menſchenſeelen eine Mittelſtufe zwiſchen den gewöhnlichen Geiſtern und den eigentlichen Göttern ein, während im Buddhismus die beſonders heiligen Menſchen' ſogar über die Götter hinauf ſteigen. Im brahmaniſchen Indien verwandeln ſich die Götter, beſonders Wiſchnu, in Menſchen und noch deutlicher thun dies der helleniſche Sonnengott als Herakles und der germaniſche als Sigfrid. Die Heroen ſind menſchgewordene Götter und kehren nach ihrer Menſchenlaufbahn wieder in das Jenſeits zurück. Der polyneſiſche Heros Maui iſt mächtiger als alle Götter. Das Jenſeits der Götter iſt in der Regel mit dem Jenſeits der bevorzugten oder belohnten Menſchen identiſch; doch behalten vielfach Götter ihren Wohnſitz in dem ihnen zugewieſenen Gebiete, z. B. Waſſergötter im Meere u. a. Gewäſſern,

während Götter der Unterwelt den Aufenthalt der benachtheiligten oder beſtraften Menſchenſeelen regieren. Da es indeſſen ſchwer war, einem der verſchiedenen Götter den oberſten Rang einzuräumen und doch ein oberſter Gott als Lenker der geſammten Geiſter- und Naturwelt mehr und mehr Bedürfniß wurde, je weiter ſich die Hierarchie ausdehnte, ſo wurde bei den meiſten Völkern von etwas veredelter Kultur der als „Himmel“ bezeichnete Luftraum als Machtkreis des höchſten Gottes auserwählt und zu ſeinem Gebieter bald der Sonnen-, bald der Regen-, Sturm- oder Donnergott erkoren. Der Himmelsgott wurde der Vater der Götter und Menſchen und in den monotheiſtiſchen Religionen iſt er der einzige Gott geblieben. Doch ſind in der katholiſchen Weltanſchauung die Funktionen der untergeordneten Götter auf die Heiligen übergegangen, deren jeder ſein Machtgebiet hat, und die niederen Geiſter ſind zu Engeln und Teufeln geworden. Noch immer bittet man indeſſen den chriſtlichen Gott um Regen und Sonnenſchein. Im ganzen geſchichtlichen Verlaufe der Götterbildung aber iſt der Himmelsgott, deſſen Reich unter allem Wahrnehmbaren das am ſchwerſten individuell aufzufaſſende iſt, da eine ſolche Abſtraktion ſchon eine höhere als die gewöhnliche Geiſtesthätigkeit fordert, wahrſcheinlich die jüngſte Schöpfung.

Da die Weltanſchauung der mit der Erdgeſtalt unbekannten Völker in Himmel und Erde die Grenzen des Weltalls ſah, in jenem die obere und in dieſer die untere Schale des Weltgehäuſes, ſo wurde die Erde meiſt dem Himmel als Gattin beigegeben und hierdurch zur Mutter aller Weſen erhoben. Bald wurde ſie als Göttin des Ernteſegens und der Fruchtbarkeit dankbar verehrt, bald als Herrin der furchtbaren Unterwelt geſcheut.

Das Jenſeits der Götter iſt indeſſen mit der Verjenſeitlichung von Naturweſen als Dämonen nicht abgeſchloſſen. Es liegt vielmehr in der folgerichtigen Entwicklung der Vorſtellung vom Jenſeits, daß deſſen leitende Kräfte überhaupt und vollkommen jenſeits der ſinnlichen Welt walten, d. h. daß ſie in den höchſten Stadien ihrer Ausbildung gar keinen Bezug mehr auf die Natur haben, ſondern ſich über dieſelbe erheben und zu Vorſtehern oder Vertretern geiſtiger Eigenſchaften und Zuſtände werden. Den Übergang zu dieſer Stufe der Götterverehrung bilden jene Vorſtellungen, welche gewiſſe Verrichtungen und Vorfälle im menſchlichen Leben, die noch mit der Natur zuſammenhängen, aber geiſtige Zwecke verfolgen, zu Machtgebieten von göttlichen Weſen erheben. Dies iſt der Fall mit Vorkommniſſen, wie es die Geburt, die Verehelichung und der Tod des Menſchen, wie es die Berufe des Ackerbaues, der Viehzucht, des Jagens, des Handels, wie es die Zuſtände des Friedens und Krieges ſind. Es wurden zuerſt Naturgottheiten dazu genommen; Hausgeiſter oder die Erde, auch der Mond wurden zu Geburtgöttern, die Erde oder der Regen, auch der Donner, zu Ackergöttern, der

Sturm zum Kriegsgott, je nachdem ſich irgend eine Analogie zwiſchen zwei Götterverrichtungen darbot. Der Unterweltgott war ohnehin ſchon Todesgott und Beherrſcher der abgeſchiedenen Seelen, welche ſelbſt wieder zum Theil von ihren Nachkommen, z. B. den Chineſen und Kaffern, als Manen verehrt werden und zu Zeiten geradezu, wie die römiſchen Kaiſer, unter die Götter verſetzt wurden. Menſchen wurden bei den Hellenen in der Unterwelt zu Todtenrichtern.

Entwickeln ſich endlich die ſittlichen Begriffe höher, ſo ſcheiden ſich die Götter in gute und ſchlechte; die Tugenden wie die Laſter werden als Gottheiten perſonifizirt. Damit aber untergräbt der Polytheismus ſich ſelbſt; denn bloſe Abſtraktionen ohne Körper können ſich als Gottheiten nicht halten und müſſen ſchließlich einem einzigen höchſten Weſen weichen, welches alle über die Natur emporragenden Begriffe in ſich vereinigt und auch über das Jenſeits die alleinige Herrſchaft führt.

Wir haben die verſchiedenen Geſtalten betrachtet, welche der Glaube an ein Jenſeits und beſonders an eine Fortdauer des menſchlichen Geiſtes nach dem Tode annimmt, ſoweit er durch die Einbildungskraft und das Gemüt beſtimmt iſt. Sehen wir nun, welche Reſultate zu Tage treten, wenn der Geiſt des Menſchen, was auf den höheren Stufen der Kultur ſtattzufinden pflegt, von der Denkkraft, von Gründen der Vernunft und der Überlegung zu einem Urtheil über die brennende Frage ſeiner Fortdauer geführt wird. Während das Gemüt beinahe mit Notwendigkeit eine Fortdauer nach dem Tode fordert, kann dagegen der nüchtern forſchende Verſtand in dieſer Beziehung ſowol zu einer Annahme, als zu einer Leugnung der perſönlichen Unſterblichkeit gelangen. Es kommt dabei darauf an, wie und als was die Seele aufgefaßt wird. Iſt ſie ein dem Körper gegenüberſtehendes, von ihm trennbares ſelbſtändiges Weſen, ſo iſt ſie natürlich unſterblich oder wenigſtens fortdauerfähig; iſt ſie dagegen nur der Inbegriff der Denkthätigkeit des Einzelweſens, ſo muß ſie mit dem Körper zu beſtehen aufhören. Die letztere Meinung, welche der Seele die Selbſtändigkeit abſpricht und die herrſchende bei den Naturkundigen und bei den Freidenkenden der neueſten Zeit überhaupt iſt, erſcheint nur dann als eine konſequente, ſofern ſie keinerlei Zugeſtändniſſe an abweichende Vorſtellungen macht; ſie iſt dagegen eine gemiſchte Hypotheſe, wenn der Seele zwar kein eigenes, ewiges Leben zugeſchrieben, aber doch zugegeben wird, daß ſie, als ein Erzeugniß körperlichen Lebens, aber mit den Sinnen in der Regel nicht wahrnehmbar, in ätheriſchem Zuſtande ausgehaucht, einige Zeit, dem verlaſſenen Körper

an Geſtalt ähnlich, fortlebt, und zwar deſto länger, je weiſer und größer der Menſch war, dem ſie angehörte, zuletzt aber ſich verflüchtigt. Dieſe phantaſtiſche Anſicht war beſonders diejenige mancher griechiſchen Philoſophen.

Die Anſichten, nach welchen die Seele fortlebt, nehmen noch manigfaltigere Formen an. Mit der zuletzt genannten iſt zunächſt verwandt die Emanationstheorie, nach welcher alle einzelnen Seelen Ausſtrömungen des göttlichen Geiſtes ſind und nach dem Tode wieder in dieſen zurückkehren und in ihm aufgehen; ſie iſt vom grauеſten Altertum an bis in unſere Zeit, vom Ganges bis an die Themſe gelehrt worden. Freilich ſchließt ſie ein Bewußtſein der Seele nach dem Tode und damit jeden individuellen Wert und jede Beruhigung für den Menſchen aus, iſt aber geeignet, das Selbſtgefühl des Menſchen als eines von Gott ausgehenden Weſens ſowol, als die myſtiſche Richtung, welche ſich in das Göttliche zu verſenken liebt, und endlich einen durch das diesſeitige Leben überſättigten und ermüdeten Peſſimismus zu befördern. Der Umſtand, daß dieſe Theorie ſich in genauer Analogie mit der Natur befindet, in deren Organen ebenfalls alles zu ſeinem Urſprunge zurückkehrt, ſcheint ſie zu empfehlen; aber vor der Frage, wie und wodurch ſich die einzelnen Seelen und Körper verbinden, verſchwindet ihre Wahrſcheinlichkeit. Ihr ähnlich iſt die zweite, eine Fortdauer lehrende Theorie, diejenige, welche annimmt, daß die Seelen ſchon vor der Geburt der Menſchen beſtehen, welcher Anſicht ſowol Morgenländer, als Griechen und chriſtliche Kirchenväter waren. Dieſe „Präexiſtenz“ der Seelen war aber nach den Einen vor der Verbindung mit dem Körper nur eine unbewußte, gewiſſermaßen eine Anlage zum Seelenzuſtand (ein ſehr unklarer Gedanke!), nach Anderen aber beſtand ſie in einem ſchon fertigen Zuſtand, in welchem die Seelen zu geringeren oder höheren Körperexiſtenzen übergingen, fiel alſo mit dem bereits erwähnten Glauben an die Seelenwanderung zuſammen. Das Herabſteigen der Seele aus den höheren Regionen in einen Menſchenleib betrachtete man als ein Verlangen höherer Geiſter nach Abwechſelung und Bewegung, oder als Verbannung zur Strafe, das Emporſteigen als Belohnung. Zu ſtützen ſuchte man dieſe Anſicht oft durch Berufung auf ſeltſame auftauchende Gedanken, die man für Erinnerungen an den frühern Zuſtand hielt. Die dritte am häufigſten vorkommende Anſicht über Unſterblichkeit iſt indeſſen die, nach welcher die einzelnen Seelen jede vor dem Eintritt in den für ſie beſtimmten Körper beſonders von Gott geſchaffen werden. Dieſe „Kreationstheorie“ widerſpricht offenbar den Thatſachen der Natur am meiſten und widerſtreitet auch der Vernunft inſofern als ſie den Einzelweſen einen Anfang und doch kein Ende gibt, mithin ſie zugleich endlich und unendlich und doch wieder keines von beiden ſein läßt.

Auf die Frage, wie und wann ſich die einzelnen Seelen und Leiber verbinden, antwortete der von Tertullian zuerſt formulirte Generatianismus oder Traduzianismus: bei der Zeugung werde mit dem Leibe auch die Seele fortgepflanzt, d. h. aus den Seelen der Eltern gehen die der Kinder hervor, wobei ſich nach der Lehre von der Erbſünde auch die Sünden verpflanzen. Da aus dieſer Lehre nach bibliſcher Anſchauung folgen würde, daß urſprünglich alle Menſchenſeelen in Adam enthalten geweſen, ſo nannte man dieſe Lehre auch die Einſchachtelungstheorie. Wie dieſelbe der Emanationslehre, ſo entſprach der Präexiſtenztheorie die Anſicht, daß ſich die Seele mit dem Körper als Embryo im Mutterleibe verbinde, was ſich durch die Thatſache der Vererbung von Anlagen und Charakterzügen ſchlagend widerlegt. Nach dem Kreatianismus endlich ſollte eine doppelte Empfängniß ſtattfinden, nämlich die leibliche und dann nach einiger Zeit die geiſtige, was ſowol Ariſtoteles, als Kirchenväter und Jeſuiten-lehrten. Es genüge an der Erwähnung dieſer Syſteme; ſie und andere ſind Verſuche, etwas wiſſen zu wollen, was niemand wiſſen kann.

Was nun die philoſophiſch-theologiſchen Hypotheſen über das Schickſal nach dem Tode betrifft, ſo brauchen wir vorerſt der Anſicht, daß die Seele mit dem Tode zu exiſtiren aufhöre, nicht mehr zu gedenken, da es bei dieſer Anſicht ja kein Jenſeits gibt. Auch die Emanationstheorie bedarf in dieſer Hinſicht keiner weitern Erwähnung. Die chriſtliche Lehre verwirft dieſe beiden Auffaſſungen und hält an der „Auferſtehung“ und individuellen bewußten Fortdauer jeder einzelnen Menſchenſeele nach dem Tode feſt. Nach den meiſten Annahmen folgt indeſſen dieſem erſt ein Zwiſchenzuſtand, bei den Katholiken der Reinigungsort oder volkstümlich das Fegefeuer (Purgatorium), bei anderen ein Seelen- oder Todesſchlaf, ehe die Seele an ihren eigentlichen Beſtimmungsort, in den Himmel oder in die Hölle kommt. Unklar und uneinig iſt jedoch das Chriſtentum über die Frage, ob denn Himmel und Hölle von Menſchenſeelen leer ſind bis zum Weltgericht, das dem jüngſten Tage folgt, oder, wenn nicht, wozu dann das Weltgericht dienen würde, wenn über jede einzelne Seele gleich nach dem Tode entſchieden werden ſollte. Wahrſcheinlich iſt die urſprüngliche Meinung die, daß das Weltgericht blos für die am jüngſten Tage noch vorhandenen Menſchen beſtimmt ſei; es wird jedoch thatſächlich von jedem Gläubigen für ſich erwartet. Sonderbar iſt es ferner, daß gerade im Bereiche des Chriſtentums, dem doch das Jenſeits vorzugsweiſe ein „beſſeres Leben“ iſt, eine Furcht vor dem Tode allgemein (mit wenigen Ausnahmen) herrſcht, welche der fataliſtiſche Moslim und der reſignirende Buddhiſt ſo wenig kennen wie der Wilde, dem das Jenſeits nur Fortſetzung des Diesſeits iſt, während gerade diejenigen Chriſten, welche den Glauben an das Jenſeits verloren haben, in der Regel von jener

Furcht nichts wiſſen. Stimmt es ja auch mit dieſer Furcht überein, daß die religiöſe Sage den Tod als eine erſt durch den Sündenfall, im Paradies herbeigeführte Einrichtung darſtellt. Ohne Zweifel iſt die Scheu vor den ewigen Höllenſtrafen die Urſache dieſer Todesfurcht, weil dem Chriſten nach ſeinem Glauben ſeinen Thaten gemäß gemeſſen wird, während keine andere Religion (außer dem neuern Judentum) die ewigen Höllenſtrafen kennt.

Es genügt indeſſen wol dem Glauben, nicht aber der Wiſſenſchaft, eine Fortdauer der menſchlichen Seele anzunehmen, ohne dieſe Annahme begründen zu können. Es haben daher Jünger der Wiſſenſchaft, welchen zugleich der Glaube an die Seelenfortdauer zum Bedürfniß geworden, ſogenannte Beweiſe für dieſelbe aufgeſtellt, welche dies freilich nur für Solche ſind, die dieſen Glauben ohnehin theilen, für Andere aber keine Beweiskraft haben können, weil ihr Gegenſtand außerhalb aller Möglichkeit der Forſchung liegt.

Daß alle Völker welche eine Religion haben (und das wird wol in irgend welchem Grade überhaupt bei allen der Fall ſein) auch eine individuelle Fortdauer annahmen oder annehmen (was indeſſen nicht vollkommen erwieſen, wenn auch ziemlich allgemein beobachtet iſt), dieſer ſogenannte hiſtoriſche Beweis zwingt nicht zu dem fraglichen Glauben, welcher wahrſcheinlich ſchon an dem Orte, wo die Menſchheit als ſolche erwuchs, entſtanden, von da aus durch die Wanderungen der Völker nach allen Theilen der Erde verbreitet worden iſt und ſich in verſchiedenen Gegenden auf verſchiedene Art ausgebildet hat. Wäre er aber auch an verſchiedenen Orten entſtanden, erſt nachdem die Völker dieſe erreicht hatten, ſo erklärt er ſich, wie auch im vorhin genannten Falle, durch die Beobachtungen, die wir oben (S. 1 f.) als Quellen des Unſterblichkeitglaubens genannt haben. Sollte überhaupt aber etwas wahr ſein, weil es von vielen oder ſelbſt von allen Völkern geglaubt worden iſt, ſo müßte der ſcheußlichſte Aberglaube, der Götzendienſt, die Zauberei, die Hexenprozeſſe u. ſ. w. ebenfalls Berechtigung haben; ja es müßten alle Mißbräuche, welche einſt überall herrſchten, wie Weiberraub, Vielweiberei, Kindermord, Sklaverei, barbariſche Strafen, Kriege, Menſchenfreſſerei u. ſ. w. als gut und löblich erklärt werden, wie ſie von den daran Theilnehmenden auch thatſächlich ſtets als gut und löblich betrachtet worden ſind. Außerdem ſind aber die Vorſtellungen der Völker vom Jenſeits, wie diejenigen von der Gottheit, ſo durchaus verſchieden, daß ſie unmöglich für eine in ihrer Wahrheit doch notwendig einheitliche Form dieſer Glaubensgegenſtände Beweiskraft haben könnten.

Daß der Menſch unwillkürlich an dem Fortdauerglauben hängt, Die allerdings ausgenommen, welche ihn aufgegeben haben (pſychologiſcher Beweis), iſt lediglich eine Folge der allgemeinen Verbreitung dieſes

Glaubens und ſeiner Einpflanzung in das Gemüt durch die Erziehung, ſowie der Liebe zum Leben und zu ſich ſelbſt.

Als metaphyſiſchen Beweis betrachtet man die Folgerung: die Seele iſt immateriell, kann daher nicht aufgelöſt und zerſtört werden. Nach dem Glauben aller Völker aber, wenn ſie ſich es auch nicht geſtehen wollen, iſt die Seele vielmehr materiell, ſonſt könnte ſie nicht den Raum durchmeſſen, der den Sterbenden vom Jenſeits trennt, könnte auch nicht erſcheinen, ſich ankünden, die Angehörigen wiederſehen, jenſeitige Herrlichkeit ſchauen, jenſeitige Strafen empfinden ꝛc. Nur vereinzelte Gelehrte haben die Immaterialität der Seelen gelehrt, die Religionen niemals; daß aber die Seele immateriell oder überhaupt etwas vom Körper trennbares ſei, müßte doch vor Allem bewieſen werden, kann es aber nicht, weil die Seele nicht unterſucht werden kann.

Teleologiſchen Beweis nennt man es, wenn gefolgert wird, die Anlagen des Menſchen werden im irdiſchen Leben nicht vollſtändig entwickelt, er könne ſeinen Zweck auf der Erde daher nicht erreichen, müſſe dies folglich in einer andern Welt thun können. Angenommen, es verhalte ſich ſo mit unſeren Anlagen, ſo iſt damit keineswegs bewieſen, daß dieſelben anderswo entwickelt werden müſſen. Es gehen auch maſſenhaft Pflanzen und Thiere zu Grunde, ohne die Ziele ihrer Entwickelung erreicht zu haben. Die Anlagen des Menſchen entwickeln ſich aber genau ſo weit, als es ſeine Lebensdauer, und wenn dieſe lange genug iſt, als es die Beſchaffenheit der Erde und ſeine eigene geſtatten, und wirken überdies, je nach ſeinen Leiſtungen, in den Überlebenden fort; daß mehr als dies geſchehen müſſe, dafür gibt es keinen zwingenden Grund. Die Welt und die Menſchheit haben nicht Zwecke, welche ihnen einzelne Menſchen willkürlich zuſchreiben, ſondern unerforſchbare.

Als Beweis durch Analogie gilt derjenige, welcher ſchließt: da in der Natur keine Vernichtung ſei, könne auch der Geiſt nicht vernichtet werden. Gerade aber aus der Thatſache, daß in der Natur das Leben fortdauert, ohne daß dieſelben Individuen beſtehen bleiben, würde vielmehr folgen, daß auch der Geiſt ſich unter verſchiedenen Formen offenbaren kann, ohne deshalb in ſeiner Exiſtenz als Einzelweſen fortdauern zu müſſen.

Wenn ferner der ſogenannte kosmiſche oder kosmologiſche Beweis meint: aus der Vielheit der Weltkörper ſei auf einen Übergang der Menſchenſeelen auf dieſelben zu ſchließen, ſo vergißt er, daß die Weltkörper vernünftiger Weiſe als in ihrer natürlichen Beſchaffenheit analog und daher ein jeder als ein Herd der nach derſelben möglichen eigenen Erzeugniſſe und Weſen und nicht als eine Aushilfe für die Bewohner der abgelegenen und ganz eigenartigen Erde betrachtet werden muß.

Wenn ſodann der theologiſche Beweis aus den Eigenſchaften

Gottes folgert, daß deſſen Weisheit, Güte und Gerechtigkeit den Menſchen nicht weitere Entwickelung ihrer Fähigkeiten, ein beſſeres, ſorgenloſes Leben unter Befriedigung der ihnen verliehenen Sehnſucht nach dem Jenſeits, Belohnung der Guten und Beſtrafung der ſchlechten Thaten vorenthalten könne, ſo ſetzt er eben etwas voraus, was ſelbſt erſt bewieſen werden müßte, nämlich daß Gott Eigenſchaften zukommen, welche nur nach menſchlichen Begriffen gedachte Perſonen beſitzen können.

Soll man es vielleicht auch als einen ethiſchen oder moraliſchen Beweis betrachten, wenn angenommen wird, ohne den Glauben an ein Jenſeits mit Lohn und Strafe würde die Menſchheit in die ärgſte Sittenloſigkeit verfallen? Da müßten ja nicht nur die Gegner der Unſterblichkeit, ſondern auch die Anhänger der Emanationstheorie (welche doch Lohn und Strafe ebenfalls ausſchließt) ſämmtlich ſchlecht und alle an ein Jenſeits, ſelbſt an ein noch ſo unvollkommenes (wie das der Wilden) Glaubende gut ſein!

Der ſpiritiſtiſche Beweis für die Unſterblichkeit, nämlich derjenige aus Geiſtererſcheinungen, Spuk oder anderen Kundgebungen abgeſchiedener Seelen müßte jedenfalls der zwingendſte und überzeugendſte ſein, wenn die Wahrheit ſolcher Erſcheinungen und Kundgebungen feſtgeſtellt wäre, was aber eben nicht der Fall iſt. Auch die Erſcheinungen, welche, ohne Kundgebungen von Geiſtern für Anzeichen einer Verbindung mit dem Jenſeits gehalten werden, wie Ahnungen, das zweite Geſicht, Ekſtaſen, Viſionen, Halluzinationen, Doppelgängerei ꝛc., laſſen ſich als rein ſubjektive Empfindungen hinlänglich erklären und beweiſen alſo nichts Jenſeitiges.

Beweiſe aus der heiligen Schrift, bibliſche Beweiſe, beruhen auf der willkürlichen Annahme, daß die betreffenden Schriften einen andern Urſprung haben als ſonſtige menſchliche Geiſteswerke, und fallen daher mit dieſer Annahme, wenn ſie nicht anerkannt wird.

So troſtvoll und beruhigend dieſe ſogenannten Beweiſe für das Gemüt derjenigen Menſchen ſind, denen der Glaube an ein Jenſeits ein Bedürfniß iſt, ſo wenig ſind doch Beweiſe für dieſen Glauben möglich, welcher gänzlich dem ſubjektiven Gutfinden, der ſeeliſchen Eigenart der Menſchen überlaſſen werden muß. Wer den feſten Glauben an ein Jenſeits hat, bedarf keiner Beweiſe und wer dieſes Glaubens nicht bedarf, läßt ſich ihn auch nicht beweiſen. Der Jenſeitsglaube iſt Sache und Ergebniß der Erziehung, derjenigen des Einzelnen durch Familie und Schule, wie eines Volkes durch ſeine Religion und ſeine Geſchichte; künſtlich aneignen läßt er ſich nicht, ſondern wird mit dem Menſchen groß und ſtark, wie er auch fällt, wenn die Bedingungen dazu vorhanden ſind.

Beweiſe für das Daſein von Geiſterweſen, die nicht mit abgeſchiedenen Menſchenſeelen zuſammenfallen, ſind nie verſucht worden; die

Beweiſe für das Daſein Gottes, als eines allgemeinen, nicht auf das Jenſeits beſchränkten, ſondern auch das Diesſeits umfaſſenden Weſens, gehören nicht hierher.

Was nun noch das zeitliche Jenſeits betrifft, das außerhalb der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes als ein ihr vorangehendes und nachfolgendes gedacht wird, ſo iſt die Ausbeute bezüglich desſelben nicht ſo reichhaltig, wie hinſichtlich des räumlichen, auf die einzelnen Menſchen und auf einzelne Geiſterweſen ſich beziehenden Jenſeits. Die Quelle aber iſt dieſelbe. Die beobachtete periodiſche Erneuerung der Naturdinge iſt, wie auf die Menſchen u. a. Weſen, ſo auch auf die Welt im Großen und Ganzen angewandt worden. Die Ewigkeit des Nacheinander iſt gleich der Unendlichkeit des Nebeneinander für den in beſtimmte Grenzen gebannten Menſchengeiſt unbegreiflich, nnd daher ſchreibt derſelbe, ſoweit er nicht philoſophiſch gebildet iſt, der Welt im Allgemeinen wie jedem einzelnen Dinge einen Anfang und ein Ende, eine Schöpfung und einen Untergang zu, die ſich aber in manchen Glaubensſyſtemen endlos wiederholen, wie bei den Brahmanen und Buddhiſten, oder mit einer dauernden Wiederherſtellung der zerſtörten Welt in beſſerm Gewande enden, wie bei den Parſen und Germanen. Nur höher ſtehende Völker beſitzen Sagen vom Anfang und Ende der Welt, und es beurkundet ſchon einen bedeutenden Grad poetiſcher Geſtaltungskraft, wenn den erſteren auch eine Sage vom Urzuſtande des Menſchen in beſſeren, wo möglich vollkommenen Verhältniſſen beigefügt iſt. Dieſe Sage beſitzt oft die auffallendſte Ähnlichkeit mit der Vorſtellung vom Jenſeits der guten, der zu belohnenden Menſchen und es iſt bezeichnender Weiſe der Name Paradies (παράδεισος, d. h. Thiergarten, Park, urſprünglich perſiſch) ſowol für den Ort, an welchem ſich die erſten, unverdorbenen Menſchen befanden, als für denjenigen, an welchen die wolverdienten Menſchen kommen werden, gebräuchlich worden. Dante verlegte den erſtern geradezu auf den Gipfel des Purgatorium-Berges, von wo die Reiſe nach den Himmeln angetreten wird. Dieſer Ort wird mit Vorliebe als ein Garten gedacht, und da die Welt in den Vorſtellungen mancher Völker mit einem rieſenhaften Baume verglichen wird, ſo liegt es nahe, in jenem Garten mit ſeinen glänzenden Früchten, mit ſeinen manigfachen Pflanzen und Thieren das Himmelsgewölbe und Sternenheer mit ſeinen Sternbildern, unter denen man ſich von jeher Thiere und Menſchen vorſtellte, zu erblicken, woher den Ausgangsort der Menſchheit zu nehmen gewiß ein ſehr ſinniger Gedanke iſt. In der That ſind nach vielen Sagen die Sterne die Seelen bald künftiger, bald abgeſchiedener Menſchen, und das Paradies der beſſern

Urmenſchheit liegt häufig auf hohen unerſteiglichen Gebirgen mit glänzenden Gipfeln hoch über den Wolken und fällt auch ſehr oft, z. B. bei den Indern, mit dem Sitze der Götter und Seligen, alſo mit dem Himmel zuſammen. Bei den Griechen ruht der mit dem Paradiesgarten offenbar identiſche Garten der Heſperiden auf dem Atlas, der den Himmel trägt, umfaßt die ſeligen Urmenſchen und zeitigt die Äpfel des Lebensbaumes. Das germaniſche Asgard mit den Lebensfrüchten Idun's im Gezweige des Weltbaumes iſt dieſelbe Vorſtellung. Bei den Hebräern iſt das Paradies der erſten Menſchen geradezu der Aufenthalt Gottes. Das beſtätigen übrigens zahlloſe Sagen, denen wir noch öfter begegnen werden.

1. Das Jenſeits der Naturvölker.

Reine Naturvölker, d. h. Völker, welche gleich den Thieren lediglich in dem Zuſtande leben, den ihnen die Natur bereitet hat, ohne im Geringſten zur Kultur, d. h. zur Ueberwindung der Natur vorgeſchritten zu ſein, gibt es nicht mehr; wir benennen jedoch mit dieſem nicht ganz paſſenden Namen in Ermangelung eines beſſeren diejenigen Völker, welche eine nur geringe Kulturſtufe erreicht haben und von der Natur noch abhängiger ſind als dieſe von ihnen iſt. Den ſogenannten Naturvölkern fehlt im Durchſchnitt noch der Staat, es fehlt ihnen die Kunſt, ſoweit ſie ideale Zwecke verfolgt, und die Wiſſenſchaft. Im religiöſen Gebiete zeigen uns dieſe Völker zwar wahrſcheinlich nicht mehr die erſten Anfänge religiöſer Begriffe bei den Menſchen, ſonſt hätten dieſe nicht bereits ſo viele verſchiedene Geſtalten angenommen; doch ſind, was wir bei ihnen beobachten, noch keine weſentlichen Fortſchritte und daher mangelt ihnen noch die Anwendung des Glaubens auf das ethiſche Gebiet. Das Jenſeits dieſer Völker hat einen vorwiegend materiellen Charakter und iſt dem Diesſeits durchweg nachgebildet. Unter den dasſelbe erfüllenden Geiſtern machen bei ihnen die böſen, gefürchteten die Mehrzahl aus oder herrſchen ſcheinbar gar allein; denn ihre Religion beſteht vorzugsweiſe oder ganz in der Furcht vor den böſen Geiſtern und in dem Schutzmittel gegen dieſelben, der Zauberei. Zauberei iſt der Kampf des rohen Menſchen gegen das ihm ungünſtige Schickſal, gegen die unſichtbaren Mächte, die ihm alles Uebel bereiten und denen er auf die gewöhnliche Weiſe mit ſeiner Kraft nicht beikommen kann. Dieſer Kampf hätte aber keinen Sinn, wenn der ſogenannte Wilde nicht außer den böſen Mächten auch gute annähme, welche ihm gegen jene beiſtehen und der Zauberei die gewünſchte Wirkung verleihen. Es wird daher wol anzunehmen ſein, daß, je ungünſtiger die Lebensverhältniſſe des Menſchen ſind, deſto mehr er den böſen, und je günſtiger ſie ſind, deſto mehr er den guten Geiſtern Macht zuſchreibt. Der ſogenannte Wilde hat indeſſen noch ſo wenig ethiſche Begriffe, daß er den guten Geiſtern für ihre

zauberiſche Hilfe, wenn überhaupt ſolche ſtattfindet, wenig oder keinen Dank weiß und gleich wieder in die Furcht vor den böſen Dämonen zurückfällt. So waltet die Zauberei unaufhörlich bei dieſen Völkern und es iſt daher natürlich, daß ſie einen beſonderen Stand oder Beruf fortwährend beſchäftigt, nämlich den der Zauberer, welche die Prieſter der unvollkommenen Religionen dieſer Völkerſtämme ſind. Wie ſie auch heißen mögen, Schamanen in Nordaſien, Angekoks in Grönland, Medizinmänner in Nordamerika, Piaje in Südamerika, Mganga in Südafrika u. ſ. w., — ihr Treiben iſt überall im weſentlichen daſſelbe, eine Reihe von Ceremonien, von deren Wirkſamkeit ſie oft genug ſelbſt überzeugt ſind. Der anerkannte und erlaubte Zauber dieſer Leute iſt jedoch nicht der einzige, ſondern es ſteht ihm ein unerlaubter, ſchädlicher, ſtrafbarer entgegen, denn auch das, wogegen der Zauber wirken ſoll, iſt ſelbſt Zauber. Der offizielle und ſeiner angeblichen Kunſt bewußte Zauberer kämpft auf Leben und Tod gegen den unbefugten, boshaften, verborgenen, der in Wirklichkeit von dem, was ihm zur Laſt gelegt wird, gar nichts weiß; er ſucht denſelben zu entdecken, und wenn ihm dies gelungen iſt, zu vernichten; es iſt derſelbe Kampf, welchen im Bereiche höherer Bildung die Hexenrichter gegen die angeblichen Hexer und Hexen führten. Das geiſtige Leben der roheſten Völker iſt noch jetzt ein beſtändiger Hexenprozeß. Derſelbe iſt jedoch bei ihnen ſo wenig als bei den Europäern des Mittelalters ein Kampf des Guten gegen das Böſe. Gut iſt dem ethiſch unentwickelten Menſchen nur was ihm angenehm und erwünſcht und durch die herrſchende Sitte geheiligt, böſe was das Gegentheil davon iſt. Der anerkannte Zauberer bewirkt auf Verlangen ebenſo gut ſchlimme Sachen, z. B. Krankheiten und Tod, wie der verborgene Zauberer, den er verfolgt. Da Zauberei und Fetiſchdienſt dem Urſprunge nach, wie hinſichtlich der geographiſchen Verbreitung einander wahrſcheinlich genau entſprechen, ſo ſpielen natürlich die Fetiſche bei der Zauberei eine große Rolle und ſind ein hauptſächliches Mittel zur Anwendung der erlaubten Zauberei gegen die angebliche unerlaubte. Von ſeinem Fetiſch in Ausübung der Zauberei gegen alles ihm feindliche unterſtützt zu werden, und zu dieſem Zwecke immer ſeine Pflichten gegen den Fetiſch pünktlich zu erfüllen, das iſt das Ideal des ſogenannten Wilden, wie dies Roskoff in ſeiner Schrift „das Religionsweſen der roheſten Naturvölker“ näher dargelegt hat. Daß durch die Pflege dieſes Ideals nach und nach die ſittlichen Begriffe der Menſchen erhoben, geläutert und dahin gebracht werden, das Gute um ſeiner ſelbſt willen zu thun, daran mag wol etwas wahres ſein; aber die bisher am höchſten geſtiegenen ſittlichen Anſchauungen erfordern Vorausſetzungen, die ſich ohne ein höheres Kulturleben mit Staatsordnung, Kunſt und Wiſſenſchaft ſicher nicht erreichen laſſen.

Wollen wir nun die Vorſtellungen, welche ſich auf das Leben nach

dem Tode beziehen, bei allen ſogenannten Naturvölkern verfolgen, ſo müßten wir bei den roheſten derſelben beginnen. Es iſt jedoch nicht zu entſcheiden, welche Völker dieſe Bezeichnung verdienen; in gewiſſer Hinſicht ſind die einen, in anderer wieder andere roher, und ſo iſt es geraten, uns einer geographiſchen Reihenfolge zu bedienen, indem wir zuerſt die afrikaniſchen, dann die oceaniſchen, und endlich die amerikaniſchen „Naturvölker“ betrachten.

Beginnen wir in Afrika mit dem äußerſten Süden, ſo treffen wir zuerſt die Hottentotten und Buſchmenſchen, die zuſammen einen eigentümlichen von allen anderen grundverſchiedenen Völkerſtamm bilden, deſſen Sprache von allen übrigen der Erde durch den Gebrauch von ſogenannten Schnalzlauten abſticht. Gewiß ſind die „Schnalzer“ einer der roheſten Völkerſtämme; aber in manchen Beziehungen ſtehen ſie über ihrem Rufe, wie übrigens die meiſten Völker dieſer Art. Gleich allen dieſen ſind die Hottentotten und Buſchmenſchen von der größten Furcht vor den wiederkehrenden Geiſtern der Todten beſeelt, welche auch ihre Beſtattungsgebräuche beherrſcht. Der Geſtorbene wird ſo bald als möglich nach dem Tode beſtattet. Damit er nicht in das Haus zurückkehren könne, was man fürchtet, wenn er zur Thüre hinausgetragen würde, deckt man das Dach des Hauſes ab, bringt den Leichnam zu dieſer Oeffnung hinaus und verwahrt ihn in einer Erdhöhle und zwar in der zuſammengekauerten Stellung der Embryonen, gleichſam um damit anzudeuten, daß er eine Wiedergeburt erwarte. Nach der Beſtattung werden die Leidtragenden vom Aelteſten oder Zauberer des Krals mit jener abſcheulichen Ceremonie geweiht, welche auch bei der Hochzeit, bei der Aufnahme unter die Männer und anderen Anläſſen ſtattfindet, nämlich mit ſeinem Harn begoſſen und mit Aſche vom Herde des Todten beſtreut. Am Tage nach der Beerdigung wird der Kral verlaſſen; die Hottentotten brechen ihre Hütten ab und verſetzen ſie an einen andern Platz, laſſen aber die des Todten ſtehen, um ſeinen Geiſt nicht zu erzürnen; die Buſchmenſchen dagegen verbrennen den ganzen Kral, auch die Hütte des Todten. Zum Zeichen der Trauer über den Tod von Verwandten werden bei den Buſchmenſchen oft Fingerglieder abgeſchnitten. Das Jenſeits der beiden Völker ſteht unter der Herrſchaft des Himmelsgottes, von dem es jedoch nur eine ſehr dunkle Vorſtellung gibt. Die Buſchmenſchen verehren auch eine unterirdiſche weibliche Gottheit, wol die perſonifizirte Unterwelt. Mehr Ehre wird dem Monde erwieſen; die größte Rolle in der Mythe dieſes Volksſtammes ſpielt aber der Heros Heitſi-Eibib, der für unſern Zweck dadurch höchſt merkwürdig iſt, daß er fortwährend ſtirbt und wieder auflebt, indem er mit dem ihm feindlichen Geiſte ‖ Ga ‖ Gorip (‖ bezeichnet einen Schnalzlaut) ſtets ſtreitet, der ihn in eine finſtere Höhle wirft, aus der er immer wieder zurückkehrt, bis er jenen hineinſtürzt. Man zeigt daher

von ihm eine Unzahl Gräber; ja jeder Steinhügel iſt ſein Grab und wird von jedem vorübergehenden Hottentotten durch Beifügung weiterer Steine geehrt. Andere Geiſter ſind die Sterne, die Jagdthiere, wie Löwen und Elephanten, deren Erleger einer Reinigung bedürfen, dann auch der Haſe, der mit dem Mond in Verbindung gebracht wird. Man erzählt, der Mond habe dem Haſen aufgetragen, den Menſchen zur Nachachtung zu berichten, wie er ſterbe und wieder auflebe; der Haſe aber habe es nicht ausgerichtet und ſo leben denn die Menſchen nach dem Tode nicht wieder auf. Allgemein wird auch eine Heuſchreckenart verehrt, in welcher man die verkörperte Seele eines Vorfahren erblickt, die als Schutzgeiſt wiederkehrt; der Menſch, auf den ſich ein ſolches Inſekt niederläßt, wird als Prophet und Heiliger betrachtet und muß ſich durch Opfer entſühnen, wenn er wieder ein gewöhnlicher Menſch werden will. Jeder Stamm hat ein Thier zum Schutzgeiſte, das ſeine Angehörigen nicht eſſen dürfen. Unter den abgeſchiedenen Seelen werden die der Rinder am meiſten gefürchtet, indem ſie durch Zauberei in die Leiber von Menſchen fahren, wodurch dieſe krank werden.

Die Ba-ntu-Völker oder Kaffern im weitern Sinn, welche das nördliche Südafrika oder das ſüdliche Mittelafrika einnehmen und einen charakteriſtiſchen Sprachſtamm bilden, beſitzen den gemeinſamen Glauben an das Wirken der Seelen Verſtorbener als Schutzgeiſter der Menſchen. Meiſtens ſieht man dieſelben unter der Geſtalt von Thieren und Niemand darf von dem Fleiſche des Thieres eſſen, in dem ſein Schutzgeiſt verborgen iſt; der dieſer Sitte Hohnſprechende würde durch Krankheiten und durch Beſeſſenſein mit böſen Geiſtern beſtraft. Die gewöhnlichſte Hülle der Schutzgeiſter ſind Schlangen; auch die Fiſche gelten den Kaffern als Schlangen und werden daher nicht genoſſen. Schädliche Thiere, wie das Krokodil, Flußpferd u. a. werden für feindſelige Geiſter gehalten. Bei den Betſchuanen hat jeder Stamm ſein heiliges Thier, nach dem er ſich benennt, z. B. Ba-kuena, Leute des Krokodils, Ba-taung, Leute des Löwen, Ba-tſetſe, Leute der Tſetſe-Fliege u. ſ. w. Die Herero benennen ſich nach Pflanzen. Man führt Tänze zu Ehren der geheiligten Gegenſtände auf. Abgeſchiedene Seelen und andere Geiſter ſind übrigens vielfach vermengt und verwechſelt. Die Furcht vor denſelben iſt groß; die Verwandten glauben von ihnen beunruhigt zu werden und laſſen ſie von den Zauberern durch allerlei Hokuspokus bannen, und man trägt deshalb, damit die Seele im Hauſe nicht ſpuke, den Sterbenden ins Freie. Doch wird trotzdem das Haus des Todten nicht mehr benutzt, früher wurde ſogar der ganze Kral verlaſſen. Am Grabe läßt man eine Anzahl Rinder zur Benutzung des Todten zurück und ſchlachtet auch wol Sklaven und Weiber, die ihn im Jenſeits bedienen müſſen. Den Geiſtern der Ahnen werden Opfer gebracht und auch andere große Ehren erwieſen. Die Vorfahren der Stämme werden in deren Gott-

heiten verwandelt und mit dem Schöpfer (Unkulunkulu) vermengt. Manche Stämme, beſonders die der Kafern im engeren Sinne, der Zulu und der Koſa, ſowie die Betſchuanen, anerkennen einen Häuptling der Geiſter, welcher zugleich Herr der Blitze, d. h. Donnergott iſt. Er wird auch als eine Art Schöpfer betrachtet, doch in unklarer Weiſe; er ſoll mit allen Menſchen und Thieren aus einer großen Höhle im Norden hervorgegangen ſein, daher man die Todten mit dem Geſichte nach Norden begräbt. Die Herero und Zulu fabeln von einem Weltbaum, aus dem alle Dinge hervorgegangen wären. Was die andere Welt betrifft, ſo glauben die Kimbundas, ſie kommen nach dem Tode nach Kalunga, in die Welt wo es Tag iſt, wenn auf der Erde Nacht, wo es an Speiſe, Trank und Frauen nicht mangelt und Gelegenheit zu Jagd und Tanz gibt. Die Berührung mit Todten, ſowie die Tödtung großer Thiere, wie Löwen und Elephanten, verſetzt in einen Zuſtand, der ein eigentümliches Mittelding zwiſchen Unreinheit und Geweihtheit iſt; die großen Jäger, ſowie die Witwen und Waiſen, die ſich darin befinden, müſſen ſich einer Ceremonie unterziehen, welche ſie (wie bei den Hottentotten) erſt wieder zu gewöhnlichen Menſchen macht. Die Zauberer, ſowol die eigentlichen, welche in mehrere Klaſſen zerfallen, Krankheiten heilen, wahrſagen, Beherungen beſeitigen u. ſ. w., als die „Regenmacher", beſitzen großes Anſehen und machen, ehe ſie ihr Amt ausüben dürfen, eine lange Lehrzeit durch.

Die Völker des mittleren Afrika werden gewöhnlich als „Neger" zuſammengefaßt, obſchon ihre Verwandtſchaft unter ſich nicht hinlänglich feſtgeſtellt iſt, wie man auch darin auseinandergeht, ob man ſie mit den Ba-ntu-Völkern zu einer Gruppe vereinigen ſoll oder nicht. Trennt man ſie aber von ihnen, ſo zeigt ſich wieder, daß die Stellung der Grenzſtämme vielfach ſchwankt und beide Gruppen allmälig in einander übergehen. Viele Sprachen der mittelafrikaniſchen Neger ſind mit denen der Ba-ntu auffallend verwandt. Nördlich aber ſind manche Völker zwiſchen den Negern und den ſonſt zur mittelländiſchen Raſſe gezählten Nordafrikanern ſtreitig. Doch, da Nordafrika mohammedaniſch iſt, ſo haben wir für unſern Zweck leichteres Spiel, indem wir uns hier nur mit „heidniſchen" Völkern zu befaſſen haben. Dieſe beſitzen aber im Gebiete der Neger eine durchgreifende Gemeinſamkeit der religiöſen Vorſtellungen, und zwar eine ſolche, die faſt durchweg einen wilden, leidenſchaftlichen, dämoniſchen, grauſamen Zug hat. Dabei ſpielt der Glaube an die perſönliche Fortdauer eine ganz beſonders wichtige Rolle und es hängen von ihm viele der am meiſten charakteriſtiſchen Gebräuche des Negerſtammes ab. Geiſter- und Fetiſchglaube beherrſchen den Neger und ſind ſo eingewurzelt, daß ſowol alles Geiſt, als alles Fetiſch iſt. Der Menſch verläßt die Gemeinſchaft mit den Mitmenſchen durch den Tod nicht. Seine Freunde ſuchen ihm im Jenſeits ebenſo zu nützen wie

ſeine Feinde zu ſchaden. Ein draſtiſches Beiſpiel der erſtern Art ſind die furchtbaren Menſchenſchlächtereien in Dahome, deren Urheber gar nichts Schlimmes zu thun glauben, ſondern einfach ihrem verſtorbenen Monarchen ſo viel treue Diener als möglich in's Jenſeits nachzuſenden ſtreben, womit auch das ganze, aus Religion blutdürſtige Volk ſo ſehr einverſtanden iſt, daß es ſich gegen eine Aufhebung dieſer Gräuel zuverläſſig empören würde.

Die Seelen der Abgeſchiedenen finden übrigens, wie es ſcheint, bei den Negern weniger Berückſichtigung als die unabhängigen Geiſter, von denen ſchlechthin alles erfüllt iſt. An der Spitze des unabſehbaren Geiſterreiches ſtehen Götter, welche einen höchſten Gott zum Haupte haben, der zwar die Welt erſchaffen hat, im Himmel wohnt und donnert, aber zu erhaben iſt, ſich um die Regierung der Welt zu bekümmern. Dieſe führen die geringeren Götter, ſeine Vermittler mit den Menſchen, auch Boten oder Geſandte genannt; ſie ſind zahllos und beſeelen die Fetiſche. Die Schlangen ſind auch hier die bevorzugten Hüllen, faſt ebenſoſehr die Vögel, doch gehören dazu auch alle anderen Thiere und alle möglichen ſonſtigen Gegenſtände. Fällt irgend etwas an einer Sache auf, ſtößt man z. B. an einen Stein, ſo iſt gleich ein Geiſt oder Gott darin, und das Ding iſt ein Fetiſch. Götterhüllen, nicht aber Fetiſche ſind Sonne, Mond und Sterne, das Feuer, das Meer, die Erde u. ſ. w. Jedermann hat einen oder zwei Schutzgeiſter in Geſtalt von Thieren, deren Fleiſch er meiden muß. Bei Vornehmen, die mehr als eine Frau nehmen können, iſt eine davon dem Schutzgeiſte gewidmet. Im Weſten des Negergebietes fallen jetzt Schutzgeiſter und Fetiſche ganz zuſammen, im Oſten dagegen werden verſchiedene Gattungen verehrter, beziehungsweiſe gefürchteter Weſen auseinander gehalten, ſo die Seelen der Todten, die böſen Geiſter, die Zauberer und Hexen, die in reißende Thiere verwandelten Menſchen (Lykanthropie, Hyaenanthropie u. ſ. w.) und andere, woneben man noch dem Glauben an Amulette und anderm abergläubigen Kram huldigt.

Die Neger glauben aus dem Jenſeits zu ſtammen und wieder in dasſelbe zurückzukehren. Sie kommen aus Höhlen, aus einem Felſen im Meer, aus einer Stadt des Himmels; nach dem Tode gehen ſie unter die Erde, über einen Fluß, über das Meer, wo ſie von böſen Geiſtern immer noch verfolgt werden. Andere fahren auf dem Seelenweg der Milchſtraße in den Himmel, andere kehren als Weiße auf die Erde zurück. Vielfach wird die andere Welt für ſchlimmer als dieſe gehalten, obſchon man glaubt, jene ſei die wahre Heimat des Menſchen. Wo an eine Vergeltung im Jenſeits geglaubt wird, unterliegen der Strafe lediglich die Verletzungen der hergebrachten äußerſt ſtrengen, das Leben des Negers ganz ausfüllenden Sitten und Gebräuche, nicht etwa Laſter und Verbrechen. Es gibt daher obere Reiche der Unterwelt für

die ſogenannten Guten und untere für die ſogenannten Schlechten. Die abgeſchiedenen „Guten“ werden auch verehrt und man fängt damit theilweiſe ſchon bei Lebzeiten an. Man bringt dieſen Todten Speiſe und Trank dar und fleht ſie in Fällen der Not und Gefahr in Verſammlungen im Freien laut an. Die Mandingo verſichern dagegen, von Herkunft und Hingang der Menſchen nichts zu wiſſen und treffen ſo unbewußt ziemlich das richtige. Die Vermittler zwiſchen den Negern und ihren Göttern und Fetiſchen ſind nicht nur Zauberer, ſondern ſchon wirkliche Prieſter, die mit den Göttern ſprechen, und in deren Namen Orakel ertheilen. Es gibt außer ihnen noch bloße Zauberer, die bei dem unbegrenzten Aberglauben der Neger hinlängliche Beſchäftigung finden. Den Tod ſehen die Neger als eine Folge von Bezauberung an. Die Verwandten müſſen ſich daher von dem Verdachte, ihn verurſacht zu haben, durch Eide oder Gottesurtheile reinigen; wenn es ihnen nicht gelingt, ſo ſind ſie dem Tode verfallen. Dem Todten werden zur Benutzung im Jenſeits Speiſen und andere notwendige Gegenſtände mitgegeben, hohen Perſonen zu Ehren und zur Begleitung in die andere Welt, Sklaven und Weiber am Grabe geſchlachtet.

Ueber die religiöſen Vorſtellungen der ſchwarzen Urbewohner Auſtraliens iſt uns ſehr wenig bekannt, und auch dies nur in unklarer, zerſplitterter Weiſe. Die Religion dieſes Volksſtammes ſcheint überhaupt in einem Zuſtande des Verfalls ſich zu befinden. Einige Stämme verehren einen Himmelsgott und Schöpfer, deſſen Zorn durch Tänze verſöhnt wird, andere ſchreiben die Schöpfung einem Gotte zu, der auf einer fernen Inſel wohnt und Fiſche ißt, und ſo gibt es noch mehrere Spottgeburten von Göttern mit abgeſchmackten Mythen. Die ſchlauen Schwarzen machen aber ſelbſt ſolche und binden ſie den neugierigen und leichtgläubigen Weißen auf. Sie verehren übrigens häufig noch Sonne und Mond und zwar letztern als Mann der Sonne, und ſcheuen manches Unbegreifliche und Räthſelhafte, das ſie „devil-devil“ nennen. Der Glaube an böſe Geiſter und der Aberglaube überhaupt ſind großartig und letzterer ebenſo reichhaltig wie der — in Europa. Die Zauberer regieren das ganze Seelenleben der Bevölkerung, und man glaubt, daß ſie die Geiſterwelt beſuchen können, daß hier die Todten ihnen einen Stein oder Knochen in den Leib ſtecken, mit deſſen Hilfe ſie dann ihre Kunſt ausüben, indem ſie Splitter davon in die Leute hinein zaubern und ſie damit behexen. Krankheiten und Tod ſind Folge von Zauberei, die Heilung aber auch. Einige auſtraliſche Stämme glauben, mit dem Tode ſei alles vorbei, andere glauben an ein Fortleben der Seele. Sie meinen, die Geiſter der Todten ſitzen auf Bäumen und klagen, können aber herabgelockt werden, gehen dann in den Mund des Lockenden ein und hinten wieder heraus. Auch gehen ſie ganz in Lebende über. Nach anderen Anſichten leben ſie in den Wolken fort

oder werden zu Weißen und kehren als ſolche zurück. Die Weißen fanden dieſen letztern Glauben, der ſich aber im Norden auf die gelben Malaien bezieht, bei Entdeckung des Landes ſchon vor und man meint, er rühre daher, daß die Todten in den Himmel fahren und dort, als in dem Reiche des Lichtes, weiß werden. Manche glauben, die Seelen kehren nach einer Inſel im Oſten oder Weſten zurück, begleitet von einem Seevogel mit ſchriller lauter Stimme. Andere laſſen die Seelen in eine Art Unterwelt hinabſteigen oder in Höhlen wohnen, aus denen ſie Nachts hervorkommen und Ameiſeneier eſſen, wobei ſie Rufe ertönen laſſen. Die Seele ſelbſt denken ſich manche ſtofflos, andere halten das Sperma für ihre Verkörperung. Die Seelen der Vorfahren ſenden den Überlebenden z. B. geſtrandete Walfiſche. Man ſcheut ſich, die Namen der Todten zu nennen und fürchtet, ſie kehren auf dieſen Ruf zurück.

Die Religion der Papuas oder Melaneſier iſt ebenfalls nicht reichlich bekannt und dabei im höchſten Grade nach den einzelnen Inſeln und Archipelen zerſplittert. Auf den Fidſchi-Inſeln, deren Verhältniſſe man unter allen Papua-Gegenden am beſten kennt, wohnt Ndengei, der Hauptgott, in einer Felſenhöhle auf Viti Lewu, mit einem Diener, den er ausſendet, Opfer zu holen, oder mit ſeinem Sohn, der ihm die Gebete bringt. Er trägt die Welt, und wenn er ſich wendet, entſteht ein Erdbeben. Er richtet und reinigt die Seelen, die zu ihm kommen. Das erſte Menſchenpaar hat er aus den Eiern eines Habichts, der jene Höhle bewohnt, ausgebrütet. Er ſandte eine Flut auf die Erde, um ein Vergehen ſeiner Enkel zu ſtrafen, die aber zu Schiff entkamen und die Ahnen der Schiffer und Kahnbauer wurden. Es gibt aber noch weitere Weltſchöpfer und viele ſonſtige Götter. Die Europäer werden auf allen Papua-Inſeln für Götter gehalten, von denen manche Stämme keine Speiſe annehmen, weil wer dies thut, ſterben muß. Ndengei oder ein anderer Gott iſt auch Richter der Unterwelt; er brät und verſchlingt die Seelen. Geiſter und Götter erſcheinen vielfach als Thiere und die Sterne ſind ebenfalls Geiſter. Außerdem haben die Menſchen ihre Schutzgeiſter, ebenſo die Häuſer, Gaue u. ſ. w. Auf den Salomons-Inſeln verleihen die Geiſter der Todten guten Fiſchfang. Dieſelben kehren unter den verſchiedenſten Geſtalten Nachts zurück und ſchrecken die Lebenden; dieſe halten Feuerbrände, um ſie zu vertreiben. Meiſt ſchweben ſie in der Luft um ihr Grab, beſuchen aber auch andere Inſeln und begeiſtern die Prieſter zur Weiſſagung. Sie ſenden ferner Krankheiten und kehren auch als Weiße zurück.

Nach dem Glauben der Fidſchis hat der Menſch zwei Seelen, eine dunkle, die zur Unterwelt geht und eine helle, die am Orte des Todes bleibt, und bei Regenwetter laut ſtöhnt und ſeufzt. Auch Thiere, Pflanzen, Geräte u. ſ. w. haben Seelen und kommen in ein Paradies, welches es für jede Art beſonders gibt, z. B. für die Kokosnüſſe. Das

Paradies der Menſchen denkt man ſich meiſt auf einer bekannten oder unbekannten Inſel oder läßt die Seelen auf dem Meeresgrunde fortleben. Die Schlechten kommen in eine Hölle. Die Fidſchianer zeigen auf einer Inſel ein tiefes Loch im Boden, auf deſſen Grund Waſſer läuft, worin ſie behaupten, ganz deutlich die Seelen von Menſchen, Thieren, Pflanzen, Steinen, ſchadhaften Böten, eingeſtürzten Häuſern, zerbrochenen Werkzeugen und Waffen u. ſ. w. nach dem Geiſterlande ſchwimmen zu ſehen. Manche nehmen eine Seelenwanderung an, indem die Väter in den älteſten Söhnen, die Mütter in den älteſten Töchtern fortleben. Ein Wächter der Unterwelt ſchlägt jeder ankommenden Seele mit einem Beile auf den Kopf. Noch mancherlei andere Gefahren haben die Seelen auf ihrer Reiſe zu beſtehen; ſie müſſen auch mit Samuyalo, dem Seelentödter, kämpfen und die unterliegenden werden von ihm und ſeinen Brüdern getödtet und gegeſſen. Auf Vanualewu begrub man ehedem mit dem Könige noch einen Mann, der jenen Kampf für ihn beſtehen ſollte. Strafen gibt es bei Ndengei für nicht tatuirte Weiber, für Männer die keinen Feind getödtet. Bei dieſen Völkern gelten die Seelen der Todten ſoviel oder noch mehr als die Götter und auf Tanna wird nur der Sonne und den Seelen geopfert, den Göttern nicht! An manchen Orten macht man nur Bilder der als Schutzgeiſter waltenden Vorfahren; die Männer erſcheinen dabei mit priapeiſchen Abzeichen, ſo an den Hauspfeilern in Neu-Guinea (Dorei). Jeder Gott hat ſeinen eigenen Tempel und Prieſter; wie es in dieſer Beziehung mit den Geiſtern der Todten gehalten wird, iſt nicht bekannt. Außer den Prieſtern gibt es noch Zauberer, und merkwürdig iſt, daß die Freigeiſter auf Fidſchi, welche der Götter ſpotten, deſto feſter an die Zauberei glauben!

Beſſer als die Religion und Mythe der Auſtralier und Papuas kennen wir die mit dieſer vielfach verwandte der Polyneſier oder Südſee-Inſulaner. Die Mythologie dieſes Völkerſtammes tritt zwar in deſſen Leben zurück vor der alles Thun und Treiben deſſelben unterjochenden Macht der Reinigungsgeſetze (Tabu); dennoch iſt ſie ſehr reichhaltig, unter ſich zuſammenhängend und ziemlich geordnet. Es iſt eine Menſchengruppe, die man im Aufſtreben kennen lernte, nicht in der Rohheit wie die Papuas und im Verfalle wie die Auſtralier, es iſt ein talentvoller Zweig des Menſchengeſchlechtes, der eine bedeutende Zukunft hätte haben können, wenn ihn die Europäer durch ihre verderbliche Einmiſchung nicht im Streben aufgehalten und dem Loſe des Ausſterbens preisgegeben hätten.

Die Götter- und Geiſterwelt Polyneſiens zerfällt in drei Hauptgruppen: die Götter, denen die Schöpfung der Welt zugeſchrieben wird, die niederen Gottheiten und Dämonen der Elemente und die vergötterten Menſchen. Der oberſte Gott der erſten Klaſſe iſt in der ganzen Südſee

derſelbe mit geringem Namensunterſchied: Tangaroa, Tangaloa, Taaroa, Kanaloa. Er iſt der unerſchaffene ewige Schöpfer der Welt und aller Weſen und Dinge auf ihr und die Sagen von ſeinem Wirken ſind höchſt manigfaltig. Sie haben natürlich den Charakter, den Mythen eines ſeefahrenden Volkes haben müſſen; das Meer ſpielt die Hauptrolle; aus ihm wird die Erde hervorgefiſcht; der Himmel iſt ſelbſt ein Meer und die Geſtirne und Wolken ſind die Schiffe Tangaloa's. Nur in Neuſeeland iſt Tangaloa blos einer der Söhne des Urgötterpaares: Rangi des Himmels und Papa der Erde, von denen eine wunderbar ſchöne Sage erzählt wird. Wie in dieſer, ſo wird auch in anderen Theilen Polyneſiens die Schöpfung gerne ſo aufgefaßt, daß Himmel und Erde, die ſich urſprünglich ganz nahe waren, durch Heroen auseinander geriſſen oder geſpannt wurden. Ein göttlicher Heros iſt namentlich Maui, der die Sonne einfängt, weil er ſelbſt Sonnengott iſt, um ihr ihren regelmäßigen Lauf anzuweiſen und auch andere großartige Thaten vollbringt, welche oft die erſtaunlichſte Ähnlichkeit mit denen eines Indra, Herakles, Tor und anderer Götter haben. Nach einer andern Mythe empfängt ein Mädchen von der aufgehenden Sonne einen Sohn, und dieſer erhält von ſeinem Vater einen Kaſten voll verſchiedenen Segens. Po und Hine ſind Göttinnen der Nacht und des Mondes, Spaltungen einer urſprünglich einzigen; beiden wird ebenfalls die Erzeugung aller Dinge zugetheilt. Po iſt ähnlich dem griechiſchen Chaos; ſie erzeugt nach einer Legende der Maori das Licht, dann das Nichts, dieſes die Feuchtigkeit, dieſe den Himmel, dieſer mit der Erde den Nebel u. ſ. w. bis auf die Menſchen. Po wird daher auch abſtrakt der Anfang aller Dinge genannt und als der Inbegriff des Unbekannten, Rätſelhaften betrachtet. Pu-lotu, Mitte des Po, heißt das Todtenreich, eine Höhle unter der Erde, in welche einſt ein grauſamer Fürſt fiel, der ſie ſehen wollte und den ſeine Unterthanen, die ihn an Stricken hinunter ließen, gern fallen ließen. Neben vielen anderen Göttern gibt es auf Hawaii der Natur des Landes gemäß noch Vulkangötter. Sehr nahe liegt den Polyneſiern auch die Sage von einer Flut, aus welcher die Berge ihres frühern Feſtlandes als Inſeln übrig geblieben ſind. Meer und Himmel werden auch hier miteinander vermengt und Sonne und Mond als einzig übrig gebliebenes, aus der Flut gerettetes Paar gefeiert.

Ein Lieblingsgedanke der Polyneſier, verzogener Kinder einer üppigen Zone mit herrlichſter Scenerie, iſt die Ausmalung des Lebens nach dem Tode. Die Seelen verſtorbener Häuptlinge werden Sterne; auch das linke Auge eines Fürſten, als Sitz der Seele, wird unter die Sterne verſetzt. Nicht nur die Menſchen, auch Thiere, Pflanzen, Steine haben Seelen, welche nach dem Tode in ein beſſeres Land kommen. Auf dieſes geht der urſprüngliche Name der Finſterniß, Po über, und

es wird ein herrliches Land, mit allem Überfluß, urſprünglich der Himmel, dann die Geiſterinſel Bulotu. Die Götter wohnen bald hier, bald in ſieben oder zehn verſchiedenen Himmeln, und zu ihnen kommen die Seelen der Todten. Auch ſpricht man von drei Reichen, dem Himmel mit den Göttern, der Erde mit den Menſchen und der Unterwelt mit den böſen Geiſtern, ebenſo von dem unſichtbaren Paradies Rohutu auf einem Berge der Inſel Raiatea, und von noch anderen Paradieſen und Zauberländern. Nach ſolchen wird auch die Wiege der dortigen Menſchheit verlegt. Die meiſten Polyneſier ſuchen dieſelbe in der Somoa-Inſel Sawaii, was ein Name iſt mit Hawaii und mit Hawaiki, wie auch das unterirdiſche Land des Jenſeits heißt. An manchen Orten werden die Aufenthalte der Götter und der Seelen getrennt, wie es auch wol urſprünglich war bis eine Vermengung eintrat. Es gibt ſchönere Aufenthalte der Vornehmen (beſonders aus der geheimen Orgienverbindung der Areoi) und der Prieſter und geringere des gemeinen Volkes nach dem Tode; eine Theilung nach dem moraliſchen Verdienſte gibt es nicht. Zum ſchönern Aufenthalte ſind übrigens meiſt nur die Beſtatteten berechtigt; auf den Markeſas ſind es auch gefallene Krieger, Wöchnerinnen und — ſonderbar, — Selbſtmörder! Oft führt ein beſtimmter Gott die Seelen nach ihrem Beſtimmungsorte. In Samoa iſt der Aufenthalt der Geiſter in einer Unterwelt der Inſel Sawaii, wohin die Seelen ſchwimmen müſſen; die Vornehmen kommen jedoch von dort nach Pulotu, die Leute vom Volke nicht. In Tonga vergißt die Sage bei der verführeriſchen Schilderung des Landes Bulotu neben den ſchönen Früchten auch die Schweine nicht, der Polyneſier Lieblingsbraten. Es ſeien, wird erzählt, einſt einige Tonganer hingekommen, haben alles ſchöner als auf der Erde gefunden, aber ſchattenhaft; die Beſucher konnten durch die dortigen Häuſer, Bäume und Bewohner hindurchgehen; als ſie aber heimkehrten, ſtarben ſie bald! Wie ſehr erinnern dieſe Züge an europäiſche Sagen! In Neuſeeland wird von einer ſcheintodten Frau erzählt, welche während dieſes Zuſtandes glaubte, ihre Seele nehme den Weg nach dem Geiſterlande, wohin ein Charon ſie überſchiffte, wo ſie aber alles ſo wie in der Heimat und ihre verſtorbenen Verwandten gefunden habe; ihr Vater habe ſie aber zurückkehren geheißen, weil ihr Kind ihrer noch bedürfe.

Die ältere Seelenlehre der Polyneſier gab nur den höheren Ständen Seelen und ließ die Gemeinen mit dem Tode meiſt völlig zu Grunde gehen oder gleich nachher durch ein böſes Weſen gefreſſen werden. In ſpäterer Zeit wurde die Fortdauer allgemein und man erklärte die Seele für ein ätheriſches Element des Leibes. Iſt ein Angehöriger ertrunken oder gefallen, ſo breiten die Verwandten ein Tuch aus, und das erſte Thier, das darauf kommt, iſt dann die Seele des Todten und wird feierlich begraben. Oft kehren die Todten auch zu-

rück oder fahren in Lebende, die dann weiſſagen. Es werden Geiſter beſchworen und nach Art der Spiritiſten, die ja Schüler der „Naturvölker“ ſind, feierlich in „Sitzungen“ empfangen. Die Seelen erſcheinen als Thiere, Feuerfunken oder ſchattenhafte Weſen. Oft drücken ſie die Leute im Schlafe, verurſachen böſe Träume und ſchwängern ſogar Weiber. Die Geiſter der Kinder werden als beſonders bösartig betrachtet; am ſchlimmſten aber ſind die der Embryonen. Es tödteten ſich früher öfter Menſchen, um als Geiſter ihre Feinde quälen zu können. Auch ſchreien die Geiſter Nachts und ſtoßen ſonſt allerlei Töne aus. Seltener als die böſen Geiſter ſind Schutzgeiſter, welche ihre Nachkommen helfend umgeben; auch dienen Götter als ſolche, urſprünglich wol ſie allein, aber ſtets in Thiergeſtalt, und das war die älteſte, noch fetiſchartige Form der polyneſiſchen Religion. Thiere von der Art ſeines Schutzgeiſtes darf Niemand eſſen; daß die erſten polyneſiſchen Chriſten ſolche ohne Gefahr aßen, leiſtete der Kreuzeslehre großen Vorſchub. Auch hatte jede Familie, Ortſchaft, Inſel ihren Schutzgott und der Tod von deſſen thieriſchem Abbild verurſachte allgemeine Trauer. Der Haifiſch iſt den Polyneſiern als Heiden beſonders heilig; man glaubte in Tonga, er freſſe keine Unſchuldigen. Menſchenſeelen werden zu Schutzgöttern, Ti'i oder Tiki, wenn ſie nach dem Tode im Po von einem Gotte gefreſſen werden, der ſie unverdaut wieder von ſich gibt, was einer Reinigung gleichkommt. Man ſtellt Bilder von ihnen auf und mißhandelt ſie, wenn ihr Schutz nicht nach Wunſch ausfällt. Solche groteske Bilder (Hermen) ſind auf der Oſterinſel (Waihu), beſonders charakteriſtiſche aufgeſtellt. Tiki wurde indeſſen mit der Zeit Name des Schutzgottes aller Menſchen, eines Gottes, der die Menſchen erſchaffen haben ſoll; er war ein Sohn Tangaloa's und der Hine und wurde auch als Gott des Lichtes oder des Tatuirens oder endlich als erſter Menſch betrachtet. Das Gefreſſenwerden der Seelen hatte ſeinen Urſprung wol in der Beobachtung, daß größere Thiere, als welche die Schutzgötter auftraten, kleinere, unter denen man ſich Menſchenſeelen dachte, auffraßen. Mit der Zeit aber wetteiferten die Menſchenſeelen an Bedeutung immer mehr mit den Göttern und wurden als Tikis oft ſelbſt ſolche oder Götter wurden zu Menſchenſeelen, bis der alte Glaube vernüchtert und reif zum Untergange war.

Die eine ſelbſtändige Stellung unter den Polyneſiern einnehmenden Tokelan- und Ellice-Inſulaner glauben, die Seelen werden Sterne, wenn nicht böſe Geiſter Macht über ſie erlangen, die ihnen an gewiſſen Plätzen auflauern, welche daher jeder Eingeborne meidet. Die glücklichen, zu Sternen gewordenen Geiſter nähren ſich vom Monde, der darum abnimmt; auch gehen Seelen ſelbſt in den Mond. Eine Mondfinſterniß wird daher als Unglück betrachtet und durch ein großes Opfer von Kokosnüſſen abzuwenden geſucht. Die Weißen werden als

Götter oder Götterboten betrachtet, welche die Seelen ins Jenſeits führen. Eigentümlicher Weiſe kennen die Bewohner dieſer Inſelgruppen den rings um ſie herrſchenden Kult der abgeſchiedenen Seelen nicht und verehren nur die Götter, mit denen die Fürſten verkehren können.

Wie auf dieſen Inſeln eine ältere, ſo finden wir auf den Eilandgruppen, welche als Mikroneſien bezeichnet werden und vorzüglich die Archipele der Marianen und Karolinen umfaſſen, eine vorgeſchrittenere Stufe der Religion als im eigentlichen Polyneſien. Hier hat der Kult der Ahnen ſo große Ausdehnung gewonnen, daß er denjenigen der Götter beinahe überwuchert. Die Stelle des polyneſiſchen Tangaloa als Weltſchöpfer vertritt hier Puntan, aus deſſen Körper wie aus dem des erſtern (und des germaniſchen Rieſen Ymir) die Welt gebildet ſein ſoll. Auch ſtammen die Menſchen nach verſchiedenen Sagen von ihm. Die Mikroneſier kennen auch Mythen von Maui, welcher wie Prometheus den Menſchen das Feuer bringt; außerdem nehmen ſie Maſſen von guten und böſen Geiſtern an. Die Götter ſollen zu Zeiten die Inſeln beſuchen und auf denſelben Fruchtbarkeit bewirken. Allein ſie ſind auf denſelben wie geſagt bereits durch die zu Geiſtern und Halbgöttern gewordenen Seelen der Vorfahren, Anti genannt, verdrängt und bereits halb vergeſſen. Man bringt ihnen Speiſeopfer, ruft ſie in der Not an, benutzt ihre Schädel als Talismane und zeichnet ihre Bilder auf Baumrinde. Sie gehen in der Nacht um und werden ungemein gefürchtet. Die Kinderſeelen werden auf gewiſſen Inſeln als Vermittler angerufen, durch deren Hilfe man in die Götterwelt eingeweiht werden kann. Oft gehen die Todtenſeelen auch in Thiere über, die dann den Nachkommen derſelben heilig ſind und von ihnen nicht gegeſſen werden. Die Seelen kamen nach dem Glauben der Marianer in das Paradies, wenn ſie ruhig, und in die Hölle, wenn ſie unruhig ſtarben. Beide Orte liegen unter der Erde und in der Hölle richtet ein verſtorbener Ahne über ſeine Nachkommen. Um in das Paradies zu gelangen, muß die Seele (auf Ponapi) über den Graben ſpringen, der dasſelbe umgibt und das die einzige Pforte bewachende alte Weib ſucht ſie hinabzuſtoßen; gelingt dies, ſo iſt die Seele verloren und duldet im Abgrund alles Elend; im andern Falle, wenn ſie hinüberkommt, iſt ſie gerettet. Auf Tobi herrſcht eine abweichende Annahme; das Geiſterreich iſt jenſeits des Meeres und die Todten werden auf einem Kahn in die Wogen hinausgeſtoßen, auf den Ralik-Inſeln aber kurzweg ins Meer geworfen. Auf den Gilbert-Inſeln ſucht man das Paradies im Weſten und gelangt durch die Luft dahin. Alte und ſchwache Leute werden von verſtorbenen Verwandten abgeholt; auf dem Wege aber frißt ein Rieſe alle nicht tatuirten und alle Unfreien. Das ſind noch ältere Anſchauungen, welche mit dem Aufkommen des Todtenkultes anderen weichen mußten. Um die Todten ſo langſam wie möglich in das Seelenreich

zu befördern, damit ſie mit den Lebenden länger im Zuſammenhange blieben, wurden ſie ſeitdem begraben. Bei einem Todesfalle auf den Marianen ſtellte man einen Korb neben den Kranken und bat die Seele hineinzufahren und bei ihren künftigen Beſuchen darin zu verweilen. An vielen Orten bewahrt man die Todten ſo lange als thunlich im Hauſe.

Die gleich den Poly- und Mikroneſiern zur malaiiſchen Menſchengruppe gehörenden Dajaks auf Borneo glauben, der Todte lebe als Geiſt in den Dſchungeln weiter oder beſuche den Begräbniß-, bezw. Verbrennungsplatz oder wohne fortan auf entfernten Bergſpitzen. Die, welche die Todten verbrennen, meinen, die Seele ſteige mit dem Rauch zum Himmel, wenn ſie gut ſind, während der Rauch der Böſen ſich abwärts wende und die Seele zur Unterwelt führe. Dieſe Vorſtellung mag durch indiſche Einwirkung Eingang gefunden haben. Eigentümlich iſt den Dajaks die bereits erwähnte furchtbare Jagd auf Menſchenköpfe. Krankheiten halten ſie für Wirkungen unſichtbarer Geiſter, welche die Menſchen mit unſichtbaren Waffen verwunden oder ſelbſt in ſie einfahren und ſie raſend machen. Man beſänftigt ſie mit Feſten und Tänzen, mit Speiſen, die man in den Wäldern aufſtellt, oder mit Opfergaben, die man auf kleinen Fahrzeugen in das Meer ſendet.

Die Urbewohner Amerikas, ſoweit ſie nicht den beiden Kulturſtaaten dieſes Erdtheils angehören, haben manches gemeinſame in ihren Anſichten über das Leben nach dem Tode; dasſelbe iſt durchweg eine Fortſetzung desjenigen auf der Erde und zwar iſt es angenehm für die Tapferen, aber ein Ort der Strafe und Schmach für die Feigen. Unter den abgeſchiedenen Seelen werden die der Häuptlinge Schutzgeiſter ihrer Nachkommen, die der gewöhnlichen Seelen aber Plagegeiſter des Volkes. Die erſteren zeigen ſich in Thierkörpern und zwar als Totems ihres Stammes. Über ihnen und allen anderen Geiſter- und Götterweſen ſteht bei manchen, beſonders nordamerikaniſchen Stämmen der ſogenannte Große Geiſt (Manitu), der Schöpfer der Welt, der verſchiedene Geſtalten annimmt, z. B. als Vogel, Haſe, Büffel, aber auch in ſehr unklarer Vorſtellung lebt. Er iſt allem Anſchein nach der urſprüngliche Donner- oder Himmels-, ſpäter Kriegsgott. Aber wahrſcheinlich haben chriſtliche Miſſionäre viele Züge ihres Gottes in den „Großen Geiſt“ hineingedichtet, welcher in der von ihnen überlieferten Geſtalt für ziemlich rohe Jägerſtämme viel zu abſtrakt erſcheint. Es gibt indeſſen unter denſelben auch Sagen von Erſchaffung eines böſen Geiſtes durch den guten (großen) oder zweier Brüder, welche das gute und böſe Prinzip vertreten, worauf ohne Zweifel chriſtliche (chriſtlich-parſiſche) Vorſtellungen eingeimpft ſind. Nicht ohne Verdacht griechiſcher oder germaniſcher Gedanken bei den Berichterſtattern können wir die Angabe entgegennehmen, daß von gewiſſen Stämmen in Nordamerika

zwölf Manitus verehrt werden, von denen jeder einem Elemente, einem Gestirn, einem Kulturgegenstand u. s. w. vorsteht, eine allzu künstliche Eintheilung für Wilde. Es ist auch die Rede von einem Traum-, Schlaf- und Todesgott. Die Weltschöpfung durch den Großen Geist geht aus dem Wasser von statten; die Erde wächst aus einer sich aus dem Wasser erhebenden kleinen Insel hervor. Der Sohn des Großen Geistes und eine „Himmelstochter" werden die Ureltern der Menschen. Nach anderen Mythen ist der erste Mensch aus Thon oder als Baum erschaffen oder aus einer Schnecke entstanden. Wie Maui in Polynesien, so holt der erste Mensch, zugleich Urriese, Sonne und Mond vom Himmel. Sonne und Mond werden auch als Personen gedacht, erstere männlich und letzterer weiblich; aber göttlich verehrt werden sie nur bei mittel- und südamerikanischen Stämmen. Die Vermittelung zwischen dem zahllosen Geisterheer, von dem alles erfüllt und belebt ist, und den Menschen besorgen allein die Zauberer (Medizinmänner) und Zauberinnen, welche oft sehr anrüchige Persönlichkeiten sind; man unterscheidet indessen gute und böse Zauberer; erstere werden mitunter „Manitus" genannt, — und Hexenprozesse gab es in Amerika schon vor der europäischen Einwanderung. Amerika ist das Vaterland der Medien, welche den Religionsformen des plumpsten Zaubers entstammen. Ihre Stellung dem Volke gegenüber schwankt zwischen abergläubiger Scheu und Verachtung ihres Treibens. Geheime Gesellschaften, bisweilen mit sehr anstößigen Mysterien, sind häufig unter ihnen.

Die Patagonen glauben, die Seele eines jungen Mannes müsse längere Zeit unter der Erde bleiben, bis sie das nötige Alter erreicht habe, um auf der Erde wieder geboren zu werden und daher wird bei dem Tode eines solchen ein Pferd erstickt und seine Sachen werden mit demselben verbrannt. Die Chiquitos halten Donner und Blitz für eine Wirkung der abgeschiedenen Seelen, die am Himmel Plätze suchen und darüber mit den Sternen in Kampf gerathen. Bei den zu ihnen gehörenden Mañacicas müssen die Todten über eine Brücke gehen, wobei manche Seelen ins Wasser fallen und verunglücken. Nach dem Glauben der Guaranis fliegen die Seelen der Tapferen hinter die höchsten Berge und leben dort in Hülle und Fülle; die Feigen aber werden vom bösen Geiste Aguan gequält. Der Oberste Geist oder „Waldgeist" der Indianer am obern Marañon, der als mißgestaltetes Ungeheuer gedacht wird, hat wolbesetzte unterirdische Jagdplätze. Die Kariben glaubten, die Seele, welche im Herzen wohne, werde nach dem Tode glücklich; die beiden anderen Seelen aber, welche im Arme und im Kopfe ihren Sitz haben, werden böse Geister. In Nicaragua meinen die Indianer, die im Hause gestorbenen Leute gehen unter die Erde, die im Kampfe gefallenen aber nach Osten, um den Göttern zu dienen. Die Irokesen hielten dafür, die Seele verlasse bei dem

Tode den Leib, bleibe aber eine Zeit lang in deſſen Nähe, bis ſie nach dem Lande der Seelen gelange. An jedem Grabe brachten ſie eine kleine Öffnung an, damit die Seele aus- und eingehen könne. Wenn Jemand ſtarb, ſo wurde ſein Haus niedergeriſſen, ſeine Habe verbrannt oder begraben. Man glaubte damit dem Todten ein Opfer zu bringen.

Die nordamerikaniſchen Indianer überhaupt halten die Seele für ein ſchattenhaftes Bild des Menſchen (auch des Thieres, der Pflanze, des Geräthes) im kleinen; manche nehmen auch zwei, andere drei Seelen an, von denen eine in ein warmes, die andere in ein kaltes Land komme, die dritte aber im Körper bleibe, oder gar vier, deren erſte im Geiſterlande fortlebe, die zweite in die Luft gehe, die dritte im Leibe, die vierte am Wohnorte bleibe. Im Traume verläßt nach ihrer Anſicht die Seele den Körper und wandert umher, die Dinge zu ſuchen, nach denen ihr Trachten geht; der erwachte Menſch muß dieſelben zu erlangen ſuchen, ſonſt betrübt ſich die Seele und verläßt den Körper ganz. Der Indianer glaubt, durchaus thun zu müſſen, was er geträumt hat, und wären es auch die ſchrecklichſten Thaten. Woher hat man aber Nachrichten vom Jenſeits erhalten? Der kritiſche Geiſt jener Indianer hat darauf ſeine Antwort. Es ſind die Seelen der Ohnmächtigen, der Scheintodten und der Verzückten, welche bis an die Grenze des Landes der Seelen kommen oder es gar auf kurze Zeit betreten dürfen; ſie wiſſen davon zu erzählen. Das trägt wol viel zu der Todesverachtung bei, durch welche der nordamerikaniſche Indianer bekannt iſt. Für „ſterben“ ſagt man auch: den Großvater beſuchen. Die Beſtattung der Todten wird hier durch Beerdigung, dort durch Feuer, dort durch Ausſetzung auf einem Kahn bewerkſtelligt; auch hat man Schädelſtätten. Der Sarg wird loſe zugedeckt, damit die Seele aus- und eingehen kann, oder man bohrt Löcher in den Grabhügel, um den Todten zu füttern. Allgemein iſt der Glaube an Seelenwanderung und Läuterung der Seelen in Thier- und Menſchenleibern, auch an Entführung derſelben auf Geſtirne. In das Jenſeits gelangen die Seelen ſo, wie ſie diesſeits waren; nur leben ſie dort beſſer und ſorgloſer. Die „glücklichen Jagdgründe“, in welchen ſie ihren Lieblingsberuf fortzuſetzen hoffen, verlegen die Oſagen auf den Mond, andere in das Innere der Erde. Für den Weg dahin halten dieſe die Milchſtraße, andere eine große Schlange, eine ſchwankende Brücke oder fahren in einem ſteinernen Kahne über einen großen Strom oder erklettern einen rieſigen Berg, von Ungeheuern umringt, die ihnen Vernichtung drohen. Die Vergeltung nach dem Tode beſteht im Gelingen oder Mißlingen dieſer gefährlichen Reiſe ſowol, als im jenſeitigen glücklichen oder unglücklichen Leben. Entſcheidend dafür ſind bereits bei manchen Stämmen wirklich ſittliche Begriffe und es ſtreiten ſich ein guter und böſer Geiſt um die ankommende Seele.

Die Freigebigen z. B. theilen das Loos der Tapferen, die Lügner, Geizigen, Betrüger das der Feigen. In Virginien dagegen wurden nur die Prieſter und Vornehmen für unſterblich gehalten. Bei den Huronen haben die im Kriege Erſchlagenen keinen Zutritt in das Geiſterreich, wie auch die Selbſtmörder, und bilden nach dem Tode eine beſondere Geſellſchaft. Am Obern See jagen die Geiſter der Gefallenen auf einer Inſel, wo der Große Geiſt wohnt. Mehrere Stämme glauben ferner, daß die Seelen der erſchlagenen Feinde den Sieger im Jenſeits bedienen müſſen; noch Andere pflegen am Grabe des Freundes einen Skalp aufzuhängen, deſſen Beſitzer dann der Diener des Todten wird. Vielfach werden auch Diener und Weiber mit dem Herrn und Gemahl verbrannt, um ihn zu begleiten. Bei den Takhali muß die Witwe neun Tage neben dem Todten liegen, ſich auf dem Scheiterhaufen eine Zeit lang brennen laſſen, dann die Gebeine ſammeln und ſie Jahre lang auf dem Rücken tragen, während welcher Zeit ſie allgemein als Sklavin behandelt wird. Andere Geiſter als die Menſchenſeelen ſind Sonne, Mond und Sterne, der Regenbogen, die Winde u. ſ. w. und es iſt überhaupt alles in der Welt von Geiſtern erfüllt. Durch Liebe zu Menſchen werden Geiſter ſelbſt zu Menſchen. Es gibt Dämonen, die ganz, auch in den von ihnen handelnden Märchen, den germaniſchen Nixen, Zwergen, Rieſen, den keltiſchen Elfen, den ſlawiſchen Vampyren entſprechen. Die Indianer ſehen Geiſter über die Berge und am Himmel hin ſchweben und hören ihre Stimmen (über die Schutzgeiſter als Totems und Medizinen ſ. oben S. 17). Nach der indianiſchen Mythe ſtanden ehedem die Thiere den Menſchen an Gaben gleich und dieſe Wilden tödten Thiere mit faſt frommer Scheu. Die Thiere haben eine Sprache und ſpielen eine Rolle in Sagen. Die Schlangen ſind Bilder alles Übels und man opferte früher aus Furcht den Schlangengöttern Menſchen. Die ſo vielen Völkern bekannte Flutſage iſt dies auch bei den Nordamerikanern und zwar in eigentümlicher Ausſchmückung, die an die germaniſche Sage vom Weltbaume erinnert, indem der gerettete Menſch an einem ſolchen in den Himmel ſteigt. Endlich wiſſen ſie von einem Weltuntergang, bei welchem der Große Geiſt den böſen Schlangengeiſt ſtürzt und zertritt, die Sonne ſich verfinſtert, die Todten auferſtehen, eine neue Flut alles zerſtört, die Sonne aber alles wieder neu erſtehen läßt.

Die Grönländer ſtellen ſich die Seelen als bleiche, zarte, ungreifbare Geſtalten vor. Dieſelben ſchlagen am Himmel ihre Zelte rings um einen großen See auf, der reich an Fiſchen und Geflügel iſt und deſſen Waſſer als Regen zur Erde kommt, wenn es überläuft. Doch glauben ſie auch, das Geiſterland Torngarſuks, des großen Geiſtes, liege unter dem Meere oder der Erde und ſei durch Höhlen zugänglich. Dort ſoll beſtändiger Sonnenſchein und Überfluß an gutem Waſſer und

Jagdthieren der arktiſchen Region herrſchen, und letztere werden ohne Schwierigkeit gefangen oder gar kochend in einem Keſſel gefunden. Nur Arbeitſame aber kommen dahin, ſowie ſolche, die viel Walfiſche und Seehunde gefangen, viel gelitten, im Meere ertrunken oder bei der Geburt geſtorben ſind. Die Zauberer (Angekoks) können das Innere der Erde beſuchen, die Geiſter rufen und mit ihnen ſprechen.

Damit iſt der Kreis der gegenwärtigen „Naturvölker" geſchloſſen. In Aſien ſind dieſelben durchweg unter den Einfluß der großen Kulturreligionen, im Südoſten des Buddhismus, im Süden des Brahmanismus, im Südweſten des Islam und im Norden des griechiſchen Chriſtentums gebracht und daher ihre alte Religion mit Ausnahme der ſchamaniſchen Zauberei in Vergeſſenheit gerathen; in Europa ſind ſie völlig verſchwunden. Doch finden ſich noch Spuren ihres naiven Geiſter- und Jenſeits-Glaubens in den Religionen von Kulturvölkern, welche nicht aus eigener Kraft zur Schöpfung neuer Glaubensſyſteme vorgeſchritten ſind, nämlich der Kulturvölker von Amerika und Oſtaſien.

---

2. Das Jenſeits der primitiven Kulturvölker.

Die Kulturvölker, d. h. jene Völker, welche allgemein verbindliche Staatsordnungen gegründet und in dem Rahmen derſelben gewiſſe oder auch alle Richtungen menſchlicher Kulturthätigkeit bis zu einem für ſie charakteriſtiſchen Grade entwickelt haben, ſind mitunter gerade im Punkte der Religion auf einer unvollkommenern Stufe ſtehen geblieben, als nach ihren ſonſtigen Leiſtungen zu erwarten wäre, ſo daß es anderen Völkern vorbehalten blieb, ſie mit Glaubenslehren höhern Ranges bekannt zu machen, worunter dann allerdings ihre eigentümliche Kultur mehr oder weniger litt, wenn ſie nicht geradezu daran zu Grunde ging. In dieſe Kategorie gehören die Kulturſtaaten von Peru und Mexiko, von China und Japan. Die Religionen dieſer Kulturſtaaten unterſcheiden ſich von denen der Naturvölker nur durch ein ſtrammer geordnetes Götterſyſtem und eine disziplinirte Prieſterſchaft; eigentümlicher Weiſe haben ſie aber gerade im Punkte des Glaubens an die Fortdauer der Menſchenſeele mangelhaftere, blaſſere und gedankenärmere Begriffe als manche Naturvölker. Was China und Japan betrifft, ſprechen wir hier natürlich nur von ihrer ältern, eigentümlichen Religion und weder von dem aus Indien eingeführten Buddhismus, noch von der ethiſch-ſpekulativen Reform des Kongfutſſé, welche überhaupt keine Dogmen aufgeſtellt hat.

Die Peruaner, eigentlich Quechuas, Unterthanen jener väterlichen ſozialiſtiſchen Monarchie der Inkas, dieſe liebenswürdigen Kinder der Sonne, nahmen ſowol eine Unſterblichkeit der Seele, als eine Auferſtehung des Leibes an und ſtellten dabei einen ethiſchen Unterſchied auf. Die Schlechten kamen nach ihrer Anſicht in den Mittelpunkt der Erde, wo ſie Jahrhunderte mit mühſeliger Arbeit zuzubringen hatten. Der Ort wohin die Guten gelangen ſollten, wird nicht näher angegeben; wol war es der Himmel und für die Inkas ihre urſprüngliche Heimat, die Sonne. Das künftige Leben der Guten wurde wol frei von Sorge und Leiden, aber nicht reich an ſinnlichen Genüſſen vorgeſtellt. Es kamen jedoch dabei nur die herrſchenden Familien, die Inkas, in Betracht, auf das Loos des Volkes wurde keine Rückſicht genommen. Den Glauben an die Auferſtehung der Leiber unterſtützte die Mumiſirung der vornehmen Leichen mittels Ausſetzung an der Luft, nach einigen Angaben auch ihre Einbalſamirung, worauf ſie in Erdhügeln, mit Gängen durchzogen, beſtattet wurden. Man gab ihnen die Geräthe mit, die ſie im andern Leben, dem diesſeitigen gemäß, brauchen ſollten. Auch Thiere wurden bisweilen mumifizirt. An der Spitze des Geiſterreichs ſtand urſprünglich der Weltſchöpfer, Viracocha oder Pachacamac, dem ein einziger Tempel, und zwar ſchon vor der Zeit der Inkas, im Lande geweiht war. Thatſächlich aber war die Sonne die höchſte und geehrteſte Gottheit, welcher der Mond, die Sterne, der Blitz und Donner, der Regenbogen, das Feuer, die Winde, Berge, Flüſſe u. ſ. w. folgten. Dieſe Dinge wurden jedoch nicht materiell verehrt, ſondern als Hüllen einer Idee, eines geiſtigen Weſens, der „Mutter“ des betreffenden Gegenſtandes. Aber auch die Gottheiten unterworfener Völker wurden bereitwillig in das Pantheon von Peru aufgenommen. Die Sonne mit Mond und Sternen war die bevorzugte Gottheit der Inkas; aber ſie erhoben zeitweiſe den Viracocha, wol aus Rückſicht auf das ihm anhängliche Volk, zu ſeinem alten Range. Uebrigens wurden die Inkas ſelbſt nach ihrem Tode göttlich verehrt, und die Ehre, als Götter angeſehen zu werden, widerfuhr auch den erſten ankommenden Weißen. Man nannte ſie gleich den Inkas Söhne der Sonne und Viracochas. Denn Viracocha dachte man ſich weiß und bärtig wie es die Fremden waren; eine Geſtalt dieſer Art ſoll einem Inka erſchienen ſein, der davon den Namen Viracocha annahm. Vielleicht hatten die Peruaner in älteſter Zeit ein dualiſtiſches Religionsſyſtem gleich dem perſiſchen; denn ihrem früher wol alleinſtehenden guten Gotte Viracocha ſtand ein böſer, Sopay oder Supay gegenüber, der im Innern der Erde dem Orte der ewigen Strafe vorſtand.

Der Fortdauerglaube der Peruaner war ſo ſtark, daß die Frauen eines geſtorbenen Fürſten lebendig begraben wurden oder ſich erhängten, um mit ihm vereinigt zu bleiben, und daß man einige ſeiner Diener

an ſeinen Lieblingsplätzen begrub, damit er, wenn er ſelbe als Geiſt beſuchte, nicht ohne Bedienung wäre. Es wurde behauptet, es ſeien Todte in Geſellſchaft ihrer begrabenen Frauen und mit den ihnen mitgegebenen Dingen erſchienen. Es fehlte indeſſen auch in Peru an Freigeiſtern nicht, und der Inka Huayna Kapak ſagte bei einem Feſte zu den Sonnenprieſtern: „Ich bin euer König. Würde Einer von euch ſich erkühnen mir zu befehlen, daß ich einen gewiſſen Weg mache, oder mir nicht zu gehorchen, wenn ich ihm einen ſolchen zu machen befehle? Nun, ſo muß es über der Sonne einen mächtigern Herrn geben, weil ſie täglich ihren beſtimmten Weg macht, wozu ſie, wäre ſie der höchſte Gott, nicht gezwungen wäre.“

Höher, weil mit mehr Freiheit ausgeſtattet, war der Kulturſtaat der Azteken, dieſer kriegeriſchen Nachfolger der gebildeten Tolteken geartet, als der Inkaſtaat. Es war keine Zwangsanſtalt, ſondern ein Bündniß unabhängiger Staaten mit freien Städten oder Landſchaften zwiſchen ſich. Daher war auch wol ihre Religion aus verſchiedenen Urſprüngen zuſammen gewachſen. Die Azteken kamen nach ihrem Tode nach Miztlan im Norden, und alle Dinge, deren ſie bedurften, wurden verbrannt, um mit ihnen dort oben zuſammenzutreffen. Außer dieſem Zukunftorte für die große Menge, dem Reiche des düſtern Todesgottes Miztlentenktli, gab es noch ein irdiſches Paradies, Tlalokan im Oſten, in den Bergen des Landes verborgen, wo es Früchte in Fülle gab und wohin die Seelen der Kinder, die dem Gotte des Regens, der Gewäſſer und des Paradieſes, Tlalok, geopfert wurden, der ertrunkenen, vom Blitz erſchlagenen und an Krankheiten geſtorbenen (überhaupt alſo die unſchuldig dem Tode geweihten) kamen. Die im Kampfe erſchlagenen oder in der Gefangenſchaft geopferten Krieger, ſowie die im Kindbett geſtorbenen Frauen (alſo die unter Beweiſen der Schmerzverachtung dahin gegangenen) kamen in den Himmel des Weſtens. Dort ſchauten die Helden durch die von Pfeilen im Kriege herrührenden Löcher ihrer Schilde der Sonne entgegen und begrüßten ſie mit Jauchzen und Waffengetöſe; am Nachmittag aber begrüßten die Mütter ſie und führten ſie mit Muſik und Tanz nach Weſten. Das Götterreich der Mexikaner (im Süden gelegen) war ein ſehr verwickeltes; es war ſchon meiſt über die bloſe Perſonifikation und Vergeiſtigung der Naturkräfte vorgeſchritten. Neben Tezkatlipoka, dem früheren Sonnengotte, dann dem erhabenen Weltſchöpfer, deſſen Charakter faſt dem monotheiſtiſten Gotte zukommt, fand das blutige Ungeheuer, der Menſchenopfer ohne Zahl heiſchende Huitzilopotchli, der Kriegsgott, Platz, während der Luftgott Quetzalkoatl zum lichtſpendenden Kulturheros wurde, der die Menſchen alle Künſte des Friedens lehrt. Unter den Göttern ſtanden die guten Hausgeiſter, Penaten der Neuen Welt.

Die Religion des alten China vor der Reform Kongfutſé's und

dem Eindringen des Buddhismus, war urſprünglich ein nur wenig über dem nordaſiatiſchen Schamanentum ſtehender Geiſterglaube. Sie wurde jedoch mit der Zeit verfeinert und erhielt zwei oberſte Prinzipien, den Himmel (Schangti) und die Erde (Ti oder Thu), „Vater und Mutter“ aller Dinge, durch deren Einheit Alles entſteht und beſteht. Außer dieſen Grundweſen glauben aber die Chineſen noch an ein die geſammte Natur erfüllendes Gewimmel von Geiſtern, denen wie dem Himmel und der Erde Opfer dargebracht werden. Man unterſcheidet dieſe Geiſter, in himmliſche, wozu Sonne, Mond, Sterne, in irdiſche, wozu die Geiſter die Berge, Wälder, Thäler, Meere, Ströme, Quellen, ſowie die Schutzgeiſter des Reiches, des Landbaues, der Städte, Häuſer u. ſ. w., und in menſchliche, wozu die Seelen der Verſtorbenen, namentlich der Ahnen gehören.

Der Himmel, ſtets als der Uebergeordnete der Erde geachtet, wurde perſönlich und bewußt vorgeſtellt; er galt als allgegenwärtig, als höre und ſehe er alles, was geſchieht. Ja man dachte ihn ſich manchmal in menſchlicher Geſtalt. Klare Begriffe von den Geiſtern (Schin) haben natürlich die Chineſen ſo wenig wie andere Völker; ſie nennen dieſelben allgegenwärtig, unzählig, unſichtbar, unhörbar u. ſ. w., glauben auch, daß ſie in Thiergeſtalt erſcheinen, durch Muſik herbeigelockt werden können, auch Einfluß auf die menſchlichen Stimmungen und Angelegenheiten ausüben.

Die hervorragendſte Rolle neben den von den Chineſen verehrten Geiſtern ſpielen die abgeſchiedenen Seelen. Doch hat dieſes Volk keine Vorſtellungen von Orten, wo ſich ſolche aufhalten, und ebenſowenig von einer Belohnung oder Strafe nach dem Tode. Man glaubt, die Ahnen ſeien bei den ihnen gezollten Opfern anweſend. Uebrigens herrſcht auch die Anſicht vor, daß die Geiſter allmählich erlöſchen und ausathmen und nicht ewig fortbeſtehen.

Die beiden Reformatoren der Chineſen, Kong-tſſé, der Reiniger der alten und Lao-tſſé, der tiefſinnige Gründer einer neuen, aber von ſeinen Bahnen abgewichenen Religion (beide im 6. Jahrhundert vor Chriſtus) haben ſich über das Jenſeits nicht ausgeſprochen, vielmehr nur ausweichende Antworten auf bezügliche Fragen gegeben oder ſich in tiefſinnigen Reden darüber verbreitet, aus denen keine beſtimmten Vorſtellungen zu entnehmen waren.

Wenn ein Chineſe im Sterben liegt, ſo hält ein Verwandter den Rock des Kranken an einem langen Bambus in die Höhe und ein Geiſterbeſchwörer zaubert dann die entfliehende Seele in den Rock, damit ſie wieder in den Leib zurückkehren könne. Den Todten bewahren in dieſer Hoffnung die Verwandten oft Jahre lang im Hauſe auf, allerdings im Sarge, und ſetzen ihm Speiſe vor. Ja man bereitet den abgeſchiedenen Seelen Gaſtmähler, läßt dabei Lebensmittel für blinde oder ſchwache

Geister übrig, die zu spät kommen könnten, und besorgt für Seelen ohne Kopf (Enthauptete) einen Eimer mit Haferschleim, damit sie ihn in ihre Kehlen bringen können. Auch baut man kleine Häuser mit Badezimmern und Bequemlichkeiten für Geister. Seit dem Eindringen des Buddhismus verbrennt man auch Briefe an den Bestattungsplätzen, um mit den Geistern in Verkehr zu bleiben. Die Seelen der Aussätzigen und Bettler fürchtet man und sucht sie durch heuchlerische Gaben (dürftige Speisereste, Scheinkleidung und falsches Geld, was man alles verbrennt) zu besänftigen. Es werden sogar Rangerhöhungen an Verstorbene verschwendet!

Obschon die Japaner von ganz anderm Stamme sind als die Chinesen, ist ihr Land doch eine Kulturkolonie des „Reiches der Mitte", von welchem sie der Reihe nach alle Fortschritte desselben angenommen haben. Die älteste Religion des Inselstaates ist gleich der alten chinesischen eine Abzweigung des schamanischen Geisterglaubens und hat sich besonders als Kami-no-madsu, Weg der Kami, chinesisch Schin-tao (Sinto) ausgebildet. Die Kami sind theils göttlich verehrte Vorfahren, theils Naturgeister und verschiedene Gottheiten. Herrscher dieses Geisterheeres ist der Sonnengott, Ama-terasu oho kami, der himmelerleuchtende große Geist. Er ist der Ahnherr der Mikado-Familie und zwischen ihm und den Menschen machen die niederen Kami die Vermittler. Sein Sinnbild im Tempel sind Stücke weißen Papiers und ein blanker Metallspiegel, die Bilder der Reinheit und der Wahrnehmung aller Dinge. Dem alten Sinto haben Kongfutsse und Buddha keinen Eintrag thun können, und jetzt ist er aufs Neue Staatsreligion geworden, und hat die Eindringlinge besiegt.

3. Die Welten der Inder.

Nach dem Buddhismus, welcher in China und Japan, dort seit dem ersten, hier seit dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung zur verbreitetsten Religion geworden ist, stehen diese Länder mit der Heimat dieses Glaubenssystems, mit Indien, im nächsten Zusammenhange, als dessen Theile sie noch im Mittelalter von den Europäern betrachtet wurden. Das mehr als glückliche, weil durch seine Hitze und Ueppigkeit erschlaffende und verweichlichende Klima Indiens hat in seiner Bevölkerung, welche durch die Unterwerfung der dunkeln Drawida-Rasse unter die Gewalt und Kultur der eingedrungenen Arjas ihren bestimmenden Charakter erhielt, eine passive, resignirende Stimmung und Richtung

genährt, welche die Sehnsucht nach einen nicht genußreichen, sondern ruhigern, rein beschaulichen Leben im Jenseits ganz besonders begünstigte. Dies hat sich stufenweise durch die ganze Geschichte der Inder hin gezeigt. So lange die Arjas in weniger üppigem Klima, am Indos lebten, besaßen sie auch noch mehr Thatkraft und freuten sich noch des diesseitigen Lebens und seiner Natur in rührender Bethätigung dichterischer Einbildungs- und Gestaltungskraft. Seitdem sie aber, zu ihrem Unglück, vom Uebermut und vom romantischen Hang nach schöneren Aufenthaltsorten ergriffen, die heiße Ganges-Ebene erobert und nur noch die herrschenden Kasten eines Volkes von vorwiegend niederen Anlagen und Neigungen bildeten, erlahmten sie mehr und mehr, verloren die Freude am Schaffen im thatsächlichen Leben und ergaben sich der oben angedeuteten Richtung beschaulichen Hinträumens, während die Urbevölkerung, im Zauber- und Geisterwahn der „Naturvölker" versunken, nach Kräften zu phantastischen Vermengungen der verschiedensten Glaubenansichten das ihrige beitrug. Der indische Zweig der Arjas, deren anderer der eranische war, den wir nachher zu betrachten haben werden, lebte also zuerst allein und rein im Indos- und darauf unter den Drawidas im Ganga-Gebiete. Diese Scenen- und Lebensverschiedenheit, sowie eine später im letztern Zustande versuchte Glaubensreform begründen die Theilung der indischen Religionsgeschichte in mehrere charakteristisch von einander unterschiedene Perioden.

Die Religion der unvermischt als Nomaden im Lande des Sind (Indos) lebenden Arjas war ein reiner Naturdienst, d. h. eine Verehrung der unter bestimmten Naturerscheinungen verborgen gedachten Naturkräfte, zu denen sich der Mensch als zu seinen Wohlthätern durch seine Gemütsrichtung hingezogen fühlte. Die in der Zahl 33 (wahrscheinlich einer willkürlich angenommenen „heiligen" Zahl) geschätzten Götter (dêvas) vertraten sowol im Allgemeinen den Himmel, die Luft und die Erde, als die besonderen Erscheinungen der Gestirne, des Gewitters und des Feuers. Die wunderbar ergreifenden Lieder des Rig-Veda malen sie uns mit dem in die Glut des Morgenrotes am tropischen Azur-Himmel getauchten Pinsel gefühlstiefer Poesie und rührender Hingebung an die kindlich verehrten Götter. Von den drei Hauptreichen der indischen Götter- und Geisterwelt beherbergt der Himmel nur Götter des Lichts: des himmlischen Lichts, des Himmels selbst, des Tageslichts, der Morgenröte, der Sonne, alle in heiterm Friedens- und Freudenleben; die Luft dagegen umfaßt auch Dämonen, mit denen die Götter kämpfen müssen. Das Haupt der letzteren war Indra, der Gewitter- und auch Schlachtengott, der eigentliche Nationalgott Indiens, neben welchem der früher am meisten verehrte Himmelsgott Váruna (dem griech. Uranos entsprechend) zurücktreten mußte. Indra stärkt sich zu seinen Thaten durch den Soma-Trank, ja berauscht sich in demselben. Die regenspendenden Wolken sind seine Kühe. Als Drachenkämpfer

tödtet er die Schlange Ahi, d. h. die Nacht, welche die 7 Höhen des Himmels bedeckt hatte. Auf der Erde endlich, in dem unterſten Reiche, walten die unmittelbar mit den Menſchen verkehrenden Götter. Ihr vornehmſter iſt Agni (ignis), der Feuergott; da bei den Naturvölkern das Feuer durch Reibung zweier Hölzer hervorgebracht wird, ſchrieb man auch ihm dieſe Entſtehung zu. Die Sage erzählte daher auch von ihm, daß er gleich nach ſeiner Geburt mit Gefräßigkeit ſeine Eltern verzehrt habe. Unter ſeinem Schutze ſteht die Heiligkeit des Hauſes und ſtehen die religiöſen Gebräuche. Ein zweiter Gott der Erde iſt Soma, der Vertreter des genannten heiligen Getränkes, das, aus gewiſſen Pflanzen bereitet, mit Mehl und Milch vermiſcht den Göttern dargebracht wurde. Beide Götter waren indeſſen nahe verwandt, denn der Soma-Trank war auch ein Feuer, das Feuer der Begeiſterung; beide aber waren wieder Vervielfältigungen Indras, des Gottes der das Feuer des Blitzes führt. Ein dritter Gott der Erde war Brahmanaspati, der Gott des Gebetes, dem ähnliche Thaten zugeſchrieben wurden wie den bereits genannten Göttern. Für mächtiger aber als die Götter hielt man in Indien die Beter, Büßer und Prieſter; ja es hieß von ihnen, daß ſie die Götter ſelbſt und die Welt ſchufen. Es iſt indeſſen hier nur von einer Gedankenſchöpfung die Rede; eine materielle Schöpfung kannten die Inder, die von der Ewigkeit der Welt ſtets überzeugt waren, niemals und bedurften daher auch keines Schöpfers.

Der Glaube der älteſten Inder an eine Fortdauer der Menſchenſeele beruhte auf den Leichengebräuchen. Durch die übliche Todtenverbrennung wurde der Menſch geopfert und kam in die Götterwelt, wo er ſelbſt mit einem neuen Leibe göttergleich und von den Ueberlebenden angerufen wurde und ihnen Reichtum verſchaffen konnte. Der erſte Menſch Jama hat den Weg für die Menſchen in das Jenſeits gefunden. Zu ihm, der im dritten Himmel, dem des Lichtes, bei Varuna „tauſend Tagereiſen zu Pferde weit im Südoſten“ wohnt, kommen die gefallenen Helden, die Frommen und die Freigebigen. Daſelbſt ſind Milch, Butter, Honig und Soma in großen Kufen aufgeſpeichert. Dort ſind vereinigt die der Tod getrennt hat und leben in ewiger Feſtesfreude. Man opferte den Seligen und der Ahnendienſt der Inder war ſehr ausgebildet. Von einer Beſtrafung der Böſen iſt ſelten die Rede; das Leben des Arja-Volkes in der Urheimat war zugleich harmlos und ethiſch noch nicht ausgebildet, es war heiter und bedurfte keiner Hölle. Es heißt nur an vereinzelten Stellen: die Verächter der Götter und ihrer Verehrer ſollen in die unterſte Finſterniß geworfen werden, allein man erfährt nicht, ob damit ein beſtimmter Ort und eine ewige Strafe gemeint iſt.

Nachdem die Arjas in ihrer friſchen Thatkraft die ſchöneren Ebenen des Ganges ſich angeeignet, hatten ſie gerade auch durch Vollendung des wundervollen Liederbuchs Rig-Veda das Gebäude ihrer älteſten

Glaubensform vollendet, und es trat eine neue ſolche bei ihnen zu Tage. Durch die Unterſcheidung eines ſiegenden und eines unterworfenen Volkes und wieder der bevorzugten und der niederen Stände unter dem erſtern entſtanden die vier indiſchen Kaſten, die der Prieſter (Brahmanas) und Krieger (Kschatrijas) als der bevorzugten Stände, der Gewerbetreibenden (Vaiçyas), des niedern Volkes der Sieger, und der Dienenden (Sudras), als welche die Urbewohner galten. Immer höher wuchs das Anſehen der Brahmanen, welche als die „Götter dieſer Erde“ betrachtet wurden, und ſie ſchufen, durch die ihnen gezollte Ehrfurcht ermuntert, dem Volke aus dem ältern Gotte des Gebetes ein höchſtes Weſen, eine Weltſeele, Brahma genannt. Von dieſem geſtaltloſen Weſen wurde der gleichnamige Gott der Schöpfung unterſchieden oder vielmehr der Gott der in der ohne Anfang und Ende beſtehenden Welt die Veränderungen hervorbringt und die einzelnen Weſen in's Leben ruft.

Die erſchlaffende Wirkung des indiſchen Klimas hat deſſen Bewohner, ſoweit ſie überhaupt der Gedankenarbeit huldigten, zu Peſſimiſten gemacht. Die Lehre, der ſie anhingen, ſeitdem ſie im Ganges-Gebiete heimiſch geworden, gipfelte in dem Grundſatze, daß die Welt ſtets ſchlechter werde. Es wurden vier Weltalter angenommen, das erſte von 4800, das zweite von 3600, das dritte von 2400 und das vierte, noch fortdauernde, von 1200 Götterjahren, jedes zu 360 Erdenjahren, weil vor den Göttern jedes Jahr nur ein Tag iſt (das indiſche Jahr hatte 360 Tage, die 5 übrigen wurden in Schaltjahren nachgeholt). In jedem dieſer Weltalter wird die Gerechtigkeit ſchwächer, das Unheil größer und die Menſchenzahl geringer. Nach Verfluß des letzten ſoll die Welt untergehen. Es wurde daher als höchſte Aufgabe des Menſchen angeſehen, Buße zu thun für die Entſtehung des Böſen und als höchſtes Glück, vom ſündhaften Leben ganz befreit zu werden. Die Brahmanen lehrten, das Schickſal des Menſchen ſei ihm auf den Schädel geſchrieben und jede einzelne Seele mache dieſelben Stufen der Verſchlimmerung durch wie die ganze Welt, ſofern ſie ſich nicht tadellos verhalte. Der vollkommen gute Menſch werde, hieß es, als Gott wiedergeboren, könne aber immer wieder auf tiefere Stufen ſinken, wenn es ſein Schickſal ſei; der unbeſtändige Menſch werde nach dem Tode wieder ein Menſch und der ſchlechte ein Thier oder eine Pflanze, je nach ſeinem Charakter. Bei der Seelenwanderung innerhalb der Menſchheit beſteht die Strafe im Herabſteigen von einem höhern zu einem geringern Stande oder zu einer tiefern Kaſte, was in Indien das denkbar Aergſte iſt, oder im Uebergang in Leiber mit Gebrechen, z. B. mit ſchlechter Verdauung für Speiſediebe u. ſ. w. Grauſame gehen in blutdürſtige Thiere, Diebe in diebiſche Thiere über. Die gefürchtetſte Seelenwanderung iſt aber jene in Pflanzen, welche Jedermann beſchädigen oder zerſtören kann, ohne daß ſie ſich zu wehren im Stande ſind. Die Schlechteſten aber

ſollten außerdem noch in 21 Höllen büßen, welche verſchiedene grauſame Strafen ſpenden, z. B. durch glühende Kohlen, ſcharfe Schwerter u. ſ. w. Die Verdammten konnten ſich jedoch wieder zu beſſeren Zuſtänden emporarbeiten, unter Umſtänden aber auch aufs Neue in die Hölle zurückgeworfen werden.

Um ſich von Strafe und Schuld zu befreien, dazu dienten nach Anſicht der Inder brahmaniſcher Richtung Reinigungen und Bußen, Opfer, Askeſe und Vertiefung in die Weisheit. Das wertvollſte unter dieſen Mitteln der Erlöſung war die Askeſe, darin beſtehend, daß der Büßende (der den Arjas angehören und von vorgerücktem Alter ſein mußte) als Einſiedler in einem Walde von Früchten oder Wurzeln und Waſſer lebte. Noch größere Verdienſte aber erwarben ſich jene, die ſich Selbſtquälereien auferlegten und die größten Jene, die freiwillig als Bettler umherzogen, weder Trauer noch Freude äußerten und blos über die Weltſeele nachdachten. Dieſe letzteren hatten Ausſicht, nach dem Tode ſofort ohne Seelenwanderung in das Brahma aufgelöſt zu werden.

Indeſſen war die Verehrung Brahma's thatſächlich auf die höchſten Kaſten, in der Regel vorzüglich auf die Brahmanenkaſte beſchränkt. Das Volk verſtand einen ſo ausſchließlich geiſtigen Gott wie Brahma nicht; es mußte lebendige Götter haben und theilte ſich mit der Zeit in zwei große Parteien, die des Viſhnu und die des Siva. Viſhnu war urſprünglich ein untergeordneter Gott im Himmel der erſten indiſchen Glaubensperiode, von dem es aber hieß, daß er den Himmel mit drei Schritten (Aufgang, Höhepunkt und Untergang der Sonne) durchmeſſe. Er verdunkelte die Götter des Rigveda, indem er vorzüglich an die Stelle Indras trat, und wurde durch die von ihm erzählten Avataras (Verwandlungen in Menſchen und Thiere) der Liebling des Volkes vorherrſchend ariſcher Raſſe, dem er dadurch als ein die Erde beglückender Helfer in Not und Kummer erſchien. Siva dagegen, urſprünglich ein Gott der den Arjas unterworfenen Dravida's und Fürſt der gefürchteten Geiſter (Bhûtas), aber mit dem Sturmgotte Rudra der Vedas vermengt, fand ſeine Verehrung hauptſächlich in dem vorwiegend draviviſchen Dekan, der großen Halbinſel Vorder-Indiens, und war nicht ein Liebe, ſondern ein Furcht und Schrecken erweckendes Weſen, welches ſtets zerſtörte, um neues hervorzubringen und dieſes wieder zu zerſtören. In Siva hat der indiſche Peſſimismus ſeine Konſequenz erhalten. Es fanden mit der Zeit Verſuche von Annäherungen und theilweiſen Verſchmelzungen zwiſchen den feindlichen Parteien der Viſhnuiten und Sivaiten ſtatt; ja ihre beiden Hauptgötter wurden mit Brahma zu einer Art von Dreieinigkeit verbunden, zur „Trimurti", die jedoch mit der chriſtlichen Dreifaltigkeit nicht zu vergleichen und jünger als dieſe iſt. Thatſächlich ſind der Trimurti weder Tempel geweiht, noch werden ihr

Feſte gefeiert. Auch Brahma ſelbſt hat keinen Kult und die Viſhnuiten und Sivaiten ſtehen ſich ſo unverſöhnt gegenüber wie jemals.

Neben den beiden Hauptgöttern hat ſich indeſſen die Zahl der übrigen Gottheiten ins Ungeheuerliche vermehrt und man ſoll ihrer jetzt 330 Millionen zählen!

Mit der Zeit iſt die Herrſchaft der Brahmanen den Indern läſtig geworden, nicht wegen ihres Geiſtesdruckes, der einem Volke nicht fühlbar werden konnte, das an eigenes Denken gar nicht gewöhnt war, ſondern vielmehr in Folge des Neides der unteren Kaſten, welche eben ſo gut wie die Brahmanen zur Heiligkeit berufen zu ſein glaubten. Dieſer koloſſale Durſt nach Heiligkeit und Vergötterung brach einer Reform des Brahmanismus Bahn, welche zur Gründung der erſten nicht auf ein einzelnes Volk beſchränkten, ſondern für die Menſchheit ohne Unterſchied der Herkunft berechneten Religion der Erde führte. Der Gründer derſelben war der Königsſohn Siddharta aus der Familie Çakya oder Gautama in Kapilavaſtu (Provinz Audh), ſpäter genannt Çakya-Muni (Einſiedler aus der Familie Çakya) und Buddha (Erweckter, Weiſer), geb. 623, geſt. 543 vor Chriſtus. Seine Lehre wurde von den indiſchen Königen Açoka von Magadha im 5., Tſhandragupta von Pataliputra im 4., Açoka (des letztern Enkel) im 3. und Kaniſchka im indoſkythiſchen Reiche, im 1. Jahrhundert vor Chriſtus begünſtigt und zur Staatsreligion erhoben; aber ſpäter unterlag ſie im Kampfe mit den Brahmanen und wurde in unſerm Mittelalter (bis 1100) aus Vorderindien mit Ausnahme der Himalaja-Landſchaften Nepal und Bhutan und der Inſel Zeilon, vollſtändig verdrängt. Dagegen verbreitete ſie ſich über weite andere Länderräume, über Hinterindien, das ganze große chineſiſche Reich mit Tibet und der Mongolei und über Korea und Japan und drang mit den Kalmücken bis an die europäiſche Wolga. Der Buddhismus, deſſen heilige Bücher eine kleine Bibliothek bilden, welche die Bibel beider Teſtamente um das fünf- bis ſechsfache übertrifft, beruht auf dem Grundſatze der allgemeinen Menſchenliebe und der Erlöſung der Bedrückten und fordert daher im Gegenſatze zum Brahmanismus die Aufhebung der Kaſten, mit welchen der letztere ſteht und fällt. Dafür ſtellte aber Buddha einen andern Unterſchied zwiſchen den Menſchen auf, nämlich denjenigen zwiſchen Mönchen (Çramanas) und Laien (Upâsakas), von denen zwar nur die Erſteren nach dem Tode von der Seelenwanderung befreit ſind, unter die ſich aber Jedermann aufnehmen laſſen kann. Damit hat der Buddhismus an der Stelle der brahmaniſchen Selbſtquälerei das Kloſterweſen erfunden, welches bereits damals dieſelben drei Gelübde kannte, welche die chriſtlichen Kloſterleute geloben. Nachdem ferner der Brahmanismus bereits die frommen Büßer über die Götter geſtellt, ging Buddha noch weiter und ſchwieg ganz über die Götter, indem er die Welt als einen unaufhör-

lichen Wechsel von Formen betrachtete, das Ideal aber in einem Zustande vollkommener Ruhe und Gefühllosigkeit gegen alle äußeren Eindrücke erblickte, im Nirvâna, welches mit Unrecht als das „Nichts" bezeichnet worden ist.

Nach der Weltanschauung des Buddhismus schwimmen die diamantenen Wurzeln der Welt auf dem Wasser, unterhalb dessen wieder Luft und jenseits welcher der unermeßliche Aether ist. Im Fuße des Berges Meru (Himálaja), welcher den Mittelpunkt der Welt einnimmt, befinden sich die acht Höllen. Dieselben liegen stockwerkartig unter der Erde übereinander, und es leiden in ihnen die Verbrecher, Lasterhaften und — Ungläubigen. Dieselben werden mit Messern zerschnitten, zersägt, zermalmt, gebraten, geröstet u. s. w. und zwar ungeheuerliche Zahlen von Jahrhunderten hindurch, doch nicht ewig. Jene Verdammten, welche die Strafzeit aller Höllen überstanden haben, beginnen von neuem ihre Seelenwanderung durch alle Arten von Wesen hindurch. Die Buddhisten nehmen hierbei folgende fünf Stufen der Wanderung an: 1. Höllengeschöpfe (Prêtas), Ungeheuer von riesiger Größe und gräßlichem Aussehen, die von beständigem Hunger und Durst geplagt sind und auf der Erde als Gespenster spuken, 2. Thiere, 3. Böse Geister (Asuras und Daityas), die jedoch oft nahe an die Grenze guter Dämonen streifen, 4. Menschen und 5. Götter.

In späterer Zeit hat der Buddhismus den acht älteren Höllen noch zahlreiche weitere (Lokantarikas) beigefügt, welche in den Zwischenräumen zwischen den Rändern der einzelnen Welten liegen und nie von Sonne und Mond beschienen werden. Dieselben sind der ausschließliche Aufenthalt der Ungläubigen, die in der Gestalt jener scheußlichen Ungeheuer, der Prêtas, entsetzliche Qualen dulden. Stets suchen sie an den Eisenwällen des Höllenrandes emporzuklimmen, fallen aber in ein Meer von Scheidewasser zurück, werden hier zerfressen, entstehen aufs Neue, suchen wieder emporzuklimmen, stürzen wieder und so — ewig. Die Buddhisten des Nordens (in Tibet und der Mongolei) setzen den acht heißen acht kalte Höllen gegenüber. Verdammte gibt es aber nach buddhistischem Glauben nicht nur in den Höllen, sondern auch im Meere, in der Luft, in Wüsten, auf Bäumen und Felsen, in Häusern, Klöstern, Gefässen u. s. w. Zum Höllenrichter haben die Buddhisten den Gott Jama gewählt.

Wie an Höllen, so fehlt es aber dem Buddhismus auch an Himmeln nicht. Es sind ihrer nicht weniger als 26, welche um den Berg Meru herum gruppirt sind und in verschiedene Rangstufen zerfallen. Bewohner des Himmels sind die Götter. Buddha selbst hat allerdings keine Götter angenommen; aber da keine Religion auf die Dauer ohne solche bestehen kann, so haben solche mit der Zeit im Buddhismus Eingang gefunden, und zwar in sehr reichlichem Maße. Bezeich-

nender Weiſe aber nehmen in den buddhiſtiſchen Himmeln die alten Götter Indiens die unteren und die ſelig gewordenen Menſchen die oberen Stufen ein. Je höher der Himmel iſt, deſto mehr werden ſeine göttlichen Bewohner der Sinnlichkeit entrückt und von Begierden und Leidenſchaften befreit. Es iſt ein Zeichen von Duldſamkeit, welches den Indern Ehre macht, daß auch Nichtbuddhiſten, welche aber das Maß der Tugend erfüllt haben, auf den höheren Himmelsſtufen Zutritt erhalten. In die höchſten vier Himmel aber, die „form- und farbloſe Welt", gelangen nur die Buddhas, d. h. die großen Reformatoren und Wohlthäter der Menſchheit. Hier iſt das vollendete Nirvâna, die Befreiung von der ſinnlichen Exiſtenz und allen ihren Leiden. Den Gegenſatz dazu bildet das Sanſara, d. h. der Inbegriff aller Welten und Weſen bis zur Vorſtufe des Nirvâna; es wird bezeichnet als der Ocean der Exiſtenz, in welchen die vier giftigen Ströme Geburt, Krankheit, Alter und Tod münden. Wie im Brahmanismus, ſo gibt es aber auch im Buddhismus keine Gewähr ſtetigen Aufſteigens von niederen zu höheren Zuſtänden; man iſt vielmehr niemals vor Rückweiſung auf tiefere Stufen ſicher, wenn das Verhalten irgendwie zu Tadel Anlaß bietet.

Wie die einzelnen Weſen, ſo haben auch die Welten ihren endloſen Kreislauf. Die Inder kennen keinen Anfang und kein Ende des Seins, keine Grenzen des Raums; es iſt alles ewig und unendlich. Tauſend und eine Million und tauſend Welten von der Größe der Erde bilden eine Einheit und tauſend ſolche Einheiten ein Weltſyſtem unter einem Buddha. Jede Welt wechſelt aber beſtändig zwiſchen Untergang und Wiederentſtehung. Eine Periode, welche dieſe beiden Thatſachen begreift, heißt ein Kalpa. Jede Welteneinheit von tauſend Millionen Welten wird 56 Mal verbrannt, ſiebenmal ertränkt und ein Mal durch Sturm aneinander zerſchmettert. Jeder Weltuntergang wird 100,000 Jahre vorher durch einen Gott angezeigt, der zur Buße auffordert. Jede der genannten Zerſtörungen dauert mehrere hunderttauſend Jahre. Damit geht ein Viertel eines Kalpa vorüber. Im zweiten Viertel herrſcht eine vollkommene Leere, im dritten beginnt durch Wolken, Regen und Wind eine neue Schöpfung und im vierten dauert dieſe fort. Bevölkert wird die erneuerte Welt durch Götter, welche aus der von den Zerſtörungen verſchonten form- und farbloſen Welt herabſteigen und zur Sinnlichkeit zurückkehren. Die von ihnen ſtammenden Menſchen erfreuen ſich anfangs langer Lebensdauern, bis auf 80,000 Jahre, ſinken jedoch nach und nach in allen Beziehungen herunter und erleiden Verluſte durch Peſt, Hungersnot und Krieg; dann erheben ſie ſich wieder zu Glück und langem Leben und dies wiederholt ſich zwanzigmal, bis eine neue Zerſtörung herannaht.

Die Buddhas, die ſeligen Weſen, welche der Menſchheit zu lieb

als Wiederherſteller des in Vergeſſenheit gerathenen Geſetzes ſich neuen Geburten unterziehen, ſind im Laufe der Weltalter zahllos; aber Alle werden in Madhjadeça, im mittlern Indien geboren und erleben im Ganzen dieſelben Schickſale wie der geſchichtliche Buddha. Um ein Buddha zu werden, muß ein Geiſt eine lange Reihe aufſteigender Exiſtenzen durchmachen und ſich in allen Tugenden auszeichnen. Der wirkliche Buddha war der vierte von fünf Buddhas, welche das gegenwärtige Weltalter zählt. Nach 5000 Jahren ſoll ſein Nachfolger, Maitreya, der buddhiſtiſche Meſſias erſcheinen. Nach einer andern Anſchauung (auf Zeilon) ſoll Buddha 550 Mal in verſchiedenen Geſtalten, bald als Thier, bald als Menſch, bald als Gott aufgetreten ſein. Noch in weit thörichteren Phantaſien ergeht ſich die buddhiſtiſche Dogmatik und trägt ſo ihren redlichen Theil zur Geſchichte des menſchlichen Wahnes bei.

Wir erwähnen noch einiger nicht an beſtimmte Religionsperioden gebundener indiſcher Gebräuche. Die Hindus bieten den Todten Leichenkuchen dar, ſtellen Gefäſſe mit Waſſer zum Baden und mit Milch zum Trinken für ſie vor die Thüre und üben gewiſſe Ceremonien für die Erlöſung der Seele von ihrem zwölfmonatlichen Aufenthalte bei Jama, welcher dem chriſtlichen Fegfeuer entſpricht, und für ihren Übergang in den Himmel der Vorfahren (Pitaras). Der Geiſterglaube iſt von ſolcher Macht in Indien, daß ſelbſt Brahmanen öfter ſich ſelbſt umgebracht haben, um als Geiſter der Schrecken ihrer Feinde zu werden. Ja einer ſchlug ſeiner Mutter mit ihrer Einwilligung den Kopf ab, damit ihr Geiſt den Dieb ihres Geldes peinigen könne. Krankheiten wurden allgemein als Heimſuchungen durch Bhûtas angeſehen, die auch aus ſogenannten Beſeſſenen (d. h. Wahnſinnigen) ſprechen und durch Lieder und Weihrauch beſchworen werden.

4. Die Todtenreiche am Nil.

Sahen wir in den oſtaſiatiſchen Kulturſtaaten China und Japan nur dunkle Vorſtellungen vom Jenſeits aufkommen, welche den Eindruck hervorbringen, daß jenen Völkern an einem Fortleben nach dem Tode im Grunde gar nichts lag, — ſahen wir ſodann in Indien eine reiche maleriſche Schilderung künftiger Welten ſich entwickeln, welche auf das Erdenleben wenig Gewicht legte und dagegen einem Theil der Menſchheit, nämlich dem, der ſich der frommen Beſchaulichkeit widmete, die

Aussicht eröffnete, von Stufe zu Stufe bis über die Götter steigen zu können, während den übrigen Sterblichen furchtbare, endlose Qualen angedroht wurden, so finden wir im Westen Asiens und in Nordafrika im Altertum eine Gruppe von Kulturvölkern, welche den Hauptzweck des Lebens der Menschen in die diesseitige Welt legten, trotzdem aber, nur mehr oder weniger deutlich, theilweise sogar in sehr unklarer Weise, ein ewiges Leben annahmen, dem indessen ein vorwiegend düsterer Charakter zukam. Unter diesen Kulturstaaten, deren hauptsächlichster gemeinsamer Zug indessen darin lag, daß sie in manchen Beziehungen die Lehrer der europäischen Völker geworden sind, ist der ohne Zweifel am frühesten mit den Segnungen der Kultur bekannt gewordene das Mündungsland des „heiligen Nil", Aegypten.

Das Land der schwarzen Erde, wie es sich selbst nannte (Kemi), ist ein Geschenk der regelmäßigen Ueberflutungen des aus lange unbekannten, erst in unseren Tagen enthüllten Seeregionen des tropischen Afrika herabströmenden Nil, der daher Hapi, der Verborgene hieß. Das Kulturland Aegypten bildet nur einen kleinen Theil seines Stromgebietes, nämlich das Thal des Nil von den Kataraften Syene's abwärts und das angeschwemmte Delta am Mittelmeer. Hier entwickelte sich die älteste bekannte Kultur der Erde, wahrscheinlich seit zehntausend oder mehr Jahren, durch die Fruchtbarkeit des vom Strome befeuchteten fetten Bodens und durch das gemäßigte Klima, welches eine Erschlaffung der Bewohner, wie sie in Indien eintrat, verhinderte. Die Pfleger dieser Kultur waren Einwanderer aus Asien, von gelbbrauner Farbe, die sich im Lande von Norden nach Süden verbreiteten und eine schwarze Urbevölkerung theils unterjochten, theils nach dem Innern Afrika's vertrieben. Diese Kulturträger des alten Nillandes haben ihre Nachkommen noch im Lande; es sind die ackerbauenden Fellahs und die städtebewohnenden Kopten, aber nicht mehr Herren des Landes, sondern Unterworfene späterer Eroberer, der Araber und Türken, die gedankenlos und leichtfertig vom alten Ruhme des Landes zehren und selbes verkommen lassen.

Auf den ersten Blick in die uns durch zahllose Abbildungen von eigentümlichem eintönigem Charakter aufbewahrte Lebensart der alten Aegypter könnte der Glaube platzgreifen und war auch früher der herrschende, daß dieses Volk nur gelebt habe um zu sterben, und nur Schätze gesammelt, um sie neben den Tempeln der Götter für prächtige Grabmäler zu verschwenden. Bei den Mahlzeiten und Trinkgelagen der Aegypter wurde ein hölzernes Todtenbild herumgetragen; es geschah aber nicht, um trübe Gedanken zu wecken, sondern im Gegentheil, um die Anwesenden zur Fröhlichkeit anzufeuern und ihrer zu pflegen, ehe sie selbst vom Tode abgerufen werden. Die große Sorgfalt aber, die man den Mumien der Todten und den Grabstätten angedeihen ließ,

hatte keinen Zweck, der dem heitern Genuſſe des wirklichen Lebens widerſprach, ſondern denjenigen, die Einheit der Familie aufrecht zu erhalten, das Land und Volk aber zu verewigen im Gedächtniß der Nachkommen und dieſen alles Thun und Treiben der Vorfahren vor Augen zu zaubern zu unaufhörlicher Erinnerung.

Das Leben der alten Aegypter beruhte faſt in ſeinem ganzen Umfange auf der Religion. Wenn man ihre Bilder anſieht, mit denen die Tempel überdeckt waren, ſo könnte man glauben, ſagt Maspero, das Land wäre von Göttern bewohnt geweſen, neben denen es gerade nur ſoviel Menſchen gab, um den Bedürfniſſen des Kultes zu genügen. Und doch iſt Aegypten das Land der Widerſprüche in der Religion. Es treffen ſich hier nicht nur die verſchiedenſten Kulte, ſondern auch die äußerſten Pole der religiöſen Vorſtellungen. Den Grund hiervon erblicken wir in der Miſchung der Bevölkerung und in der hohen Achtung, in welcher ſich die in allen Beziehungen vom Volke abgeſonderten Prieſter zu erhalten wußten. So unterſcheiden wir deutlich drei allerdings mit der Zeit vielfach unter einander vermengte Religionen im Nillande, nämlich 1) die Religion der unterworfenen ſchwarzen Stämme, uns als Thierdienſt bekannt, 2) die Religion des weltlichen Theiles der Eroberer (ſogenannte Hamiten), die in ihren Grundzügen als Sonnen- und Mond-, als Nil- und Erdverehrung bezeichnet werden kann, und 3) die Religion der Prieſter in ihren Myſterien, ein idealer Monotheismus, der durch die Auswanderung der Hebräer aus Aegypten einen Zweig unter dieſes Volk verpflanzt hat, wo aber derſelbe nicht mehr geheime, ſondern offene Lehre wurde, welche allerdings erſt nach manchen Jahrhunderten ſich zur allgemeinen Anerkennung emporrang. Die Prieſter hielten zum Verſtändniß ihrer Lehre das Volk nicht für reif, worin auch die nachher bei den Israeliten gemachten Erfahrungen ſie rechtfertigten, und pflegten daher unter demſelben den Vielgötter- und ſogar den Thierdienſt, der ſich denn auch dem herrſchenden Stamme mittheilte. Über den Urſprung des prieſterlichen Glaubens iſt natürlich um ſo weniger etwas bekannt, als er ſtreng geheim gehalten wurde und es erſt durch die Forſchungen der neueſten Zeit im Gebiete des Schriftums der Hieroglyphen, namentlich durch die Enthüllung des „Todtenbuches“ möglich geworden iſt, in demſelben den Glauben an einen einzigen Gott zu entdecken. Nu, der Ur-Ocean, der im Anfang war und ſich ewig ſelbſt erzeugt, iſt einzig in ſeiner Art, vollkommen, der Vater der Väter und die Mutter der Mütter, und ſtellt auch eine Dreieinigkeit dar, indem er zugleich der Vater, die Mutter und das Kind Gottes iſt. Wir finden ſo bei dem älteſten Kulturvolke bereits diejenigen Glaubensformen, welche die dogmatiſche Ausbildung der höchſt entwickelten Religion, des Chriſtentums, darſtellen, zu welchem dieſe Idee ihren Weg durch das Judentum genommen hat. Wahrſcheinlich brachten die Aegypter

den Keim dieſes Eingottglaubens ſchon mit nach dem Nillande; denn der Vielgötterglaube des herrſchenden Stammes läßt ſich auf eine Zuſammenſetzung aus Lokalgöttern zurückführen, welche in ihrem ganzen Weſen den Boden und das Klima des Nillandes zur Vorausſetzung haben. Inſofern hat die Anſicht, daß der Monotheismus älter ſei als der Polytheismus, wol eine gewiſſe Berechtigung, als die Menſchen bei dem erſten Aufkeimen religiöſer Gefühle je nur ein Gottweſen, d. h. jeder Stamm ſein eigenes, angenommen haben; von ſolchen einzelnen Göttern war jedoch noch ein weiter Weg der Entwickelung zu einem einzigen Gotte für die ganze Welt; denn wir wiſſen, daß in älteren Zeiten, z. B. unter den ſemitiſchen Völkern der Hebräer, Ammoniten, Moabiten u. ſ. w. jedes ſolche neben ſeinem Gotte (Jahve, Milkom, Kamos) auch die Götter der anderen Völker als wirklich beſtehend anerkannte. Einen ſolchen Volksgott mögen die mit den Semiten verwandten Aegypter nach dem Nil mitgebracht haben, wo er ſich, vermöge der durch Abſchließung der Prieſterkaſte begünſtigten Denkthätigkeit derſelben nach und nach zu einem einzigen Gotte der Welt ausbildete. Wahrſcheinlich war er urſprünglich der Sonnengott, wofür der Umſtand ſpricht, daß in Aegypten Ra mehr angebetet wurde als irgend ein anderer Gott und viele andere Götter ſeinen Namen als Beinamen erhielten, ebenſo auch, daß ein Pharao, Amenhetep IV. alle Götter bis auf Ra abzuſchaffen den mißlungenen Verſuch machte. Indeſſen nahm in dem neu beſiedelten Lande wieder jede Stadt und jeder Bezirk ein eigenes, der Landesnatur angemeſſenes Gottweſen an oder gab vielmehr dem alten Volksgotte (Ra) einen ſpeziell auf die betreffende Oertlichkeit paſſenden Charakter, und aus dieſen vielen Ortsgöttern ſetzte ſich dann das ganze ägyptiſche Götterſyſtem zuſammen. Selbes hatte indeſſen keine ſtreng ſyſtematiſche Gliederung; viele Götter hatten nur ein undeutliches Gepräge, viele auch verſchwammen in einander. Die bedeutendſten dieſer Götter, welche mehr oder weniger im ganzen Lande geehrt wurden, ſind: Ptah, das Feuer, der Gott von Memphis, Ra, die Sonne, der Gott von On (Heliopolis), Thot, der Erfinder der Künſte und Wiſſenſchaften, Gott von Aſchmunein (Hermopolis), Neith, die Göttermutter, die Göttin von Sais mit dem verſchleierten Bilde, Ammon, ein Sonnengott, auch Weltſchöpfer, Gott von Theben, Anubis, der Todtengott mehrerer oberägyptiſchen Orte u. ſ. w.

In der Zeit der Blüte Aegyptens und ſeiner völlig ausgebildeten Religion ſind Ra unter dem Namen Oſiris und Neith unter dem Namen Iſis allverehrte Gottheiten und Eltern eines, als Familie gegliederten Göttergeſchlechtes, wie auch die Helden eines Mythos geworden, der die Unſterblichkeit feiert. Nach den Andeutungen der ägyptiſchen Denkmäler und den klaren Aeußerungen der griechiſchen Schriftſteller bedeutet Oſiris die Sonne; wenn er nach der Sage durch ſeinen feind-

lichen Bruder Typhon ermordet wird, so ist dies ein Bild des durch die Nacht herbeigeführten Sonnenunterganges. Isis aber stellt den Mond dar. Nach einer andern Auffassung ist Osiris der Nil, Isis das von ihm befruchtete Land, Typhon der verzehrende Glutwind der Wüste, der das Land austrocknet. Des Osiris Sohn Horos ist in beiden Sagenbildern seine eigene Wiedergeburt, also entweder die wiederaufgehende Sonne oder der aufs Neue das Land überschwemmende Nil.

Was den ägyptischen Thierdienst betrifft (über das Nähere desselben s. des Verf. Allg. Kulturgeschichte B. I, S. 318 ff.), so drückt sich in dem meist verehrten Thiere, dem Memphiser Stier Apis, dessen Mutterkuh überirdische Befruchtung erhielt und der nach jedem Todesfall erneuert und sogar mit Osiris vermengt wurde, der Glaube der Aegypter an die Unsterblichkeit besonders charakteristisch aus. In Bezug auf die Ewigkeit hatten in Aegypten wahrscheinlich schon die Tempel eine sinnbildliche Bedeutung, die uns jedoch nicht mehr klar ist, daher wir auch die Schilderung ihrer Einrichtung der allgemeinen Kulturgeschichte überlassen müssen. Merkwürdiger Weise legte wol kein Volk höherer Kultur so wenig Wert auf das Eingehen in ein Jenseits als die Aegypter. Ihr Ideal war und blieb das Nilland und selbst aus dem besten Jenseits rief ihre Sehnsucht sie immer wieder nach ihrer geliebten Heimat zurück. Die Folge dieser eigenartigen Richtung war in Bezug auf den Geist der Glaube an die Seelenwanderung und in Bezug auf den Körper der Gebrauch der Einbalsamirung. Weil die Aegypter nämlich wie alle zu einer höhern Auffassung des Seelenlebens nicht durchgedrungenen Völker das Leben der abgeschiedenen Seele von dem Zustande des Körpers abhängig glaubten, wurde der letztere, damit die Seele möglichst unversehrt bleibe, in feierlicher Weise zubereitet. Auch die heiligen Thiere, die ja Gottwesen waren, wurden nach ihrem Tode einbalsamirt und feierlich bestattet. (S. Allg. Kultur-Gesch. I. S. 328 f.)

Der Unsterblichkeitglaube war bei den Aegyptern so fest eingewurzelt, daß der Mumie, weil ihre Seele das bessere Leben angetreten hatte, von ihren Angehörigen göttliche Ehren erwiesen wurden. Die Bestattung fand unter feierlichen Prozessionen statt. Da die meisten Felsengräber am Nil oder an einem See sich befanden, so wurde am Ufer desselben das Todtengericht gehalten, an welchem 42 Richter theilnahmen. Vor ihnen konnte Jedermann den Todten eines Vergehens anklagen; wenn sie die Anklage begründet fanden, so wurde das ehrliche Begräbniß verweigert, selbst den Königen. Erklärten sie dagegen die Anklage als unbegründet, so verfiel der Kläger in Strafe, und trat kein Solcher auf, so begann die Lobpreisung des Todten. Dann fuhr man in Schiffen über das Wasser, und zwar je nach Rang mit mehr oder weniger Pomp und Pracht, und der Leichnam wurde der Ruhe

übergeben, umringt von den Gegenſtänden, deren ſich der Verſtorbene im Leben bedient hatte, und von hieroglyphiſchen Wandmalereien, die ihm die Unſterblichkeit ſicherten.

Dieſer irdiſchen Todtenfeier ſetzten nun aber die Phantaſie und der Glaube der Aegypter noch eine unterirdiſche, d. h. jenſeitige, an die Seite, die ihr gänzlich nachgebildet war.

Die Seele betrat, zufolge dieſem Glauben, ſofort nach Beendigung der Einbalſamirung die „ewige Wohnung", wie man das jenſeitige Leben nannte; dieſe befand ſich in der Unterwelt, ägyptiſch Amenthes, was entweder „Weſten" oder „dunkler Ort" hieß, alſo jedenfalls ſich auf den Untergang der Sonne bezieht. Der Vorſteher der Unterwelt war der nach ägyptiſchem Glauben von der Oberwelt abgeſchiedene Oſiris, d. h. die untergegangene Sonne, welchem bisweilen Iſis, der untergegangene Mond, zur Seite ſtand. Der Todte wurde deshalb auf ſeinen Papyrusrollen auch durch Beifügung des Namens „Oſiris" neben dem ſeinigen geehrt. Auch in dieſem Aufenthalte verſahen 42 Todtenrichter ihr Amt, und des Oſiris Geheimſchreiber, der Gott Thot mit dem Ibiskopfe, der Erfinder der Schreibekunſt, führte das Protokoll. Vor jedem Todtenrichter ſuchte ſich der Verſtorbene von einer Sünde zu reinigen. Der als gerecht Befundene betrat das „Land der Seligen", eine überirdiſche Kopie Aegyptens, mit einem Nil, mit Städten, Ackerbau, Viehzucht und Schifffahrt. Hier blieb der Selige bis zu ſeiner einſtigen Rückkehr auf die Erde, um hier, bei gleicher aſtrologiſcher Konſtellation wie bei ſeiner Geburt, mit einem eben ins Leben eintretenden Menſchenleib vereinigt zu werden. Wurde dagegen der Todte unwürdig der Seligkeit erklärt, ſo wanderte ſeine Seele durch alle Land-, Waſſer- und Luftthiere hindurch und kehrte erſt nach dreitauſend Jahren in einen Menſchenleib zurück, was wol einer abgerundeten aſtronomiſchen Periode gleichkommt.

Auf die Seelenwanderung, wie die Aegypter ſie ſich dachten, wirft der Roman oder vielmehr das Märchen von den „zwei Brüdern", eine altägyptiſche Erzählung, welche de Rougé nach dem Papyros d'Orbiney (im britiſchen Muſeum) überſetzte, ein eigenthümliches Licht. Batu erhält von der Frau ſeines ältern Bruders Anpu unzüchtige Anträge, widerſteht ihnen aber, und wird dafür von der Rachſüchtigen bei ſeinem Bruder der Schändung angeklagt. Von dem vermeintlich Beleidigten verfolgt, entmannt er ſich, um ſich zu rechtfertigen, vor ſeinen Augen und theilt dann dem Bruder mit, daß er ſich nun in das Thal der Zeder zurückziehen und ſein Herz in einem Zapfen auf dem Gipfel des Baumes niederlegen werde, mit welchem ſein Leben fortan unauflöslich verknüpft ſein ſolle. Wird die Zeder gefällt, ſo erreicht das Leben Batu's in demſelben Augenblicke ſein Ende; nach ſeinem Tode aber muß Anpu ſieben Jahre hindurch das Herz ſeines Bruders ſuchen und es dann in ein Gefäß mit göttlicher Flüſſigkeit legen, wodurch er ihm das

Leben zurückgeben und das Wiedererwachen ermöglichen wird. Anpu tödtet im Zorne seine ungetreue und verleumderische Frau. Batu thut wie er gesagt und läßt sich am Fuße des Baumes nieder. Die Götter schaffen ihm aus Mitleid ein schönes Weib, in das sich aber der König verliebt, der, um es zu gewinnen, die Zeder umhauen läßt, woran Batu stirbt. Anpu findet ihn todt, sucht nun sein Herz, entdeckt es unter einem Zapfen des Baumes und belebt so endlich den Bruder wieder. Batu verwandelt sich in einen heiligen Stier, um nun auch seine untreue Gattin zu strafen. Er entdeckt sich ihr und sie bittet nun den König, den Stier zu opfern. Es geschieht, aber aus seinem Blute wachsen zwei Perseabäume empor. Einer derselben spricht und bekennt sich als Batu, worauf er auf Bitten der Königin gefällt wird. Ein Splitter fährt aber in ihren Mund und wird in ihrem Leib zur Frucht und als Batu wieder geboren, der dann, herangewachsen, dem König nachfolgt. Batu ist offenbar eine Gestalt des Osiris und stellt gleich diesem, dem syrischen Adonis, dem phrygischen Atys u. A. die untergehende und wieder aufstehende Sonne dar.

5. Die Höllenfahrt der Istar.

Ein Gegenstück zu Aegypten bildet unter den westasiatischen Kulturländern nur das keinen allgemeinen Namen tragende Stromgebiet des Tigris und Euphrat. Es umfaßte im Altertum hauptsächlich drei Länder: Assyrien am obern Tigris, mit der Hauptstadt Nineve, Mesopotamien zwischen beiden Strömen und Chaldäa oder Babylonien am untern Euphrat mit der Metropole Babilu (Thor Gottes, Babylon). Am untern Tigris lag das mit diesen drei Ländern meist nur lose verbundene vierte: Elam oder Susiana. Zusammen bilden diese Länder ein Kulturgebiet, das seine Blüte den zwei Strömen verdankte, deren Ueberflutungen indessen weit geringer sind als die des Nil. Die politische Macht übte in ältester Zeit Chaldäa, später Assyrien und zuletzt wieder Chaldäa aus. Die Kultur dieses Ländergebietes ist noch immer erst in der Entdeckung begriffen, da die Schrift desselben, die Keilschrift, der Forschung weit größere Schwierigkeiten entgegensetzte als die der Hieroglyphen und hieratischen Zeichen Aegyptens, und bietet daher der Wissenschaft bis jetzt eine weit geringere Ausbeute dar als die Kultur des Nillandes.

Auch hier haben wir es mit mehreren Völkerstämmen zu thun, die sich erst bekämpften und unterjochten, später aber vermischten. Die Keil-

ſchrift-Forſchung iſt vorwiegend geneigt, die älteſte bekannte Bevölkerung des Landes, die man als „Akkader“ oder „Sumerier“ zu bezeichnen pflegt, dem turaniſchen (ural-altaiſchen, finniſch-turkiſchen) Völkerſtamme zuzuweiſen; der in geſchichtlicher Zeit herrſchende Stamm war zwar der ſemitiſche, deſſen Kultur aber ſo ſtark mit jener der angedeuteten Urbevölkerung vermiſcht wurde, daß eine genaue Ausſcheidung des Eigentums beider Stämme kaum mehr möglich iſt.

In ihrer Zuſammenſetzung und Anordnung hat die Religion der ſemitiſchen Völker die größte Aehnlichkeit mit der ägyptiſchen; wie dieſe iſt ſie aus den Kulten einzelner Stämme und Orte zuſammengewachſen, von denen meiſt jeder ein einziges Gottweſen verehrte, ohne die Götter anderer Stämme zu leugnen. Wie die ägyptiſchen, ſo ſtellten auch die ſemitiſchen Götter Beſeelungen oder Vergeiſtigungen von Naturorganen und Naturkräften dar, nur daß hier in weit größerm Maße als in Aegypten die Geſtirne zu göttlichen Weſen erhoben wurden. Auch die ſemitiſchen Völker ſtellten, wie in Aegypten mit Oſiris geſchah, mit der Zeit einen Gott in hervorragender Weiſe an die Spitze ihres Götterſyſtems, und zwar ſo, daß dieſes beinahe einem Monotheismus gleichkam. Derſelbe hieß bei allen ſemitiſchen Völkern übereinſtimmend „Gott“, ſchlechtweg (babyloniſch Ilu, hebräiſch El u. ſ. w.). Nur bei den Aſſyrern wurde er in der Folge durch den Nationalgott Aſſur aus ſeiner Stellung verdrängt. Daß jedoch „der Gott“ nicht urſprünglich dieſen Rang einnahm, zeigt die auf Keilſchrifttafeln aufgezeichnete chaldäiſche Schöpfungsgeſchichte, welche mit derjenigen im Weſentlichen übereinſtimmt, welche ſchon im Altertum Beroſos und Damaskios mitgetheilt hatten. Es iſt in ihren Anfängen eine Schöpfung ohne Schöpfer, welche die Chaldäer annahmen. Aus dem Meer und dem Chaos gehen Himmel und Erde hervor und erſt nachher entſtehen die Götter, unter denen noch kein Ilu erſcheint, ſondern Anu die erſte Stelle einnimmt. Derſelbe, Gott des Himmels, bildet in älterer Zeit mit Ea, dem „Geiſt der über den Waſſer ſchwebt“, und Bel, dem Ordner der Himmelskörper eine Dreiheit, welcher in den Gattinnen der Drei eine zweite ſolche zur Seite tritt, deren Glieder aber nur ſehr undeutlich von einander geſchieden ſind, was auch von den übrigen weiblichen Gottheiten der Aſſyrer und Chaldäer gilt. Es iſt überhaupt ein Grundzug der Kultur des Tigris- und Euphrat-Gebietes, im weiblichen Geſchlechte etwas untergeordnetes zu erblicken. Alle Frauen, ſelbſt die der Könige, werden ſtets „Sklavinnen“ genannt und ſo wird auch den weiblichen Gottheiten wenig Aufmerkſamkeit erwieſen; ja dieſelben ſind häufig mit männlichen vermengt, unter ſich aber ſo, daß ſie faſt nur Eigenſchaften einer einzigen Perſönlichkeit gleichkommen. So z. B. heißt es in Keilſchrifttafeln vom Planeten Venus: er ſei bei Sonnenaufgang männlich und bei Sonnenuntergang weiblich, dann hat er wieder in beiden Stadien

männliche Namen: Samas und Adar und wieder in beiden weibliche: Ananit und Nana, sowie Istar und Belit. So verschmilzt auch die Göttin des Morgen- und Abendsternes mit derjenigen des Mondes, mit derjenigen der Fruchtbarkeit u. s. w. Solche Vermengungen und Verwechselungen waren um so eher möglich, als diese Götter ursprünglich solche einzelner Orte waren und erst nach und nach in ein System vereinigt wurden.

Die Schöpfung, wie sie in den Keilschriftberichten erzählt wird, ist das Vorbild der hebräischen Schöpfungsgeschichte, indem sie aus einer Zeit stammt, in welcher die Hebräer noch keine Schrift besaßen. Sie dauert sieben Tage, indem die ältesten Götter, welche nach der Entstehung von Himmel und Erde ihren Ursprung nahmen, erst den Himmel von der Erde scheiden, dann die Himmelslichter schaffen und befestigen, darauf die lebenden Wesen und zuletzt die ersten Menschen ins Leben rufen. Letztere befinden sich in einem Zustande der Unschuld und Reinheit und Ea (nach Berosos Oannes) wird ihr Gesetzgeber. Aber Tiamat, das Chaos, spielt hier die Rolle der Schlange, versucht die Menschen und bringt sie zum Abfalle von Ea. Es entspinnt sich ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, der damit endet, daß Tiamat vom Gotte Maruduk (Planet Jupiter) besiegt und in den Abgrund gestürzt wird.

Ein zweiter wichtiger Keilschrift-Bericht, derjenige über die Sintflut, bildet einen Theil eines größern dichterischen Werkes, welches aus zwölf Thontafeln bestand und die Schicksale und Thaten eines Helden enthält, dessen Name bisher noch nicht entziffert werden konnte, den man aber einstweilen, da die ihn darstellenden Zeichen zugleich jene für die betreffenden Silben sind, Izdubar nennt. Es muß hier zur Erklärung beigefügt werden, daß die assyrischen Namen stets durch besondere Zeichen dargestellt und daher nur durch die mühsamsten Kombinationen zu lesen sind. Ueberhaupt ist es nur durch solche äußerst weitläufige, aber immer sicherer werdende Kombinationen möglich geworden, die assyrische Keilschrift zu entziffern. Die Grundlage hierzu bildeten Inschriften der persischen Könige, welche neben einander in drei Sprachen der persischen, der assyrischen (einer semitischen) und einer für turanisch (hochasiatisch) gehaltenen Sprache der Urbewohner von Chaldäa, abgefaßt sind. Mit der schon länger bekannten persischen Keilschrift verglich man die gegenüberstehenden Zeichen des Assyrischen und ergründete letzteres nach und nach so, daß jetzt sogar Grammatiken desselben vorliegen. Was indessen den Flutbericht betrifft, so erzählt derselbe von einem Heros Chasisatra (bei Berosos Xisuthros), beinahe genau dasselbe war die hebräische Ueberlieferung von Noah. Da aber der Keilschriftbericht viel älter ist als der biblische, der eine Buchstabenschrift voraussetzt und eine weit vorgeschrittene, vollkommenere moralische Auf-

faſſung verrät, ſo iſt der erſte wahrſcheinlich das Vorbild des letztern geweſen. Ohnehin entſtand die Flutſage eher in einem ſchifffahrtkundigen Stromlande wie Chaldäa als in dem trockenen Kanaan, wohin ſie mit der Einwanderung der Hebräer aus Chaldäa gekommen ſein kann.

Mit jenem aſſyriſch-chaldäiſchen Heros, welcher einſtweilen Izdubar genannt wird, und welcher auch die Hauptperſon des Sintflut-Berichtes bildet, hängt nun außer dieſem noch ein Gedicht zuſammen, welches, da der Flutbericht ſtark beſchädigt iſt, die Perle der bisher bekannten aſſyriſchen Dichtkunſt ausmacht. Es geht im Zuſammenhange der Fabel dem Flutberichte voraus und handelt von der Göttin Iſtar, welche nach einem der vorhandenen Tafelbruchſtücke vor der Flut die Gattin Izdubars geworden iſt. Dieſer war ihr zweiter Gatte; den erſten, welcher als „Sohn des Lebens“ bezeichnet wird, hatte ſie durch den Tod verloren, und nach dieſem Verluſte ſpielt unſer Gedicht. Iſtar iſt die phönikiſche Aſtarte, die Göttin des Morgen- und Abendſterns und zugleich der Liebe, alſo was den Griechen Aphrodite, den Römern Venus war. Das erwähnte Gedicht ſteht gleich den vorher genannten auf einer Thontafel der Bibliothek des Königs Aſurbanipal von Ninive, und zwar mit achtzig Verszeilen auf der Vorder- und mit achtundfünfzig auf der Rückſeite, wovon jedoch nur fünfundvierzig zur Sache gehören. Es iſt jedoch wahrſcheinlich wenigſtens 1200 Jahre vor Chriſtus entſtanden.

Das Gedicht, von welchem wir ſprechen, handelt von Iſtars Höllenfahrt. Wie ſehr die Entzifferung der aſſyriſchen Keilſchrift vorgeſchritten iſt, zeigt der Umſtand, daß mehrere Forſcher dreier Nationen, beſonders Fox Talbot, François Lenormant und Eberhard Schrader, es in ihre Mutterſprache, engliſch, franzöſiſch und deutſch, überſetzt haben und daß dieſe drei Uebertragungen im weſentlichen übereinſtimmen. Wir erfahren aus dieſem Gedichte zum erſten Mal, daß auch die Aſſyrer eine Unterwelt annahmen. Die Hölle oder Unterwelt, erſt im Chriſtentum ausſchließlich zu einem Straforte geworden, iſt urſprünglich bei allen Völkern lediglich der unbekannte Ort, wohin ſich die Geſtirne begeben, ſo lange ſie nicht ſichtbar ſind. Völker, welchen die runde Form der Erde nicht bekannt war, glaubten, daß die Geſtirne in das Innere der Erde unter- und ans demſelben wieder aufgingen. Das ſtete Wiederkommen von Sonne, Mond und Sternen erweckte aber in den Menſchen die Hoffnung, daß auch ſie ſelbſt nach dem Tode in ein neues Leben eingehen würden. Sie glaubten daher, daß die abgeſchiedenen Seelen ohne Unterſchied ſich ebenfalls in das Innere der Erde zurückziehen, bis ein neues Leben ſie dem Lichte wiedergeben werde. An einen Ort der Strafe dachte man dabei nur in untergeordnetem Maße. Der gemordete (das heißt untergegangene) Sonnengott Oſiris wurde in Aegypten zum Richter der Unterwelt, und bei den Griechen war der Gott der Unter-

welt Pluton, ein Bruder des Himmels- und Sonnengottes Zeus, alſo auch die untergegangene Sonne. Geht nun Iſtar in unſerm Gedichte, um für den verlornen „Sohn des Lebens“ zu trauern, in die Unterwelt, ſo iſt ſie der untergehende Abendſtern oder auch, da ſie die Tochter des Mondgottes Sin iſt, der untergehende Mond. Für Letzteres ſpricht der Umſtand, daß die aſſyriſche Hölle ſieben Thore, das heißt ſieben Abtheilungen oder Kreiſe hat, wol mit verſchiedenen Graden der Seelen, und bei jedem Thore Iſtar ein Kleidungſtück abgenommen wird. Dies deutet wol auf die ſieben Tage hin, während welcher der Mond ſeine Geſtalt ändert.

An der unterſten oder innerſten Höllenabtheilung trifft Iſtar mit der Höllenfürſtin zuſammen, welche im Gedichte Belit heißt. So heißt aber auch Iſtar ſelbſt, nämlich als Morgenſtern Iſtar, als Abendſtern Belit. Erſtere iſt der aufgehende, Letztere der niedergehende Stern, alſo ihr eigenes Spiegelbild. Es treffen ſich daher zwei Extreme, die ſich eben wegen ihrer Aehnlichkeit feindlich ſind und einander gegenſeitig zu vernichten ſtreben. Iſtar vertritt das Liebe und Leben gebende, Belit das beide vernichtende Prinzip. Letztere ſucht die Erſtere in der Hölle feſtzuhalten, um ſie zu verderben; es gelingt ihr aber nicht, da die Götter ſelbſt Iſtar's Freiheit verordnen, und dieſe muß entlaſſen werden und erhält an den ſieben Thoren ihre Kleider und Schmuckſachen zurück, wie der Mond in ſieben Tagen wieder zunimmt. In Folgendem haben wir verſucht, das vielfach verſtümmelte und unklare Gedicht bei treuem Feſthalten an den Gedanken des Originals nach Schraders Ueberſetzung metriſch zu vervollſtändigen.

Erſter Geſang.

„Wohin, o Tochter Sins?“ — Hin nach dem Lande,
Dem fernen, wo Verweſung ſchaurig waltet,
Feſt ſteht mein Sinn nach jenem öden Strande.
Der Sohn des Lebens iſt im Tod erkaltet,
Der ſüße Gatte mein, hin iſt die Liebe,
Und Haß, nur Haß hat ſein Panier entfaltet.
Nicht will ich ſpenden mehr die ſüßen Triebe,
Entzweiet ſollen Thier und Menſchen leben!
Fluch mir, wenn ich der Herzen Herrin bliebe!
Nein, hin zum Reich Irkallas will ich ſtreben,
Zum Hauſe, wo man eingeht, doch nicht ſcheidet,
Den Pfad, den Niemand wandelt ohne Beben,
Wo düſtre Schatten wohnen, unbeneidet,
Und in Verzweiflung das Gewölb' durchſchwirren,
Das Schlamm und Staub in dichten Lagen kleidet.“

So eilt ſie hin. Seht ihr ſie gramvoll irren
Durch himmelhohe Schluchten nach der Tiefe?
Hört ihr die Pforte der Verweſung klirren?

Auftaumelnd fragt der Wächter, wer da riefe.
„Ich bin es, Iſtar! Oeffne mir die Thore!
Iſt's doch, als ob die ganze Hölle ſchliefe!
Du zauderſt? Wehe Deinem tauben Ohre,
Wenn Du nicht öffneſt, wenn ich nicht kann weiter!
Ich breche ein, wie über ſchwanke Rohre!
Endloſer Gram und Zorn ſind mir Begleiter.
Die Eiſenpforte werd' ich Dir zerſchmettern,
Den Riegel knicken, wie den Feind der Streiter.
Die Todten ruf' ich auf in blut'gen Wettern,
Daß ſie die Gräber ohne Zahl verlaſſen
Und mordend über die Lebendigen klettern!"
Der Wächter nahm das Wort und ſprach gelaſſen:
„Sei ruhig, Herrin, rede nicht im Grimme,
Der Fürſtin meld' ich Dich, der todesblaſſen."
Er geht hinein, es hallet ſeine Stimme
In ſchauerlichem Echo durch die Klüfte,
Und lauernd hört die Fürſtin es, die Schlimme:
„Iſtar, die Schweſter, ſatt der Himmelslüfte,
Kam bei uns an, den Strom zu überſchreiten,
Der von dem Leben abſperrt dieſe Grüfte."
Da ſieht er gleich argliſtig Lächeln gleiten
Ueber der Höllenfürſtin bleiche Lippen,
Die auch ſofort zum harten Urtheil ſchreiten:
„Haha, ſie kommt! Sie kommt herab die Klippen,
Zu büßen kommt ſie, fern vom Tageslichte,
Wo ew'ges Dunkel deckt der Erde Rippen!
Sie kommt, die Feindin, huld'gend dem Gerichte,
Das allen Frevel rächt, nun auch den ihren,
Der lang verführt die armen Menſchenwichte.
Wie lang empört's mich, daß in den Revieren
Des Lichtes die Partei der Liebe waltet!
Ha! Unheil nur und Haß ſoll nun regieren!
Gleichwie die Sonne, wenn ſie heiß geſchaltet,
Gleichwie der Mond, nachdem er mild geſchienen,
Gleichwie die Ströme, wenn ſie wild gewaltet,
Herunter müſſen, meiner Macht zu dienen,
So muß auch ſie im finſtern Grunde ſchmachten
Und müſſen welken ihre ſüßen Mienen.
Ja, wohnen ſoll ſie hier, ſoll nicht verachten
Die Speiſe der Verdammten, Staub und Ketten,
Hungernd umſonſt nach beſſern Dingen trachten!
Ja, wohnen ſoll ſie, wo in ew'gen Ketten
Die Mächt'gen büßen, fern von ihren Frauen,
Und bei den Frau'n, die nie ein Mann wird retten.
Treuloſe Söhn' und Töchter ſoll ſie ſchauen
Und hier beweinen, was ſie angerichtet.
Geh', Wächter, führ' ſie ein zu meinen Gauen;
Gleich andern Gäſten werde ſie vernichtet!"

Zweiter Geſang.

Der Wächter kommt heraus, er ſieht ſie harren,
Er öffnet ihr das Thor, das grauenvolle,
Deß' alte Angeln markdurchdringend knarren.

„Tritt ein, o Herrin Kuthas, Freude zolle
Dem Schloß der Unterwelt, der nimmerfrohen.“
Er ſprach es freundlich, doch mit innerm Grolle.
Und bei dem erſten Thor nahm er der Hohen
Die gold'ne Krone ab vom ſtolzen Haupte.
Da fragt ſie ihn mit Ernſt im Blick und Drohen,
Warum er ſie des Diadems beraubte?
„So will's die Fürſtin haben mit den Gäſten!“
Und als beim zweiten Thor ſie frei ſich glaubte,
Da nahm er ihr, die oft geſtrahlt bei Feſten,
Die glänzenden Ohrringe ab. Sie bebet,
„Ha! Warum nimmſt Du mir des Schmuckes beſten?“ —
„Die Fürſtin hält es ſo mit dem, was lebet!“
Am dritten Thor nimmt er das Halsgeſchmeide,
Das blendend an dem ſchönen Nacken ſchwebet.
„Warum entziehſt Du mir der Augen Weide?“ —
„Die Fürſtin handelt ſo mit Ankömmlingen.“
Und ſchweigend wandeln durch die Halle Beide.
Es flattern grauenvoll der Geiſter Schwingen
Und das Gewölb' erfüllt ein banges Stöhnen
Der Seelen, welche nach Erlöſung ringen.
Und wie des vierten Thores Flügel dröhnen,
Da raubt den prächt'gen Mantel ihr der Wächter.
„Warum?“ ſo fragt ſie in verwirrten Tönen.
Doch er antwortet höhnend mit Gelächter:
„Die Fürſtin thut ſo Denen, die ſie ſuchen,
Nicht bin ich ihrem Willen ein Verächter.“
Am fünften Thor — dem Frechen wär' zu fluchen —
Nahm er den Gürtel ihr von Edelſteinen,
Sie konnte keinen Widerſtand verſuchen.
Und an dem ſechſten Thor — ſie wollte weinen —
Da nimmt von Arm und Fuß er ihr die Spangen,
Die wundervoll von rotem Golde ſcheinen.
„Warum, o Wächter?“ ruft ſie da mit Bangen.
„Die Höllenfürſtin hat es ſo geboten,
Tritt weiter, Herrin, trockne Deine Wangen!“
Und endlich an dem ſieb'ten Thor der Todten,
Da reißt er frech ihr ab die letzte Hülle,
Die ihres Reizes Anblick noch verboten.
„Warum entblößeſt Du des Buſens Fülle?“
So rief entrüſtet ſie mit zorn'ger Stimme.
„Nicht will die Hölle, daß ſich 'was verhülle.“
So ruft der Wächter mit verhalt'nem Grimme,
Und Iſtar war nun hilflos in dem Lande,
Wo nie dem Licht geſtattet, daß es glimme.
Die Arme hielten nun der Hölle Bande
Gefeſſelt an dem fürchterlichſten Orte,
Im Herd des Haſſes und am Platz der Schande.
Da thront die Fürſtin vor der letzten Pforte.
Im dunkeln Grund nur leuchten ihre Blicke,
Und nicht zurück, hält ſie des Haſſes Worte.
Auch Iſtar nun, empört ob nied'rer Tücke,
Spart nicht, Verwünſchung, Kränkung auszuſprechen
Und wild herauszufordern die Geſchicke.

Da war die Zeit der Hölle, ſich zu rächen
Für das, was Liebe je gethan auf Erden,
Und deren Reich, es war beſtimmt zu brechen.
Die Fürſtin rief mit zornigen Geberden
Dem Diener Namtar, ihm, dem Haupt der Seuchen,
Befahl ihm, Iſtars Peiniger zu werden.
„Weg führe ſie, wo die Verdammten keuchen,
Wo Elend nur die Herrſchaft führt und Jammer,
Und keine Rettung ihnen bleibt, den Bleichen.
Mach' Iſtars Augen krank in finſt'rer Kammer,
Schlag' ihre Hüften mit der Lahmheit Fluche,
Ihr Herz laß' klopfen wie den Eiſenhammer;
Der Fuß umſonſt ſein Amt zu üben ſuche,
Das Haupt, erfüllt vom tollen Fieberwahne,
Es ſei verwirrt in ſeines Denkens Buche.
Ich will's ſo haben, mit des Uebels Zahne
Einfordern ihre Schuld, die grauenvolle,
Weil ſie die Welt verdarb mit Liebeswahne."
So ward ſie hingeführt, ohnmächt'gem Grolle
Da preisgegeben, wo in grauſen Schmerzen
Verdammte und Verwünſchte ſchrien wie Tolle.
Da ward es öd' auf Erden in den Herzen,
Der Liebe wollte Thier und Menſch nicht pflegen;
Der Hölle war gelungen auszumerzen
Das ſüße Weh, das Mann und Weib ſonſt hegen.

Dritter Geſang.

Die Götter fühlten wohl die Not der Erde;
Samas, der Sonnengott, ſo es mit warmen
Gefühlen, wünſchend, daß es anders werde.
Zu Sin, dem Vater Iſtars, der Viel-Armen,
Dem Gott des Mond's, ging er mit raſchen Schritten,
Bat Nuah, Herrn der Wolken, um Erbarmen.
Denn nicht mehr ward der Mann mit ſüßen Bitten
Um der Geliebten Gunſt, und eiſ'ge Kälte
Die Jungfrau Denen zeigt', die um ſie litten.
Da ſandte Nuah aus dem luft'gen Zelte,
Das er bewohnt, den ſchnellen, leichten Boten
Aſſuſunamir, der die Flügel ſchwellte.
„Fahr' hin, Aſſuſunamir, zu der Todten
Troſtloſem Reiche, nimm' die raſche Richtung,
Um zu verkünden dort, was ich geboten.
Dring' durch der ſieben Pforten enge Lichtung.
Tritt vor die Höllenfürſtin ohne Zagen,
Verlang' von ihr des Liebemangels Schlichtung.
Sie ſoll den Zorn beſänft'gen, ſoll nicht klagen
Ueber der Götter Willen, ſoll gehorchen
Und Iſtar nicht mehr mit dem Unheil ſchlagen.
Sei ſtolz und ungebeugt vor ihr, nicht Sorgen
Bring' über jenes Waſſer, das uns trennet.
Und ſeine Fluten trink', um Kraft zu borgen."
Der Bote kommt und ſpricht. Die Fürſtin brennet

In lichtem Zorn gegen des Auftrags Bringer,
Und dieſen Tag den häßlichſten ſie nennet;
Die Bruſt zerſchlägt ſie und zerbeißt die Finger.
„Fort, ſchnöder Diener, in des Grau'ns Gefängniß,“
So ſchreit ſie wild, „die Hölle ſei Dein Zwinger!
Kehricht zu ſpeiſen ſei Dein ſchlimm' Verhängniß,
Zu trinken Jauche, ſollſt am Pfahle ſtecken,
Hunger und Durſt ſei Deines Weib's Empfängniß!“
Und Namtar ruft ſie zu das Wort mit Schrecken:
„Des Höllenrichters Saal ſollſt Du zerſchmettern,
Und mit der Säulen Trümmern Alles decken.
Die Götter ſeh' ich jetzt herunterwettern
Auf meine Macht; laſſ' den Dämon der Erde
Statt meiner auf den gold'nen Richtſtuhl klettern.
Die Feindin Iſtar, weil's denn ſein muß, werde
Beſprenget mit dem Waſſer heilen Lebens
Und kehre heim, befreit von der Beſchwerde.“
Und Namtar ging, zerwarf die Burg des Bebens,
Die Säulen ſtürzt' er um mit ſcharfen Steinen,
Der Dämon ward zum Herrn heilloſen Strebens.
Des Lebens Waſſer wird Iſtar, der Reinen,
Und Namtar bringt ſie durch die ſieben Thüren.
Die Hülle hat ſie wieder bei der einen,
Die Spangen darf ſie bei der zweiten führen,
Beim dritten Thor ſich mit dem Gürtel ſchmücken,
Beim vierten ſich des Mantels Pracht erküren.
Am Halsgeſchmeid beim fünften ſich entzücken,
Beim ſechsten kann ſie ſchimmern ſeh'n die Ringe,
Beim ſiebten ſich auf's Haupt die Krone drücken —
Daß wieder um die Welt ſich Liebe ſchlinge!

---

6. Die Welten des Avesta.

Die nächſte Verwandtſchaft mit den Jenſeits-Vorſtellungen der Aſſyrer und Chaldäer zeigen diejenigen der Hebräer; im Ganzen aber ſind die treueſten Schüler der Kultur des Tigris und Euphrat die alten Bewohner des Hochlandes von Erân, die Meder und Perſer, von denen hinwieder die ſpäteren Juden viele religiöſe Anſichten angenommen haben. Die Perſer, welche jetzt noch in den Tadſchiks fortleben, wahrſcheinlich aber auch, wenigſtens vorwiegend, die Meder, ſind die nächſten Verwandten und ſozuſagen Zwillingsbrüder der Inder, mit denen ſie den im engern Sinne ariſchen oder aſiatiſchen Zweig der Indoeuropäer ausmachen. Beide Völker ſind nicht reine Arier geblieben, wenn auch die Eranier in höherm Grade als die Inder. Wie Letztere von den

unterworfenen Dravida's ihrer Reinheit beraubt worden, ſo die Erſteren von beſiegten turaniſchen Stämmen, welche wahrſcheinlich vor ihnen ganz Erân, wie (als Akkader oder Sumerier) Meſopotamien und Chaldäa bewohnten. Doch haben die Eranier, während die Inder in ihrem heißen Lande erſchlafften, auf den kalten Hochebenen ihres Gebietes urwüchſige Kraft beibehalten bis ſie ſelbe verließen und im Weſten bei den unterworfenen Chaldäern der Verweichlichung anheimfielen, die ſich wie ein unabwendbares Schickſal von jeher an den Namen „Babylon“ knüpfte. Bevor dies geſchah, hatten die Eranier keine Veranlaſſung, in indiſches Nirvana zu verſinken. In dem wilden und ſtürmiſchen Erân hatten ſie mit Extremen der Kälte und Hitze zu kämpfen, und es zeitigte ſich durch dieſen Kampf der Dualismus, der Zwieſpalt zwiſchen Licht und Finſterniß, ſpäter zwiſchen Gut und Böſe, der die Religion der Eranier, wie ſie ſich auf dem Hochlande entwickelte, charakteriſirte und wie ihn auch die Heldenſage dieſes Volkes in dem ewigen Kriege zwiſchen Erân und Turân, dem lichten und dem dunkeln Lande, dichteriſch geſtaltet hat.

Die Eranier theilten in älteſten Zeiten, als ſie noch mit den übrigen aſiatiſchen Ariern zuſammenlebten, und vielleicht noch hernach ohne Zweifel den Glauben der indiſchen Arier, wie er ſich ſpäter in den Vedas ausdrückte, aber dabei wol mancherlei Ausſchmückungen erfahren hat. Entſprechend aber den Brahmanen, welche ihre Religion im Ganga-Lande metaphyſiſch umgeſtalteten, vollzogen die Eranier mit der Zeit eine ethiſche Reform ihrer Religion, die mit der Natur ihres Landes, wie angedeutet, in engem Zuſammenhange ſteht. Die Stiftung dieſer neuen Glaubensform, welche mehrere Götternamen (z. B. den Sonnengott Mitra) und Begriffe der ältern Form beibehielt, z. B. den heiligen Haoma- (in Indien Soma-) Trank, aber ſich aller Tempel und Götterbilder enthielt, dagegen ein Syſtem von Dämonen vielleicht von den turaniſchen Chaldäern annahm, — wird einem Manne Namens Zarathuſtra (griechiſch Zoroaſter) zugeſchrieben, von welchem ähnliche Wunder wie von anderen Religionsſtiftern erzählt werden; doch iſt weder ſicher, wann dieſer gelebt (die meiſten und beſten Quellen weiſen indeſſen auf die Zeit von etwa 1000 Jahren vor Chriſtus), noch daß er überhaupt eine beſtimmte einzelne Perſon geweſen. Wahrſcheinlich hat die zoroaſtriſche Lehre ihre Heimat in Baktrien oder ſonſtwo im Nordoſten von Erân.

Nach der Lehre Zarathuſtra's wird zwar die Geiſterwelt als ſolche der Körperwelt entgegengeſetzt, unterſcheidet ſich aber wieder in eine lichte und eine dunkle Seite, — eine Ausſcheidung, welche auch in dem griechiſchen Sonnen- und Schattenreich, in dem germaniſchen Muspel- und Nifelheim wiederkehrt. Einzig aber ſteht die zoroaſtriſche Lehre darin da, daß ſie jeder dieſer beiden Seiten ein ganzes Syſtem von

Göttern und untergeordneten Geiſtern verleiht, welche bis zu einem gewiſſen Grade ſich gleichberechtigt gegenüberſtehen wie zwei kriegführende Mächte. Auf der lichten Seite regiert die Hauptgottheit der Eranier, der größte, beſte, ſtärkſte und weiſeſte Gott, Ahura Mazdao, in Keilinſchriften Auramazda, gewöhnlich abgekürzt Ormuzd oder Ormazd, ein geiſtiges Weſen mit feinem ätheriſchem Leibe. Bildlich dargeſtellt hat er die Geſtalt des aſſyriſchen Gottes Aſſur mit dem Flügelkreiſe. Die nächſten nach ihm auf der Lichtſeite ſind die ſechs übrigen guten Geiſter, Ameſha çpentas, d. h. die unſterblichen Heiligen. Die untergeordneten lichten Geiſterweſen heißen Yazatas und ſind unzählige. Zu ihnen gehören die Gottheiten und Geiſter des Feuers (des einzigen Gegenſtandes, dem die Parſen einen Kult weihen), des Waſſers, der Sonne, des Mondes, der Sterne, ſowie der Tugenden, dann die Frohars oder Fravaſchis, die unvergänglichen Theile der Seelen frommer Menſchen, die auf eine Zeit lang in Körper der Erde ſich begeben und nach dem Tode wieder zum Himmel zurückkehren; zugleich aber ſind ſie Sterne und werden von allen Weſen, ſelbſt von Ahura Mazda verehrt; ſie beſchützen die Kinder im Mutterleibe und das Vieh, ſtehen den Kriegern bei u. ſ. w.

Die böſen Weſen der dunkeln Seite des Geiſter-Alls der Parſen gehen aus der unendlichen Finſterniß hervor, welche dem ewigen Licht entgegengeſetzt iſt und wohnen im Innern der Erde, wohin kein Lichtſtrahl dringt. Seit Zarathuſtra's Zeit wagen ſie es nicht mehr, wie früher, in Menſchengeſtalt die Erde zu beſuchen. Ihr Oberhaupt, das Gegenbild Ormuzd's, Angro Mainyus, d. h. der zerſtörende Geiſt, bei uns in korrumpirter Form meiſt Ahriman genannt, iſt vom Anbeginn der Dinge an auf ſeiner Seite ebenſo mächtig wie Ormuzd auf der ſeinen, aber während Dieſer ewig lebt, iſt Jener am Ende zum Unterliegen beſtimmt. Ormuzd bedenkt erſt und handelt demgemäß; Ahriman handelt erſt und erfährt erſt ſpäter was er gethan. Nur aus Haß und Widerſpruch gegen Ormuzd hat Ahriman ſeine Welt, die ſchlimme, geſchaffen, zu welcher die böſen Geiſter, die ſchädlichen Thiere, die giftigen Pflanzen u. ſ. w. gehören. Nach ihm kommen im Range die ſechs übrigen böſen Geiſter höherer Ordnung, die Daevas, die Gegenſätze der Ameſha çpentas. Unter ihnen ſtehen mehrere Klaſſen von Daevas niedern Ranges. Zu der ſchlimmen Geiſterwelt gehören ſeltſamer Weiſe auch die ſieben Planeten, wozu bei den Parſen weder Sonne noch Mond, wie bei den übrigen alten Völkern, ſondern außer Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn noch zwei uns unbekannte Sterne gerechnet wurden. Sie peinigen nach parſiſchem Glauben die ganze Schöpfung und übergeben ſie dem Tode und jeglicher Plage.

Die Erde, auf welcher die beiden Mächte des Lichtes und der Finſterniß ihren beſtändigen Krieg gegen einander führen, iſt von

Ormuzd geſchaffen, um ihm als Bollwerk gegen Ahriman zu dienen. Die Zeit ihres Beſtehens iſt auf zwölftauſend Jahre feſtgeſetzt, — ein winziger Zeitraum im Vergleich zu den Jahrbillionen der ſtammverwandten Inder. Ormuzd erſchuf, nachdem er mit dem Gegner einen Waffenſtillſtand von neuntauſend Jahren geſchloſſen, die Körperwelt in 365 Tagen und zwar in ſechs Abtheilungen nach folgender Ordnung: den Himmel, das Waſſer, die Erde, die Bäume, das Vieh und den Menſchen. Wie die Hebräer mit ihrer Schöpfungsſage die Woche, ſo wollten die Eranier mit der ihrigen das Jahr heiligen. Sonderbarer Weiſe aber läßt die parſiſche Mythe ſechstauſend Jahre lang oder die halbe Erdendauer auf unſerm Planeten niemanden leben als ein halbgöttliches Menſchen- und ein bevorzugtes Thierweſen, den Heros Gayomard und den Urſtier. Während der zweiten dreitauſend Jahre ſchuf der über die neue Schöpfung erſt ſo lange verblüffte Ahriman die ſchlimme Geiſter- und Körperwelt und begann dann in der dritten Periode von dreitauſend Jahren die Vorbereitung auf den letzten Kampf mit Ormuzd. Er ließ durch einen ſeiner Dämonen die Erde anbohren und da lebten die zwei Urweſen nur noch dreißig Jahre. Als ſie dann ſtarben, entſtanden aus ihrem Samen die Thiere und die Menſchen, und zwar wuchſen aus einer Pflanze, wie in den Sagen mehrerer indoeuropäiſchen Völker, der erſte Mann und die erſte Frau vereinigt hervor. Von Maſchia und Maſchiana wird in ganz ähnlicher Weiſe wie von Adam und Eva ein Sündenfall erzählt, welchen die Einflüſterungen Ahrimans herbeiführten.

Die Lehre Zarathuſtra's vom Jenſeits umfaßt eine dem Erdenleben vorangehende und eine ihm nachfolgende Periode. Die Menſchen leben vor ihrer Zeugung unter dem Namen Fravaſchis im Himmel. Nach dem Tode gehen die Guten ebendahin, die Schlechten aber in die Hölle. Die Seele bleibt aber noch drei Tage nach dem Tode bei dem Körper; erſt am vierten tritt ſie die Reiſe in das Jenſeits an und kommt über die Brücke Tſchinvat zum Sitze der Götter, wo ſich dieſe und die Daevas um ſie ſtreiten, über ſie Gericht gehalten wird und ſie von den betreffenden Geiſtern nach dem Himmel geführt oder in den Abgrund geſtürzt wird. Den Guten weht vom Himmel ein wohlriechender, den Böſen von der Hölle ein übelduftender Wind entgegen. Belohnungen und Strafen erfahren die einzeln ſterbenden Menſchen noch nicht, ehe das letzte Gericht erſcheint. In den erſten dreitauſend Jahren nach der Entſtehung des erſten Menſchenpaares nimmt das Gute ſtets zu und das Böſe ab und erſteres erreicht ſeinen Gipfelpunkt darauf tauſend Jahre nach Zarathuſtra's Auftreten, welches den Bruch des abgelaufenen Waffenſtillſtandes zwiſchen den beiden Göttern verhindert. Aber nach dieſer Zeit werden die Menſchen und alle Erdenweſen immer ſchlimmer. Tauſend Jahre nach Zarathuſtra kommt daher ein neuer

Prophet und ſo nach jedem der Erde noch zugemeſſenen Jahrtauſend einer, im Ganzen drei, Jeder aus des Religionsſtifters Familie, Jeder von einer Jungfrau geboren, und Jeder tritt im Alter von dreißig Jahren auf. Während dieſer drei Erſcheinungen nimmt das Böſe ſtufenweiſe ab, es ſchwinden nach einander die wilden Thiere, die Schlangen, die Laſter, Alter und Tod. Hat aber die Erde ihre zwölftauſend (und die Menſchheit ihre ſechstauſend) Jahre gedauert und iſt der dritte Nachfolger Zarathuſtra's Soſchios, der eraniſche Meſſias, erſchienen, ſo ſtehen alle Todten auf und verſammeln ſich, wo Jeder ſtaunend ſeine hingegangenen Verwandten und Freunde wieder erblickt. Nun werden die Guten und Böſen geſchieden; Jene gehen in das Paradies und Dieſe in die Hölle, und drei Tage lang erfahren Jene die höchſte Wonne, Dieſe die ſchrecklichſte Qual. Hierdurch werden aber auch die Schlechteſten rein und die eraniſche Religion, die humanſte von allen, kennt daher nicht einmal lange, geſchweige denn ewige Höllenſtrafen. Soſchios bringt nun ein großes Opfer, macht alle Menſchen durch den Trank Haoma (das indiſche Soma, oben S. 55) unſterblich und auf der ſchöner gewordenen Erde, die höher ſteigt und ſich dem Paradieſe nähert, leben ſie in alle Ewigkeit, befreit von jeder Sorge und Not. Ormuzd aber hat indeſſen im letzten Kampfe den Ahriman und alles Schlechte vernichtet. Wie der Buddhismus im düſterſten Peſſimismus, ſo endet daher der Zoroaſtrismus im roſigſten Optimismus; denn er war nicht wie erſterer von einem erſchlaffenden Klima umgeben, ſondern von rauhen Lüften zum Kampf um das Höchſte angetrieben, und ſo haben auch die im wilden Norden einheimiſchen Germanen, wie wir ſehen werden, eine der eraniſchen ſo überaus ähnliche Sage vom Weltende.

Da das Leben der Eranier ein beſtändiger Kampf zwiſchen dem Guten und dem Böſen war, ſo legten ſie ſich in ihrer Religion auch die ſtrengſten Kaſteiungen auf und hatten zahlloſe Regeln der Reinheit und Unreinheit. Bekanntlich iſt nach ihrem Glauben ſowol das Feuer, als das Waſſer und die Erde ſo rein, daß ſie nicht durch Todte entheiligt werden dürfen und letztere daher auf eingemauerten Plätzen den Vögeln und wilden Thieren preisgegeben werden. Nützliche Thiere dürfen die Parſen nicht, ſchädliche müſſen ſie ſogar tödten. Der Feſte ſind bei ihnen ein große Zahl und unter ihnen haben die zehn letzten Tage des Jahres für unſern Gegenſtand eine beſonders große Bedeutung, indem an dieſen nach parſiſchem Glauben erſt die verſtorbenen Verwandten und dann die verdienten Perſonen auf die Erde zurückkehren und die Wohnungen ihrer Angehörigen beſuchen, die dann gereinigt und geſchmückt werden.

Die heiligen Schriften Erân's, in welchen die bis dahin erwähnten Lehren und Vorſchriften enthalten ſind, heißen Aveſta, d. h. der Text,

und die späteren Erklärungen dazu Zend, daher Zendaveſta. Ihr Inhalt iſt jedoch meiſt kleinlich und entſpricht unſeren Erwartungen von einem berühmten Geſetzbuche wenig.

Die eraniſche Religion erlebte indeſſen ihre höchſte Blüte und größte Reinheit (nachdem ſie vorher manigfach mit anderen Religionsanſichten vermengt geweſen) erſt unter den Saſſaniden, verlor aber durch den Sturz derſelben den größten Theil ihres Vaterlandes an den Islam.

7. Eden und Scheol.

Am Morgenſaume des Mittelmeeres, im Lande Syrien, nördlich und ſüdlich vom Gebirgsknoten des Libanon und Antilibanon, am Orontes und am Jordan mit ſeinen Seen hatten die weſtlichen Zweige der Semiten ihre Wohnſitze aufgeſchlagen, und zwar im Norden die eigentlichen Syrer, von deren Kultur wir überhaupt wenig näheres wiſſen, im Weſten an der Küſte die Phöniker, hervorragend durch Handel, Koloniſation und Schifffahrt, von deren Vorſtellungen bezüglich eines Jenſeits uns aber ſo gut wie nichts bekannt iſt, und im Süden des innern Landes die Hebräer oder Israeliten, deren ältere Zuſtände für die Geſchichte der Religionen von der größten Wichtigkeit ſind.

In der Geſchichte der hebräiſchen Religion laſſen ſich von den älteſten Zeiten an bis zum Untergange der Selbſtändigkeit dieſes Volkes zwei verſchiedene Richtungen unterſcheiden. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich aus der Art und Weiſe der Entwickelung der Hebräer zum Volke. Wir finden dieſelben nämlich nicht wie andere Völker ſeit undenklichen Zeiten in einem beſtimmten Lande angeſiedelt; ſie erſcheinen vielmehr in ziemlich ſpäter Zeit als Auswanderer aus einem fremden Lande in dasjenige, welches nachher ihre nationale Blüte ſah. Glaubwürdige Berichte zeigen ſie uns zuerſt als Unterdrückte in Ägypten, wo ſie ſich wahrſcheinlich aus verſchiedenen Stämmen von Semiten, deren es im Nillande ſeit uralter Zeit gab, zu einem Volke verbunden haben. Um 1350 vor Chriſtus war es wahrſcheinlich, daß ſie dieſes Land verließen, um nach Kanaan oder Paläſtina zu ziehen, wo nach ihren mit viel wunderbaren und ſagenhaften Zuthaten verſehenen Überlieferungen ihre Voreltern einſt vorübergehend gelebt hatten, nachdem ſie aus Chaldäa über Meſopotamien dahin gewandert waren; ohne Zweifel war dies

überhaupt die Richtung, welche die Wanderungen der noch nicht in Völker zertheilten Weſtſemiten genommen haben. Es iſt nun in Folge dieſer eigenartigen Entwickelung ſehr begreiflich, daß die in Ägypten zu einem Volke gewordenen Hebräer ſowol ägyptiſche als ſemitiſche Kultur- und ſpeziell Religionsmomente in ſich aufgenommen hatten. Spuren von dem ägyptiſchen Thierdienſte finden ſich in den berichteten Thatſachen, daß die Hebräer während ihrer Reiſe auf der Sinai-Halbinſel ſowol ein Rind als eine Schlange verehrten. Dagegen weist die religiöſe Richtung ihres Anführers Moſe, der in ägyptiſchen Berichten den Namen Oſarſif trägt, darauf hin, daß er, in die Myſterien der ägyptiſchen Prieſter eingeweiht, den Monotheismus derſelben zu lehren und zu verbreiten ſtrebte. Er benutzte dazu allerdings die älteren ſemitiſchen Gottesbegriffe ſeines Volkes, das wie alle anderen ſemitiſchen Völker einen Stammesgott hatte, der in älterer Zeit El, in ſpäterer Jahveh hieß und urſprünglich, wie die von ihm berichteten Offenbarungen ſchlagend beweiſen, ein Feuer- und Sonnengott geweſen ſein muß, dem in älterer Zeit auch Menſchen geopfert wurden. Die heiligen Schriften der Hebräer ſprechen dies ganz unzweideutig aus und es nützt in dieſer Beziehung alle Bemäntelung und Schönfärberei von orthodoxer Seite nichts (vergl. über das Nähere des Verf. Allg. Kulturgeſch. I. und Kulturgeſch. des Judentums). Dieſen hebräiſchen Stammesgott nun ſuchte Moſe zum allgemeinen und einzigen Weltgotte zu erheben; aber ſeine Bemühungen waren vergeblich und blieben es auch Jahrhunderte nach ſeinem Tode, bis ſeine Richtung durch die Propheten kurz vor dem Untergange des Reiches Israel großentheils Eingang fand; die herrſchende wurde ſie erſt unter den auf die Juden zuſammengeſchrumpften Hebräern nach der Rückkehr aus der Verbannung des Volkes in Babylonien.

Nachdem die Hebräer aus Ägypten in Kanaan angekommen waren, traten ihre ägyptiſchen Religionsbegriffe in den Hintergrund; die Schlange aus der Wüſte ſollen ſie noch bis auf König Hiskia (2. Kön. 18, 4) verehrt haben, ohne daß über deren Kult etwas näheres bekannt iſt; der Stierdienſt tritt, nach einer längern Pauſe, während welcher nichts von demſelben erwähnt wird, erſt wieder zur Zeit der getrennten Reiche im Reich Israel hervor, bis an deſſen Untergang er vor den Grenzbildern in Bet-El und Dan fortdauerte. In den Vordergrund traten in Kanaan ſeit der Zeit der Richter die Götter der Kanaaniten und Phöniker, und zwar die männlichen, Baal und Moloch, wie die weiblichen Aſtarte und Aſchera, welche übrigens paarweiſe vielfach mit einander verſchmolzen, wie auch die männlichen mit dem hebräiſchen Volksgotte El oder Jahveh vermengt und zeitweiſe in ſeinem Tempel verehrt wurden; die fortdauernden Menſchen- und beſonders Kinderopfer gingen indeſſen auf den Namen Moloch über.

Der Gott der Hebräer, soweit er von Vermengung mit fremden Göttern frei blieb, entwickelte sich nur langsam zu dem, was Mose aus ihm zu machen strebte, und zwar aus entschieden materiellen Auffassungen. In der Paradies-Sage ist er noch durchaus sinnlich gedacht; er formt die Menschen eigenhändig aus irdischen Stoffen und verkehrt mit ihnen in einer Art, die nur denkbar ist, wenn er ihnen in Menschengestalt erscheinend gedacht wurde.

In älterer Zeit wird der hebräische Gott sogar mit dem Prinzip des Bösen verwechselt und vermengt. Dieselbe damals als ruchlos betrachtete Handlung, die Veranstaltung einer Volkszählung (!) wird in den Büchern der Könige von Gott, in der Chronik vom Satan dem König David angerathen. Im Buche Hiob ist der Satan sogar einer der Söhne Gottes, verkehrt mit Diesem freundschaftlich und bewegt Gott, ihm den Dulder in seine verderbenbringende Macht zu geben! Erst bei den späteren Propheten tritt der Satan als Widersacher Gottes und der Menschen auf, wahrscheinlich in Folge von Einwirkung der parsischen Vorstellung von Ahriman.

Das räumliche Jenseits wurde aus nachher zu erwägenden Gründen bei den Hebräern von dem zeitlichen an Bedeutung weit überragt. Die Schöpfung war diesem Volke zwar das Großartigste, was sich denken ließ, galt aber doch nur als um des Menschen willen unternommen. Die Dauer der Schöpfung ist lediglich eine Verherrlichung des zum Besten der menschlichen Ruhe eingeführten Sabbath; Sonne, Mond und Sterne sind blos da, um den Menschen zu leuchten, Pflanzen und Thiere blos um dem Menschen zu dienen; die hebräische Weltanschauung war entschieden geo- und anthropocentrisch. Daß übrigens die Schöpfungs- wie die Flutsage der Hebräer nur spätere, wenn auch vollkommenere und tiefsinnigere Bearbeitungen der chaldäischen Berichte über dieselben Ereignisse sind, haben wir bereits erwähnt.

Es ist zu allen Zeiten als zweifelhaft betrachtet worden, ob die alten Hebräer eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode annahmen oder nicht. An Stimmen für die eine oder andere Ansicht hat es nie gefehlt, und zwar behaupteten meist die Anhänger der Meinung, daß das Neue Testament eine Erfüllung des Alten sei, in letzterem fänden sich Hinweise auf ein ewiges Leben, während die Häretiker aller Zeiten die Abwesenheit des Glaubens an ein solches bei den alten Juden nachzuweisen strebten, um, darauf gestützt, dem Alten Testament göttlichen Ursprung abzustreiten. In neuerer Zeit dagegen geben selbst orthodoxe Theologen zu, daß sich im Alten Testament bis zur Wegführung nach Babylon keine Lehre über die Fortdauer der Seele nach dem Tode finden lasse und es ist dies auch die Überzeugung der jüdischen Theologen. Die Orthodoxen helfen sich dabei mit dem Auskunftmittel, der Glaube an ein Jenseits habe sich bei den Hebräern

nur langsam entwickelt, indem er für die Stufe der ältesten Offenbarung noch nicht angemessen gewesen sei. Abgesehen von letzterem Grunde nun halten wir diese langsame und allmälige Entwickelung des fraglichen Glaubens der alten Hebräer für unläugbar. Es liegt auch dies wieder in der eigentümlichen Zusammensetzung der hebräischen Kultur begründet. Völker, welche seit ihren Ursprüngen als solche in demselben Lande gewohnt und sich selbständig entwickelt hatten, besaßen auch seit den ältesten Zeiten einen einheitlichen und feststehenden Glauben bezüglich jenseitiger Dinge, dessen Entstehung in der Zeit ihrer Blüte nicht mehr zu erforschen war. Die Ägypter und Assyrer sind uns als Beispiele dieser Thatsache bekannt. Anders aber verhält sich die Sache, wenn die Entwickelung eines Volkes eine abweichende Gestalt angenommen hat. Bei den Indern haben wir gesehen, daß ihre Übersiedelung aus dem Indus- in das Ganges-Gebiet von einer Umgestaltung ihres Glaubens an jenseitige Dinge begleitet war. Um wie viel mehr mußte der Glaube der Hebräer Veränderungen unterliegen, da dieses Volk in der Fremde, in Ägypten zu einem solchen wurde und sich das Land, das es als sein Vaterland betrachtete, erst erobern mußte! Wir werden indessen kaum irren, wenn wir annehmen, daß noch andere Umstände mitwirkten, die Ausbildung einer eigentümlichen und klaren Fortdauerlehre bei den Hebräern zu verzögern. Mose, der erste Gesetzgeber seines Volkes, hatte dringendere Gegenstände im Auge, als den Glauben an ein Jenseits, das denn auch weder in dem wahrscheinlich von ihm selbst herrührenden Dekalog, noch in den von späteren Schriftstellern ihm in den Mund gelegten Ceremonialgesetzen eine Erwähnung findet. Er hatte so enorme und noch dazu vorläufig nutzlose Mühe, den Glauben an *einen* Gott zu predigen und daneben das Nationalbewußtsein der Hebräer zu festigen, daß er an weiteres nicht denken konnte. So blieb es dem Volke überlassen, ob es auf ein Jenseits hoffen wollte oder nicht, und darum blieben auch seine Ansichten in diesem Punkte ohne bestimmten Charakter. Ohnehin kämpfte ja bekanntlich der *eine* Gott Israels und Mose's während der ganzen Dauer der Selbständigkeit dieses Volkes gegen fremde Götter und hinwieder sein reinerer Dienst gegen die Vermengung seines Kultes mit abergläubigen und blutigen Gebräuchen früherer Zeiten und fremder Völker, so daß in Ermangelung eines einheitlichen Glaubens an göttliche, noch weniger ein solcher an sonstige jenseitige Dinge sich entwickeln konnte. Was sich von letzterm in den älteren Zeiten vorfindet, ist daher sehr unklar, unzusammenhängend und verschiedener Auslegung fähig.

Die häufigste Bezeichnung dessen, was nach dem Tode kommt, oder wohin man „zu seinen Vätern versammelt wird", war bei den Hebräern: *Scheol*, d. h. wörtlich das, wonach man fragt, das Gewünschte. In den älteren Zeiten wird das Wort in einer Weise gebraucht, daß es

ohne allen Anſtand mit „Grab“ überſetzt werden kann, ſo daß es gar keine individuelle Fortdauer in ſich ſchlöſſe, wenn nicht für „Grab“ als Beerdigungsort ein beſonderer Ausdruck angewendet würde. Die Gräber der Hebräer waren nach ägyptiſchem Muſter weite Felshöhlen und ſolche haben vielleicht überall oder wenigſtens in vielen Ländern, deren Völker als künftigen Wohnort der Seelen eine Unterwelt annahmen, dieſer als Vorbild gedient. Der hebräiſche Scheol ſcheint in ſeiner Düſterkeit und Farbloſigkeit am meiſten der Unterwelt bei den ſtammverwandten Aſſyrern und Chaldäern, der Unterwelt, in welche Iſtar ſtieg, ähnlich geweſen zu ſein; die Bewohner des Scheol wurden als Schatten gedacht wie in jenem Lande und wie in Hellas' und Italiens Hades und Orcus. Der Scheol iſt zur Zeit der ſpäteren Pſalmen und der Propheten eine weite Höhlung unter der Erde, deren Tiefe, wie die Höhe des Himmels, durch nichts übertroffen wurde, mit verſchiedenen verriegelten Thoren, durch welche alles hinein, aber niemand heraus kommt. Die Schatten, Reſaim, wohnen da ohne Unterſchied des Verdienſtes, ohne Lohn oder Strafe, doch ſcheiden die Propheten ſie oft nach Völkern und Ständen und verweiſen z. B. die Könige in eine beſtimmte Gegend des Scheol, ſo die verhaßten Aſſyrer u. ſ. w. Die Todten können aber durch Geiſterbeſchwörer auf die Erde gerufen werden, wie Saul, der doch ſelbſt die Wahrſager und Todtenbeſchwörer aus dem Lande getrieben hatte, mit Samuel's Schatten durch die Hexe von Endor that (1. Sam. 28, 7 ff.); es war aber nach herrſchendem Glauben den Todten ſehr unwillkommen, aus ihrer Ruhe geſtört zu werden.

Einzelne Beiſpiele zeigen jedoch, daß es auch noch andere Vorſtellungen vom Jenſeits, als die des Scheol, bei den alten Hebräern gab. Es werden nämlich Fälle erzählt, in welchen beſonders verdiente Männer lebendig, ohne zu ſterben, von der Erde ſchieden. Von dem Patriarchen Henoch, welcher übrigens, da er gerade 365 Jahre gelebt haben ſoll, wol eine Perſonifikation des Jahres war, wird erzählt, weil er ein göttliches Leben führte, habe ihn Gott hinweggenommen und er ſei nicht mehr geſehen worden. Ähnlich iſt die Sage von der Himmelfahrt des Propheten Elia auf einem feurigen Wagen, wol ein Überbleibſel von einem alten Sonnenmythos der Hebräer.

Mit der Düſterkeit des Jenſeits der Hebräer ſtimmt indeſſen ihre Auffaſſung überein, nach welcher der Tod überhaupt ein Übel iſt, und von Gott zur Strafe für Übelthaten verhängt wird. Darum ſtellt auch die heilige Schrift den „Sündenfall“ ſo dar, daß durch denſelben der Tod erſt in die Welt gekommen, die Menſchen alſo ohne dieſes Ereigniß auf der Erde ſelbſt zu ewigem Leben beſtimmt geweſen, in Folge ihres Fehltrittes alſo mit ihrem und ihrer Nachkommen Tode beſtraft worden wären. Die Sage wird jedoch, im Gegenſatze zu dieſer Auffaſſung der Talmudjuden und der Chriſten, auch ſo ausgelegt, daß die erſten

Menſchen allerdings zum Tode beſtimmt geweſen, aber ſich durch Genuß vom „Baume des Lebens“ hätten unſterblich machen können, wenn ſie das Paradies behalten hätten. In jedem Falle wurde der Tod bei den Hebräern als das größte Übel angeſehen. Das Amt, mit dem Tode zu ſtrafen, übte der hebräiſche Gott entweder ſelbſt oder durch ſeinen furchtbaren Todesengel, Samael oder Schamael aus. Alles Todte wurde denn auch bei den Hebräern (wie übrigens auch bei anderen Völkern, namentlich den Perſern) als unrein betrachtet. Was einem Todten gehörte, durfte ſieben Tage lang nicht berührt werden, daher man die Leichen ſo ſchnell wie möglich beſtattete, auf dem Wege nach der Grabſtätte verhüllt trug, die letzteren an abgelegenen Orten anlegte und ein Grab nie wieder öffnen durfte.

Ein entſchieden hebräiſcher Glaubensſatz, und zwar ein farbenreich ausgeſchmückter wurde die Lehre vom Jenſeits nach der Rückkehr aus der Verbannung in Babylonien, und zwar in Folge Einwirkung des parſiſch-zoroaſtriſchen Glaubens auf die Juden. Die Lehre vom letzten Gericht und von der Auferſtehung des Leibes, die Lehre von den Engeln und Teufeln und die Lehre vom Meſſias ſind von den Perſern zu den Juden und durch dieſe zu den Chriſten gewandert. Seitdem erſt finden ſich bei den Juden verſchiedene Orte im Jenſeits für die Guten und die Schlechten. Zuerſt beherbergt noch Alle der Scheol, der aber in den Ort der Qual, in Abrahams Schoos für die Frommen und in einen Zwiſchenraum zerfällt. Unter den ſpäteren jüdiſchen Parteien lehrten die Phariſäer, daß die Schlechten in alle Ewigkeit in der Hölle ſchmachten und nur die Gerechten mit einem neuen Leibe ins Leben zurückgerufen werden; die Sadduküer dagegen verwarfen alle Auferſtehung. Die Eſſener hinwieder huldigten dem ſtrengſten Schickſalsglauben; ſie leiteten die Seele aus dem Himmel ab und betrachteten den Körper als ein Gefängniß, aus dem jene durch den Tod befreit würde.

Was die Lehre der Juden nach dem Exil von Engeln und Teufeln, alſo vom Geiſterreiche nicht menſchlicher Herkunft betrifft, ſo wurden die Yazatas der Parſen zu himmliſchen Heerſcharen. Jahveh gebot ihnen, auf einem Throne ſitzend, den Cherubim und den Seraphim, wie den Engeln (Boten) und Heiligen, deren Menge eine unzählbare war, aber häufig durch ungeheuerliche runde Zahlen ausgedrückt wurde. Sogar die Sterne waren belebte Weſen und eine Abart der Engel. Auch die „böſen Engel“ oder böſen Geiſter (auch Rephilim oder Rephaim genannt), welche nach ſpätjüdiſcher Legende einſt wirkliche Engel geweſen, aber von Gott wegen Überhebung oder anderer Vergehen in die Hölle geſtürzt worden, vor dem Exil jedoch nur ſelten erwähnt ſind, wuchern ſeit demſelben in bedeutender Menge. In den Büchern Daniel und Tobia traten zum erſten Male die Engelnamen Gabriel, Michael und Raphael auf. Als Fürſt der Hölle wird

bei Tobia genannt Aſchmedai, deſſen Name dem perſiſchen Gotte Aëſchma entnommen iſt.

Seit der allmäligen Zerſtreuung der Juden über die Erde, welche ſchon lange vor der Zerſtörung Jeruſalems durch die Römer einen größern Maßſtab angenommen hatte, iſt der Jenſeitsglaube dieſes Volkes noch viel bunter und reichhaltiger, aber auch barocker und zuletzt im ſogenannten Mittelalter geradezu überladen geworden. Der Talmud wuchs in dieſer Zeit der Bibel über den Kopf und erfuhr zeitweiſe wieder daſſelbe Schickſal durch die Kabbala. In dieſem Geiſtesturnier, das ſich zwiſchen dem erhabenſten Tiefſinn und dem nackteſten Unſinn hin und her bewegte, wurde, was die Bibel phantaſtiſches enthält, noch weit überboten. Alle Rabbinen, deren Ausſprüche der Talmud umfaßt, ſtimmen darin überein, daß durch die Sünde alles Unheil über den Menſchen gekommen iſt, nicht aber darin, ob auch der Tod zu dieſem Unheil zu zählen ſei. Die beiden Orte des Jenſeits, meiſt Paradies und Hölle (Geenna) genannt, ſchieden ſich immer deutlicher; es traten in den Schriften der Rabbinen Ausmalungen beider Orte zu Tage, welche alle Phantaſie anderer Völker weit überragen; man wird uns jedoch das nähere Eingehen auf dieſe Spielereien mit Maßen und Zahlen, welche ſich namentlich in ungeheuerlichen Mengen von Teufeln gefallen, gern erlaſſen, da ſie für niemanden Intereſſe haben können und in Volksſchriften ſchon vielfach breit getreten wurden. Die Rabbinen des Talmud erklärten indeſſen nicht Tugend und Laſter als maßgebend für den Eingang in Paradies und Hölle, ſondern einzig und allein die Beobachtung der jüdiſchen Ritualgeſetze. Wer dieſe ſtreng beobachtete und namentlich wer beſchnitten war, kam ins Paradies, — wer nicht, mußte braten; denn der Inhalt der Hölle wurde immer mehr zu Feuer und dieſe Auffaſſung ging auch zu den Chriſten über. Auch die Seelenwanderung wurde von mehreren Rabbinen gelehrt; die Seele Adam's ſollte in David übergegangen ſein und von dieſem in den Meſſias übergehen; ſchlechte Menſchen werden in Thiere und Pflanzen verbannt. Wenn einſt der Meſſias kommt, hieß es, ſo ſtehen alle Todten auf und ſammeln ſich im Thale Joſaphat; einige Rabbinen aber beſchränkten dies auf die Frommen, ſowie auf Jene, welche im heiligen Lande begraben ſind. Die Hölle wurde ſtets in das Innere der Erde, das Paradies aber in ſpäterer Zeit in den Himmel, und zwar in den materiellen Wolkenhimmel verlegt.

8. Das Jenſeits der Hellenen.

Wenn es jemals ein Volk gab, das in ſeinem ſchönen heitern Diesſeits keines Jenſeits bedurfte oder ſich wenigſtens kein Jenſeits vorſtellen konnte, das ſchöner, ja nur eben ſo ſchön wäre wie die wirkliche Welt, in der es lebte, ſo waren dies die alten Hellenen. Ihr herrliches Land, ihr glückliches Klima, die Schönheit ihrer eigenen Erſcheinung, ihre Freiheit und Unabhängigkeit, das bunte manigfaltige Leben, das ſie ſich durch ihre Anlage zur Erfaſſung und Pflege der Schönheit zu geſtalten wußten, alles das konnte von ihrem Standpunkte aus durch kein künftiges Leben übertroffen oder auch nur erſetzt werden. Freilich wurde all das Schöne und Erhebende nur erreicht durch Enthaltung von anſtrengender Arbeit, die einer Sklavenbevölkerung überlaſſen blieb, von einer Menge, die in keinem Lande ihres gleichen fand. Es waren nur die Hellenen, die Sieger im Kampfe über Urbewohner unbeſtimmter Herkunft und über Feinde, die zu Kriegsgefangenen wurden, nur die Hellenen waren es, welche ihr ſchönes Leben genoſſen; die viel zahlreicheren, von Arbeit aufgeriebenen, wenn ſchon im Ganzen nicht ſchlecht behandelten Sklaven kamen dabei nicht in Betracht. Den Schweiß, das Blut, die Thränen und die Schwielen der Sklaven fühlten die Hellenen nicht; es war nicht Härte des Herzens, die ſie daran verhinderte, ſondern Sorgloſigkeit, Unbekümmertheit um das, was ihren Sinn nicht gefangen nahm und ihre Ideale nicht erfüllte. Daher war denn auch für ſie alles außerhalb ihres heitern Daſeins, der Zeit wie dem Raume nach liegende düſter und troſtlos. Der Welt ging ein Chaos voran; was ihr folgte, daran dachten ſie gar nicht; außerhalb Hellas lebten nur Barbaren; nach dem Leben kam nur eine ſchattenhafte Unterwelt. Daß die Götter auf ihrem Olymp ein herrliches Daſein führten, lag nur darin begründet, daß ſie ebenfalls Hellenen, ebenfalls in Hellas waren. Man könnte fragen, warum denn dieſelben Griechen überhaupt an eine Fortdauer nach dem Tode glaubten und wir finden es in der That unwahrſcheinlich, daß ſie aus eigenem Antrieb zu einem ſolchen Glauben gelangten. Wir halten vielmehr die helleniſche Unterwelt für eine Uebertragung der ägyptiſchen in das eigene Land, welches dem Nillande ſo viele Kulturmomente oder wenigſtens Anregungen zu ſolchen verdankte. Mit dieſer ägyptiſchen Kopie fanden ſich die Hellenen notdürftig auf die Frage nach dem Schickſale der Seele ab, etwa ſo notdürftig wie ſie auf die Frage antworteten, wo Helios die Nacht zubringe, den ſie auf dem Okeanos von Weſten nach Oſten zurückfahren ließen. Auch die Schöpfungsſage der Hellenen iſt ohne Zweifel nach morgenländiſchen Vorbildern entſtanden; ſie erinnert ſowol an die aſſyriſch-

chaldäiſche als an die indiſche; mit letzterer hat ſie, wie überhaupt mit allen indoeuropäiſchen die Abweſenheit eines Schöpfers gemein. Nach Homeros entſtand Alles aus dem Okeanos als dem Anfang aller Dinge. Er umfaßt die ganze als eine Scheibe vorgeſtellte Erde und jenſeits ſeiner abgelegenen Geſtade ſuchten die Hellenen alles Geheimnißvolle, Rätſelhafte, Wunderbare. Dort lebte er auch perſonifizirt als urgrauer Greis und Vater aller Gewäſſer, d. h. ihrer Gottheiten, mit ſeiner ebenſo betagten Gattin Tethys, und dort war auch die Welt der Todten. Dabei iſt es merkwürdig, daß ſein Reich ferner wunderbare Göttergärten umfaßte, in deren einem, dem der Hera, der Wunderbaum mit den heſperiſchen Aepfeln wuchs und die Quellen von Nektar und Ambroſia floſſen. Es iſt das deutliche Paradies und ſo berühren ſich auch hier die Orte vormaligen und künftigen Aufenthaltes der Menſchen, wenn ſchon erſtere Eigenſchaft bei den Griechen in Vergeſſenheit geraten war.

Heſiodos dagegen leitete den Urſprung aller Dinge aus dem Chaos her. Des Chaos Kinder waren Erebos und Nyx (Finſterniß und Nacht); zunächſt nach dem Chaos aber entſtand die Erde (Gaia), welche den Himmel (Uranos), ihren ſpätern Gemahl, und das Meer (Pelagos) gebar, und die Liebe (Eros), der Gebieter des geiſtigen Seins der Götter und Menſchen.

Spätere Myſterien, des Orpheus und des Bakchos, ließen die Dinge aus dem Weltei entſtehen, dem das Licht und die Liebe zuerſt entſprangen; ſpäter zerplatzte es in zwei Hälften: Himmel und Erde. Der Himmel war übrigens unter dem Namen Zeus (eig. Zeus-pater, wie im Sanskrit Dyaus-pitar, lat. Jupiter, der leuchtende Vater) der eigentliche Volksgott der Hellenen, wie Jahveh bei den Hebräern, doch iſt ſein Charakter im Einklange mit Land und Volk ein heiterer im Gegenſatze zu den düſteren Wüſtengöttern des Morgenlandes. Erſt in ſpäterer Zeit wurden ihm von den Gelehrten, doch ohne Zweifel mit Benutzung älterer Götternamen und Kultobjekte, ein Vater Kronos und ein Großvater Uranos gegeben, die dem Volke unbekannt oder gleichgiltig blieben. Eben ſolche Spätbildungen oder Einführungen aus fremden Ländern ſind auch die Titanen und Titaninnen, und andere Kinder des Uranos und der Gaia. Die Kultgötter der Hellenen waren Zeus und ſeine Geſchwiſter und Kinder, daher unter ſie die Welt vertheilt iſt. Zeus beſitzt den Himmel, ſein Bruder Poſeidon das Meer und der dritte, Aidoneus die Unterwelt. Den Göttern gemeinſam iſt die Erde und der Olymp, die Heimat der Hellenen, von welcher aus ſie ſich nach ihren ſpäteren Wohnſitzen in Hellas und an der Küſte Kleinaſiens verbreitet haben. Auf dem Gipfel des Berges ſteht des Zeus Palaſt, in welchem die Götter zum Rate zuſammenkommen; an den Abhängen und in den Schluchten des Berges liegen die Häuſer der übrigen Götter, mit der

nämlichen Einrichtung wie die der irdiſchen Fürſten, zerſtreut. Den heiteren Hellenen ſagte der myſtiſche Begriff eines überirdiſchen Geiſterreiches nicht zu; ihre Götter mußten unter ihnen in ihrem Lande wohnen. Der Himmel der Hellenen war ein irdiſcher, ſichtbarer und ſeine Bewohner waren höhere vollkommenere Menſchen mit menſchlichen Neigungen und Leidenſchaften.

Die helleniſchen Dichter nannten in der That Götter und Menſchen als *eines* Stammes, nämlich desjenigen der Erde. Man leitete die Entſtehung des Menſchengeſchlechts mit Vorliebe aus Felſen, Steinen und Bäumen her; eine allgemeine Sage von der Menſchenſchöpfung gab es ſo wenig als eine ſolche von der Weltſchöpfung. Der Gedankengang der griechiſchen Mythen von der Entwickelung der menſchlichen Kultur iſt im ganzen der, daß die Menſchen ſich zuerſt in einem rohen Zuſtande befanden, dann durch Götter oder Heroen zur Geſittung gebracht wurden, Künſte und Wiſſenſchaften von ihnen lernten, durch ihr vertrautes Verhältniß zu den Göttern aber zu Uebermut verleitet wurden und ſich einem ſchlimmen Lebenswandel ergaben, ſo daß ſie von den Göttern verlaſſen wurden und auf ihr „goldenes“ und „ſilbernes“ Zeitalter ein ehernes und eiſernes folgten. Auch die Sintflut mit Deukalion an der Stelle Noah's iſt den Hellenen bekannt, nur werden dieſer Kulturheros und ſeine Gattin Pyrra nicht ſelbſt die Stammeltern der neuen Menſchheit, ſondern erzeugen dieſelbe durch Steine, die ſie auf das Geheiß des Orakels hinter ſich werfen.

Der hervorragendſte Kulturbringer und die Götter mit den Menſchen verbindende Heros iſt Deukalions Vater *Prometheus*, der den Göttern das Feuer, d. h. die göttliche Kraft des Geiſtes und der Bildung entwendet, um es den Menſchen zu bringen, für welches Vergehen an der Würde der Götter dieſe, von Neid erfüllt, ihm die furchtbarſte Strafe auferlegen, welche die Mythe kennt und wie ſie auch im Norden der an den Göttern verräteriſche Feuergott Loki erleidet. Eine andere Kulturmythe ſchließt ſich an die helleniſche Eva, die von den Göttern mit allem Liebreiz ausgeſtattete *Pandora*, durch die ſich des Prometheus Gegenbild und Bruder Epimetheus bethören läßt und aus deren geöffneter Vaſe den Menſchen alle Sorgen und Uebel zugekommen ſind.

Soweit das Jenſeits der Menſchheit, das ſich bei den Hellenen auf die Zeit *vor* der Geſchichte beſchränkte. Ein Jenſeits *nach* der Geſchichte kennen dieſe Kinder der Schönheit nicht. Ihr Leben war ſo herrlich, daß ſie keinen Gedanken an ſeinen Untergang faßten. Sie ſtanden auch mit keinem Volke in Verbindung, das eine Sage vom Ende der Welt beſaß und von dem ſie eine ſolche hätten annehmen können, wie ſie es mit der in ihren Geſichtskreis ſo ſchlecht paſſenden Lehre vom Schattenreiche, in das die Menſchen nach dem Tode gelangen, gethan zu haben ſcheinen. Der Ort dieſes Schattenreiches iſt der ſchon

in älteren mythologiſchen Sagen vorkommende Tartaros, das Innere der Erde oder vielmehr nach antiker Anſchauung der Raum unter der flachen Erde, der unter ihr ſo tief liegt wie der Himmel hoch über ihr ſchwebt. Neun Tage würde, ſagt Heſiodos, ein eherner Ambos vom Himmel zur Erde und ebenſo lang von der Erde zum Tartaros fallen. In dieſen mit eherner Mauer umgebenen, in ewige Nacht verſunkenen Raum ſchleudert Zeus die aufrühreriſchen Titanen und läßt die Gefangenen von den Hekatoncheiren (hunderthändigen Rieſen) bewachen. In ſpäterer Zeit erſcheinen die Titanen befreit und auf glückliche Inſeln verſetzt, auf die wir zurückkommen werden, und ſtatt ihrer beherbergt die Unterwelt, meiſt Aïs oder Aïdes (Hades) genannt, von welcher ſpäter der Ort der Strafen für Verdammte wieder als Tartaros unterſchieden wird, die Seelen der geſtorbenen Menſchen. Der Hades hat ein weites Thor, das Jedem gaſtlich offen ſteht bei Tag und bei Nacht. Wer aber einmal die Schwelle überſchritten hat, kommt nimmer wieder über dieſelbe zurück, welche von dem Hunde der Unterwelt, dem dreiköpfigen Kerberos bewacht wird; er iſt freundlich gegen alle Eintretenden, aber grimmig und wütend gegen Die, welche verſuchen ſollten, zurückzukehren. Er iſt der dreigeſtaltige Mond, wie die Unterwelt die Nacht iſt.

Nur ſelten hatten nach der helleniſchen Mythe bevorzugte Heroen das Glück, aus dem Orte der Schrecken wieder an das Licht des Tages emporſteigen zu können. Herakles, der Sonnenheld, verübt eine ſeiner zwölf Monatsthaten, indem er den Kerberos an die Oberwelt bringt, d. h. die Nacht ihres Grauens beraubt, Orpheus indem er ſeine Eurydike zu holen verſucht, d. h. den Mond, der aber natürlich vor dem Anblick der Sonne erbleicht und zur Nacht zurückkehrt. Peirithoos, der ebenſo umſonſt die Königin des Hades zu entführen trachtet, und Odyſſeus, der die Todten zu befragen kommt, wie er nach Hauſe zurückkehren werde; auch er iſt die Sonne, welche untergeht und wieder auftaucht.

Der Raum der Unterwelt iſt finſter und weit ausgedehnt; er umfaßt zwar Haine mit Bäumen, aber nur düſterer Art (Weiden und Silberpappeln) und eine Wieſe (Asphodelos), aber voll Unkraut und unfruchtbar. Der Eingang zur Unterwelt und der Ort derſelben wurden übrigens bei den Hellenen verſchiedenartig gedacht. Als Eingangspforte wurde je nach lokaler Auffaſſung verſchiedene Höhlen, Schluchten oder Seen betrachtet, ſo beſonders der verpeſtete acheruſiſche See in Theſprotien, bei welchem ein Todtenorakel beſtand; andere Eingänge dieſer Art waren beim Vorgebirge Tänaron, bei Kyme (Cumae) in Unteritalien und bei Herakleia am Pontos. Von den Vorſtellungen, welche die Unterwelt in das Innere der Erde verlegten, weichen jene ab, welche dieſelbe im fernen Weſten wo die Sonne untergeht, auf einer Inſel des Okeanos ſuchten. So z. B. widerſprechen ſich in dieſer Hinſicht die

beiden großen homeriſchen Gedichte, indem die Ilias den Hades in einen Raum unter Erde und Meer verlegt, die Odyſſeia aber an ein offenes Küſtenland des Okeanos im Weſten, wo allerdings die beſchworenen Schatten aus Abgründen emporſteigen. Odyſſeus erzählt (Od. XI, 13 ff.):

„Jetzo erreicht war das Ende des tiefen Okeanosſtromes. Allda lieget das Land des kimmeriſchen Männergebietes, ganz mit Nebel umwölkt und Finſterniß; nimmer auf jen' auch ſchauet Helios her mit leuchtenden Sonnenſtrahlen. Dorthin ſteuerten wir und landeten, nahmen die Schafe dann aus dem Schiff und ſelber einher an Okeanos Strömung gingen wir bis zu dem Ort wir gelangt, den Kirke bezeichnet. Dort nun hielten die Opfer Eurylochos und Perimedes; doch das geſchliffene Schwert von der nervigen Hüfte mir reißend, eilt' ich die Gruft zu graben von einer Ell' in der Vierung. Ueber ſie goß ich ſodann Weihguß für die ſämmtlichen Todten, erſt von Honig und Milch und dann von lieblichem Weine, drauf von Waſſer zuletzt, mit weißem Mehl es beſtreuend. Viel dann fleht' und gelobt' ich den Luftgebilden der Todten: wann ich gen Ithaka käm', ein Rind, unfruchtbar und fehllos darzubringen im Haus' und die Scheiter mit Gut zu umhäufen. Als ich jetzt mit Gelübd' und Flehn die Scharen der Todten angefleht, da nahm und zerſchnitt ich den Schafen die Gurgeln über der Gruft; ſchwarz ſtrömte das Blut, und es kamen verſammelt tief aus dem Erebos Seelen der abgeſchiedenen Todten: Bräut' und Jünglinge kamen und langausduldende Greiſe, und noch kindliche Mädchen, in jungem Grame ſich härmend; viele zugleich, verwundet von ehernen Kriegeslanzen, Männer, im Streit gefallen, mit blutbeſudelter Rüſtung, welche die Gruft ſcharweis umwandelten, anderswo Andre, mit graunvollem Geſchrei, und es faßte mich bleiches Entſetzen."

In dieſem Todtenlande ließ man ein Volk wohnen, die Kimmerier, auch Kerberier genannt; es ſind dies indeſſen lediglich die Todten ſelbſt; auch bei Kyme und am Averner See ſollten einſt die Kimmerier in Höhlen unter der Erde gewohnt haben.

Als Grenze zwiſchen der Unter- und Oberwelt dienen in unklarer Weiſe auch Flüſſe, indem nicht einzuſehen iſt, wie ſie dieſe Eigenſchaft erfüllen ſollten. Der am meiſten genannte iſt die Styx; dazu kamen, weniger häufig, der Acheron, der Pyriphlegeton, der Kokytos, alle in Verbindung mit dem genannten Hauptſtrome; in ſpäterer Zeit beſitzt der Acheron dieſe Würde. Die Ufer der Höllenflüſſe verkündeten mit ihren zerklüfteten Felſen bereits das ſchauerliche Bild des Schattenreiches.

Die Bevölkerung der helleniſchen Unterwelt bilden die Götter und Richter derſelben und die Schatten der Todten. An der Spitze der Erſteren ſteht, nach dem Vorbilde des nach ſeiner Ermordung unterweltlich gewordenen ägyptiſchen Oſiris, der unterweltliche Bruder des Zeus,

Aides oder Aidoneus, auch hier eigentlich er ſelbſt in unterirdiſcher Geſtalt, d. h. die untergegangene Sonne. Aehnlich dem Sonnenhelden der nordiſchen Sage (Sigfrid) wird ſeine Unſichtbarkeit für die Oberwelt noch weiter durch den Gebrauch einer unſichtbarmachenden Kappe verſinnbildlicht, die auch von Göttern des Himmels benutzt wird; es ſind die Wolken, die den Sonnengott (oder andere Geſtirne) verhüllen. Sein Charakter iſt natürlich finſter und verſchloſſen. Sein Kult iſt ſehr ſpärlich; nur ſelten rief man den Todesgott an und opferte ihm nie. Als Herr des Innern des Erde galt er übrigens auch als Beförderer der Fruchtbarkeit und damit des Reichtums, daher ſein zweiter Name (von πλοῦτος) Pluton hieß.

Reicher als den König bedenkt die griechiſche Mythe die Königin der Unterwelt. Perſephone oder Perſephoneia, urſprünglich vielleicht eine ſelbſtſtändige Erd- und Todesgöttin, erſcheint in der ausgebildeten Sage als Tochter des Zeus (nach abweichender Sage des Meergottes Poſeidon) und der Erdgöttin Demeter, welche urſprünglich Ge Meter, Mutter Erde, heißt und die Fortſetzung der alten Gaia, der Gattin des Uranos und Urmutter aller Götter und Menſchen, ſowie der den gleichen Charakter tragenden Reia oder Kybele, Gattin des Kronos iſt. Wie im Norden die Erdgötttin, Hel (das Verborgene, Hohle, Verhehlte) zur Unterweltgöttin geworden, ſo iſt im Süden die letztere aus erſterer hervorgegangen. Demeter und Perſephone, bei den Griechen gewöhnlich vorzugsweiſe τὼ θεὼ (die zwei Göttinnen) genannt, erfreuten ſich eines ſehr alten und ausgedehnten Kultes, beſonders in ackerbauenden Gegenden, als Göttinnen der Fruchtbarkeit, ſowol in ganz Hellas als in deſſen Kolonien. Die ſich an ſie knüpfende Mythe dreht ſich um die Entführung der Perſephone durch Aidoneus. Die Tochter des Himmels und der Erde, die Pflanzenwelt, wird durch die untergegangene Sonne, d. h. durch die Zeit des Verwelkens, den Herbſt geraubt, das iſt der tiefe Sinn der Sage. Zur Zeit der Ernte war es denn auch, wo das Ereigniß der Vermählung des Blumenkindes mit dem Todesgotte gefeiert wurde; denn der Raub war urſprünglich, wo alle Weiber geraubt wurden, nichts anſtößiges. Derſelbe wurde auf zahlloſe Wieſen mit Blumenſchmuck, mit Vorliebe in der Nähe von Höhlen, Abgründen oder Gewäſſern verlegt, wohin die Geraubte in Sicherheit gebracht werden konnte. Die Fortſetzung der Mythe bildet das Umherirren der troſtloſen Mutter Demeter und ihr Suchen nach ihrem Kinde, welches an dasjenige der Iſis nach Oſiris, der ſyriſchen Aphrodite nach Adonis, der Kybele nach dem phrygiſchen Attis, der Freia nach ihrem Odhur im Norden erinnert. Endlich entdeckt ſie die Wahrheit, vergleicht ſich aber, um die Fruchtbarkeit nicht ferner wie während ihres Irrens und Suchens aufzuhalten, mit dem Entführer, der die Gattin jährlich für einige Zeit, d. h. für die Jahreszeit der Blüte und Frucht, auf die Oberwelt ziehen

läßt. Auch dieſe jährliche Rückkehr im Frühling wurde durch Feſte gefeiert.

An viele Orte nun knüpften ſich Sagen von einer Einkehr der irrenden Demeter auf ihren Forſchungsreiſen nach dem verlorenen Kinde. Sie habe, hieß es, aus Dankbarkeit für ihre Aufnahme den Menſchen die Gabe des Ackerbaues hinterlaſſen und auf denſelben bezügliche Myſterien geſtiftet. Der berühmteſte Ort, von dem dies berichtet wird, iſt Eleuſis, deſſen Name die „Ankunft" der Demeter anzeigt. Von den von ihr Eingeweihten leiteten ſich die prieſterlichen Geſchlechter von Athen und Eleuſis ab. Ihr Liebling und Pflegling, Triptolemos, dem ſie Amme war, der „Dreimal-Pflüger", wie ſein Name lautet, wurde bei Eleuſis durch eine jährliche Feier mit drei Pflugengeln als Gründer des dortigen Gottesdienſtes und Lehrer des Ackerbaues verehrt.

Unter den der Demeter zu Ehren gefeierten Feſten ſind die blos von Frauen begangenen Thesmophorien zur Erinnerung an die von der Göttin den Menſchen verliehenen Haus- und Eheſatzungen für unſern Zweck weniger wichtig, als die in ihren Bezügen auf den Tod und die Fortdauer der Seele nach demſelben reichen Eleuſinien und die mit ihnen verbundenen Myſterien. Dieſe geheimen Dienſte, die in Eleuſis und vielen anderen griechiſchen Orten gefeiert, aber gegenüber den nicht Eingeweihten ſtreng geheim gehalten wurden, hatten wahrſcheinlich eine geläuterte Jenſeitslehre zum Inhalte, die ſich ſymboliſch an den Mythos von Demeter und Perſephone knüpfte, mit welchem der Kult des Dionyſos, als myſtiſchen Sonnengottes unter dem Namen Jakchos in Verbindung gebracht wurde. Auch nahmen die Eingeweihten, die eine förmliche geheime Verbindung bildeten, zu der aber in Athen alle Glieder der beſſern Geſellſchaft gehörten, für ſich im künftigen Leben ein beſſeres Loos in Anſpruch als es nach damaligen Anſichten anderen Menſchen beſchieden war. (Näheres ſ. des Verf. Allg. Kulturgeſch. II, S. 161 ff.)

Perſephone thronte nach der helleniſchen Vorſtellung in der Unterwelt mit Aïdoneus in einem Palaſte mit Gärten und Hainen, ein furchtbares, allem Leben feindliches Paar; die in der Oberwelt liebliche Gattin des Todtenherrſchers war durch den Genuß einer unterweltlichen Granate in ſeinen Geſichts- und Gefühlskreis herniedergezogen und im Charakter auf düſtere Weiſe verwandelt worden.

Die Seelen der Verſtorbenen wurden nach griechiſcher Anſchauung durch Hermes Pſychopompos in Gruppen oder Zügen zur Unterwelt geleitet. Man dachte ſie ſich als kleine geflügelte Weſen, in der Unterwelt aber in der Geſtalt, in welcher ſie lebten, nur ſchatten- und traumhaft. Ueber den Grenzfluß der Unterwelt ſetzte ſie in ſeinem Kahn der alte finſtere Charon, der bei den Etruskern, mit einem Hammer bewaffnet, in der Schlacht Männer hinmäht und die Wache vor dem Thore der Unterwelt beſorgt. Noch die chriſtlichen Neugriechen kennen

ihn als reitenden Begleiter der Todten in das Jenseits. Dem Charon wurde ein Fährgeld bezahlt, das man den Gestorbenen in den Mund steckte; überdies bedurfte es gewisser Opfer, sowol um die Seelen in die Unterwelt zuzulassen, als um in dieser ihr Loos zu verbessern, was sich noch in den christlichen Todtenmessen und im Ablaß erhalten hat. Die Todten verlieren die Erinnerung an das frühere Leben, bekommen sie aber zeitweise wieder durch das Trinken von Thierblut, das ihnen geopfert wird. Manche setzen in der Unterwelt die Beschäftigung des frühern Lebens fort, so z. B. Orion, welcher jagt, Minos welcher richtet u. s. w.

Von Belohnungen und Strafen nach dem Tode war bei den Hellenen ursprünglich keine Rede. Vorstellungen dieser Art kamen nach und nach durch Poesie und Philosophie zur Geltung. Wie Prometheus und Atlas, deren bekannte Strafen keinen Bezug auf das Jenseits haben, so wurden auch in der Unterwelt gewissen mythischen Persönlichkeiten Abbüßungen zu theil. So erhielt nach der Sage Tityos für seine Geilheit die Strafe des Prometheus, Tantalos mußte unter einem einsturzdrohenden Felsblock bangen und nach späterer Zuthat umsonst nach Stillung von Hunger und Durst trachten, Sisyphos den Steinblock auf die Höhe wälzen, der stets wieder herunter rollte, Ixion wurde in ein sich rastlos drehendes Rad geflochten, die Danaiden konnten das durchlöcherte Wassergefäß nicht füllen, u. s. w. Von einer allgemeinen Vertheilung des Lohns und der Strafe sind nur schwache Spuren vorhanden, die sich vorerst durch die Idee eines Gerichtes der Unterwelt kundgeben. Zuerst wurden wol Aïdoneus und Persephone selbst als Richter über die Todten gedacht; später erscheinen sie blos als Herrscher und das Richteramt geht auf verdiente Menschen über, als welche der kretische König und Gesetzgeber Minos, sein Bruder Radamanthys und als Dritter Aiakos genannt werden, von Platon auch Triptolemos. So entstand nach und nach eine Unterscheidung zwischen dem Looſe der sogenannten Guten und Schlechten, wie sie fast jedes Religionssystem, freilich jedes mit gleich großem Unrechte aufstellt, indem es sowol unzählige verschiedene Ansichten über gut und schlecht als unzählige Übergänge und Mischungen beider Begriffe in den einzelnen Charakteren giebt.

Als Ort der Guten entwickelte sich bei den Hellenen nach und nach Elysion. Zuerst in der Odysseia als im Westen liegend genannt, dann unter dem Namen „Inseln der Seligen“ von Hesiodos erwähnt, galt es ursprünglich nicht als ein Aufenthalt der Todten, sondern der lebendig von der Erde Entrückten (wie bei den Hebräern Henoch und Elias), sowie der gestürzten Götter. Kronos wurde als dortiger Herrscher genannt, von Menschen besonders Radamanthys, im Widerspruche zu seinem Richteramte in der Unterwelt, dann Peleus, Kadmos, der durch

Bitten seine Mutter aus der Unterwelt befreite Achilleus u. A. In späterer Zeit erscheint Elysion als Ort der verdienstvollen Todten in der Nachbarschaft der Unterwelt und ein Scheideweg führt vom Orte des Todtengerichtes hier nach dem Elysion und dort nach dem Tartaros, wie nun der Ort der Strafen heißt. Die eleusinischen u. a. Mysterien bildeten diese Vorstellungen farbenreich aus; es kam der Quell der Lethe hinzu, aus dem man Vergessenheit trank. Die Bewohner Elysions führten ein herrliches Leben, trieben gymnastische Übungen wie zu Hause, Musik, Poesie, gelehrte Gespräche erfreuten sie, auch wurden materielle Genüsse in Aussicht gestellt und selbst ein Sokrates war überzeugt, dahin zu gelangen. Die in den Tartaros Verurtheilten dagegen litten Qualen durch Rachegeister, in welcher Eigenschaft besonders die in der Unterwelt einheimischen Erinyen, Poinen oder Keren, euphemistisch Eumeniden, mit ihren Schlangenhaaren und geschwungenen Fackeln genannt werden, die aber auch auf der Erde den Schuldbeladenen unaufhaltsam verfolgten.

Daß übrigens der Tod und was nach ihm kommt, für die Griechen zur Zeit ihrer Blüte im Allgemeinen (von einzelnen verbitterten Stimmungen abgesehen) nichts abschreckendes hatte, zeigt die schöne Vorstellung von Schlaf und Tod (Hypnos und Thanatos) als einem Brüderpaar, das nach Hesiodos mit ihrer Mutter, der Nacht, in tiefem unterirdischem Dunkel des Westens wohnt, von wo die Mutter jede Nacht den Schlaf mit sich auf die Erde bringt. Ursprünglich wurde der Tod als hart und grausam und sogar als schwarz (sein Bruder aber als weiß) geschildert; in späterer Zeit aber gleichen sie sich immer mehr und werden beide zu schönen Jünglingen. Ihnen verwandt sind die Träume (Ὄνειροι) von denen Morpheus, Ikelos und Phantasos genannt werden; sie wohnen im Westen, wo der Sonnenuntergang und das Todtenreich sind.

Ganz andere Vorstellungen bezüglich der Fortdauer der Seele als im hellenischen Volksglauben finden wir bei den Philosophen desselben Volkes, welche nicht schlechthin annahmen was zu glauben hergebracht war, sondern eine Fortdauer der Seele entweder nach Gesetzen des Denkens zu begründen suchten oder diesen Glauben überhaupt nicht theilten, was sie freilich oft hinter unbestimmten Aeußerungen zu verbergen rätlich fanden, so daß der Standpunkt vieler von ihnen schwer zu erforschen ist. Da sich überdies die Ansichten der griechischen Philosophen in manchen Punkten ziemlich ähnlich und vollständig nur in einer Geschichte der Philosophie am Platze sind, so begnügen wir uns mit Anführung der eigenartigsten Standpunkte, welche die hellenischen Weisen in der uns beschäftigenden Frage einnahmen*).

---

*) Vergl. C. Arnold, Die Unsterblichkeit der Seele nach den Ansichten des klassischen Altertums. Landshut 1870.

Der erste derselben, welcher sich über die persönliche Fortdauer in selbständiger und eingehender Weise aussprach, war ohne Zweifel Pythagoras. Nach ihm ist die menschliche Seele ein Theil der göttlichen Weltseele und besteht wieder aus zwei Theilen, einem bessern oder vernünftigen und einem schlechtern oder unvernünftigen. Der bessere Theil ist unsterblich, der schlechtere aber vergänglich, indem er nach einer Anzahl von Jahren sich vom bessern ablöst und untergeht. Daraus folgerte Pythagoras die Lehre von der Seelenwanderung, die er wahrscheinlich von den Ägyptern entlehnt hatte. Es schwebe, sagt er, stets eine Menge von Seelen in der Luft, welche von der Gottheit in gewisse Körper versetzt werden und zwar je nach Verdienst in höhere oder geringere. Pythagoras soll selbst behauptet haben, öfter durch Thier- und Menschenleiber gewandert zu sein. Die herrschenden Vorstellungen von der Unterwelt erklärte er als Hirngespinnste.

Platon beschäftigte sich viel und gerne mit der Frage der Fortdauer. Nach ihm besteht die Seele aus einem unsterblichen und dieser wieder aus einem edlern und einem unedlern Theile. Der edlere sterbliche Theil strebt im Dienste des unsterblichen nach dem Guten und Schönen und bekämpft die Sinnlichkeit; der unedlere Theil ist der Inbegriff der menschlichen Begierden und Leidenschaften. Die Ideen, nach welchen die Menschen denken und handeln, sind nach Platon von der Gottheit den Seelen eingepflanzt, sie sind wirkliche und bleibende Wesen. Platons Beweis für die persönliche Unsterblichkeit ist folgender: Weil sich die Seele selbst bewegt, ist sie eine Urkraft; eine Urkraft hat weder Anfang noch Ende, also war auch die Seele immer und wird immer sein. Nach Platons Auffassung gibt es eine große Menge von Abstufungen des persönlichen Verdienstes. Nur die Allerbesten, welche den Göttern am nächsten kommen, schauen die volle Wahrheit im andern Leben; Andere schauen sie nur von ferne; Jene aber, welche in der Tugend schwanken, fallen auf die Erde zurück und werden wieder geboren, und zwar je nach ihrem Verdienst in einem Menschenleibe bessern oder geringern Wertes je nach seinen Geistesanlagen und den diesen entsprechenden Thaten. Dies wiederholt sich nach je tausend Jahren, die Zwischenzeit zwischen einem und dem andern Leben wird nach Verdienst im Himmel oder in der Unterwelt zugebracht. Wer aber die Wahrheit gar nicht geschaut hat, wird als Thier wiedergeboren. Diese Seelenwanderungslehre, welche Platon entweder der pythagoreischen oder der ägyptischen nachbildete, hat natürlich zur Folge, daß die Seele nicht mit dem einzelnen Menschen zu sein beginnt, sondern wie nach ihm fort-, so auch unendliche Zeit ihm voranlebt, indem sie gleich den Göttern und den Gestirnen vom höchsten Gotte geschaffen ist. Platon behauptete auch, der Mensch erinnere sich an ein früheres Leben, und wenn dieses ein vollkommenes gewesen, so beruhe darauf sein Streben nach höheren und

beſſeren Zuſtänden und Thaten und überhaupt nach einem beſſern ewigen Leben. Notwendig verbunden iſt mit dieſer Lehre auch die Annahme einer Belohnung und Strafe, welche ſchon in dem Beziehen eines beſſern oder geringern Leibes liegt; ſelbſt die gangbare griechiſche Vorſtellung vom Hades und vom Todtengerichte nahm er ohne Bedenken an, obſchon ſie weder durch Offenbarung, noch ſonſtige Autoritäten gelehrt war, ſondern nur auf religiöſen Volksſagen beruhte. Übrigens nahmen die auf die perſönliche Fortdauer bezüglichen Lehren Platons, gleich den volkstümlichen Vorſtellungen, in ſeinen Werken die verſchiedenſten und ſich oft widerſprechende Geſtalten an. Darin aber ſtand ſeine Lehre hoch über der volkstümlichen Annahme, daß ſie eine Vervollkommnung, und zwar eine ſchrankenloſe, des menſchlichen Geiſtes in ſich ſchloß und deſſen Unabhängigkeit vom Körper zum Geſetz erhob.

Ganz von ihm, dem Idealiſten, wich hierin ſein realiſtiſcher Gegenfüßler Ariſtoteles ab, von welchem nicht hinlänglich feſt ſteht, ob er über die Seelenfortdauer nur unklare Vorſtellungen hatte oder ſie gar nicht annahm, welches letztere indeſſen nur die Konſequenz ſeiner Auffaſſung von den Seelen war, die nach ihm nicht ſelbſtändige Ideen wie bei Platon, ſondern lediglich Kräfte oder Eigenſchaften (Entelechien) der Körper ſind. Dafür daß er keine Fortdauer annahm, ſpricht auch ziemlich entſcheidend ſeine Äußerung: die richtige Anſicht ſei die, daß die Seele weder ohne Körper, noch ein Körper zu ſein ſcheine, ſondern etwas ſei, das zum Körper gehöre, daher ſie auch in einem für ſie paſſenden Körper ſei. Von der Seele unterſcheidet er aber den Geiſt (νοῦς), den er unſterblich nennt, der aber nach ſeiner Auffaſſung ein Ausfluß des göttlichen Geiſtes zu ſein und zu dieſem zurückzukehren ſcheint; da nun aber des Ariſtoteles Gott kein perſönlicher iſt, ſo kann er auch ſeinem individuellen Geiſte keine perſönliche Fortdauer zugeſchrieben haben. Die Seelenwanderung lehrten außer Platon, wie vor ihm Pythagoras, ſo nach ihm die Orphiker, Neupythagoreier, Neuplatoniker u. a. philoſophiſche und myſtiſche Schulen; die Stoiker lehrten gar nichts über Unſterblichkeit, indem ſie die Seelen zum Urweſen zurückkehren ließen; die Epikureier verwarfen jede Fortdauer nach dem Tode. Das Nähere gehört in die Geſchichte der Philoſophie.

Neben der religiöſen und der philoſophiſchen Jenſeitslehre gab es indeſſen bei den Hellenen auch abergläubige Meinungen hinſichtlich des Fortlebens der Seele, welche wie bei anderen Völkern in Erzählungen von Geiſtererſcheinungen und Sagen von außerordentlich langem Fortleben oder Wiedererſcheinen gewiſſer Menſchen, endlich in Todten- und Geiſterbeſchwörungen beſtanden. Dem Achilleus erſchien der Geiſt des Patroklos im Schlafe und in der bekannten Erzählung bei Cicero dem einen Freunde der in Gefahr befindliche und darauf der ermordete andere, was die Entdeckung des Verbrechens herbeiführte; dem Simonides erſchien

die Seele einer vom Meer ausgeworfenen und von ihm aus Mitleid begrabenen Leiche, die ihn warnte, mit einem Schiffe abzufahren, das dann unterging, dem Pausanias aber die von ihm geschändete und getödtete Kleonike, seinen schmachvollen Tod prophezeiend. Noch Jahrhunderte nach der Schlacht bei Marathon wollte man auf der Walstatt Geschrei der Krieger und Waffengeklirr hören.

Sonderbar ist die Geschichte des Aristeas, eines griechischen Dichters und Reisenden, sowie Apollon-Priesters. Herodot erzählt von ihm (IV. 13—15): Aristeas aus Prokonnesos (eine Insel in der Propontis, dem heutigen Marmora-Meer), des Kaystrobios Sohn, war in heiligem Wahnsinn von Apollon besessen, reiste zu den Skythen (welche damals im Norden des schwarzen Meeres wohnten), und starb in seiner Heimat in einer Walke. Als dies Gebäude sofort geschlossen und der Todesfall bekannt wurde, trat aber ein Bürger aus der benachbarten Stadt Kyzikos auf und behauptete, er habe den Aristeas so eben bei jener Stadt lebend auf der Straße angetroffen und mit ihm gesprochen. Als man dann die Walke öffnete, war wirklich Aristeas spurlos verschwunden. Sieben Jahre darauf erschien er wieder in Prokonnensos, verfaßte dort Gedichte über seine Reise zu den Skythen, welche Herodot selbst las, und verschwand darauf zum zweiten Male. Dreihundert und vierzig Jahre später wurde er jedoch zu Metapont in Unteritalien gesehen, befahl den dortigen Bürgern eine Bildsäule des Apollon mit seinem Namen zu errichten und verschwand darauf abermals. Auf die Anfrage der Metapontier bei dem Orakel zu Delphi, was sie thun sollten, riet ihnen dasselbe, dem Auftrage des Aristeas nachzukommen, was auch geschah. Herodot sah die Bildsäule umgeben von Lorbeerbäumen.

In seinem Buche vom Staate erzählt Platon von einem Pamphylier Namens Er, welcher vom Tode wieder erwacht sei und seine Erlebnisse in der Unterwelt erzählt habe.

Von dem Wüstling Thespesios aus Solos in Kilikien berichtet Plutarchos: er sei nach Empfang einer Orakel-Antwort: nach seinem Tode werde er sich bessern, vom Dache herabgestürzt, habe für todt gegolten, sei aber wieder zu sich gekommen und habe nun behauptet, im Himmel gewesen zu sein und Nachrichten über das Schicksal der abgeschiedenen Seelen mitgebracht.

Sehr gesucht waren bei den Griechen die Todtenorakel (Nekromantien, Psychomantien, Psychopompien). Wer von den Seelen der Verstorbenen etwas erfahren wollte, wurde in einen ekstatischen Zustand versetzt oder erhielt seine Aufschlüsse im Traume. Die Orte solcher Orakel galten, wie bereits gesagt, auch als Eingänge zur Unterwelt. Dem Tyrannen Periander von Korinth weigerte sich seine verstorbene Frau, ein Todtenorakel zu geben, bis sie, deren Gewänder er nicht hatte

mit ihr verbrennen laſſen, bekleidet wäre, worauf er den korinthiſchen Frauen die beſten Kleider nahm und verbrannte und darauf ſeine Antwort erhielt. Allgemein war bei den Griechen auch der Glaube an Beſeſſenheit (bei Wahnſinnigen, Betrunkenen u. ſ. w.) durch allerlei Geiſter, Dämonen, Nymphen u. ſ. w. Selbſt in den heiteren Griechen war das myſtiſche Element ſtark vertreten und durch daſſelbe war dem myſtiſchen Chriſtentum ſomit ſtark vorgearbeitet.

9. Heſperien und ſein Orkus.

Die italiſchen Völker unterſcheiden ſich gleich den nach ihnen zu erwähnenden Kelten von einer zweiten und größern Gruppe der indoeuropäiſchen Stämme, von den Germanen, Hellenen und Indern in deutlicher Weiſe dadurch, daß ihnen die lebendig ſich entwickelnde Mythe fehlt und dafür ein reicher ausgebildeter Kultus mit organiſirter prieſterlicher Hierarchie bei ihnen blühte. Es iſt dies ohne Zweifel ſemitiſchen (phönikiſchen), beziehungsweiſe ägyptiſchen Einflüſſen zuzuſchreiben, indem das Religionsweſen dieſer Länder, welche mit Italien in alter Zeit in Verbindung ſtanden, denſelben an Mythen armen aber hierarchiſchen Charakter trug. Dieſelben Einflüſſe machten ſich auch in Hellas geltend; allein die Griechen bildeten ſchon in ſehr früher Zeit ein namentlich in religiöſer Beziehung gemeinſames Kulturgebiet, während die italiſchen Völker einander fremd geworden waren und es blieben bis ſie durch Rom's Waffen unterworfen wurden. Sie waren zudem durch Völker unbekannten Stammes auch auf der eigenen Halbinſel beeinflußt, wie z. B. durch die Etrusker, deren Kultur eine viel ältere und mächtigere war als die der Italer. Daß indeſſen die Letzteren dem Charakter ihrer Gottheiten weder die düſtere Färbung der etruskiſchen, noch den Blutdurſt der phönikiſchen, noch die ſteife Farbloſigkeit der ägyptiſchen gaben, iſt ihrer ſie mit den Griechen verbindenden Abſtammung zu verdanken; ſie neigten ſich in dieſer Beziehung ganz dem friſchen Naturleben zu, das in den helleniſchen Göttern pulſirte. Auch wirkte die helleniſche Religion ſchon in ſo früher Zeit auf die italiſche ein, daß ſie dieſelbe nicht nur verhinderte, vom ariſchen Weſen völlig abzufallen, ſondern ſie auch ſo durch und durch helleniſirte, daß in ſpäterer Zeit der Unterſchied zwiſchen beiden Götterſyſtemen für den nicht tiefer dringenden Forſcher beinahe ganz verſchwand. Erſt die neueſte Wiſſenſchaft

hat das jeder von beiden Nationen Eigentümliche wieder deutlich auszuscheiden verstanden.

Es rechtfertigt sich durch geschichtliche Rücksichten, wenn wir der Betrachtung des Jenseitsglaubens der eigentlich italischen Völker diejenige dieses Glaubens bei den Etruskern vorausgehen lassen, welche manches religiöse Element von den Griechen angenommen und manches wieder den Italern mitgetheilt haben. Die Etrusker sind, sowol in ihrer äußern Erscheinung als in allen Momenten ihrer Kultur mit den Griechen, Italern und Kelten nahe verwandt und können nur deshalb nicht mit Sicherheit zur indoeuropäischen Familie gezählt werden, weil ihre Sprache noch zu wenig bekannt ist. Kein europäisches Volk aber zeigt in seinen Anschauungen eine so nahe Verwandtschaft mit den Ägyptern wie die Etrusker; namentlich ist es der Kultus der Todten, welcher bei Diesen womöglich eine noch größere Ausdehnung hatte als bei Jenen. Ob dazu das ungesunde Klima der Küstengegenden Etruriens (der von tödtlichen Miasmen erfüllten sumpfigen Maremmen) beitrug, wer weiß es? Es gab eine Menge Todesgenien, deren furchtbare Bilder an den Mauern der Nekropolen, auf den Sarkophagen u. s. w. uns entgegenstarren. Sie sind dargestellt, wie sie die armen Menschenseelen mit Waffen verfolgen, peinigen und trotz alles Flehens entführen. Seltener sieht man gute Geister die Seelen freundlich einladen, auch gute und böse sich um dieselben streiten. Der Todtenfährmann Charun erscheint unter ihnen. Die Todtenstädte der Etrusker übertrafen die Städte der Lebenden an Ausdehnung und die meiste Pracht wurde auf sie verwendet. Die obersten Götter dieses Volkes, Äsar (ob mit den Äsir oder Asen verwandt?), die „Verhüllten" durften nicht mit Namen genannt werden. Nach ihnen kamen die auch den Griechen, Römern und Germanen bekannten Zwölf, an ihrer Spitze Tinea oder Tina (Zeus, der auch Zan, Zën heißt), dann die Gottheiten der Unterwelt unter König Mantus und Königin Mania, denen Kinderopfer gebracht wurden, und endlich die vergötterten Menschenseelen, wahrscheinlich die der Vornehmen und Priester. Die Vorstellung von der Unterwelt war wahrscheinlich wesentlich dieselbe wie bei den Griechen und Römern.

Auf die Religion der Letzteren, bei welchen sich in Folge ihrer Eroberungen mit der Zeit die Götter- und Geisterwelt der sämmtlichen italischen Völker konzentrirte, hat die düstere Weltanschauung der Etrusker offenbar eingewirkt, wenigstens theilweise; fast ganz etruskrisch ist das Seher- und Wahrsagerwesen der Römer. Die römische Religion ist viel ernster als die griechische und der letztern Heiterkeit ist, soweit sie nach Italien Eingang fand, oft zur Ausgelassenheit und Frivolität umgeschlagen, da dem Römer das Unbefangene des Griechen und namentlich auch dessen Kunstsinn, seine Begeisterung und Empfänglichkeit für das Schöne mangelte.

Der Römer hat, wie überhaupt keine wahre Mythe, ſo auch keine Welt- und Menſchenſchöpfungsſage. Es iſt alles ſchon da, weſſen er bedarf, er fragt nicht, woher es kam; indeſſen wurde mit der Zeit die ganze Sagenwelt der Hellenen mit herübergenommen. Die von den Römern verehrten Gottheiten waren entweder eigentliche Götter, Dämonen, Heroen oder Halbgottheiten. Die Götter waren wieder entweder rein italiſche, wie Janus, der Gott des Urſprungs der Dinge und des Himmels, mit dem doppelten Angeſichte, Mater Matuta, Quirinus (eine Form des Mars), Faunus, Orcus und Dis Pater u. A. oder aus italiſchen und griechiſchen Göttergeſtalten gemiſchte, wie Jupiter = Zeus, Juno = Hera, Minerva = Athene, Diana (weibliche Form von Janus) = Artemis, Mars = Ares, Venus = Aphrodite, Ceres = Demeter, Saturnus = Kronos, Neptunus = Poſeidon, Volcanus = Hephäſtos, Veſta = Heſtia u. A., oder rein griechiſche, in Italien erſt mit der Zeit eingeführte, wie Apollo, Bakchos als Liber, Hermes als Mercurius u. A., ferner ſpätrömiſche ethiſche Abſtraktionen, wie Victoria, Bellona, Virtus, Concordia, Pax, Libertas, Roma u. A. und endlich Gottheiten außereuropäiſcher Länder, wie Iſis, Kybele, Elagabal, Mitra u. A., ſowie die vergötterten Kaiſer. Von den übrigen Gottweſen können uns hier nur diejenigen intereſſiren, welche einen Bezug auf das Jenſeits hatten.

Bei den Römern, beziehungsweiſe Italern, finden wir zwei Götter des Todes und der Unterwelt: Orcus und Dis Pater. Jener iſt der volkstümlichere, von der Dichtung gefeierte und ſein Charakter iſt nicht etwa blos düſter, ſondern auch freundlich und ſteht mit dem Kult des Ackerbaues und der Fruchtbarkeit, namentlich dem der Ceres (Demeter) in Verbindung; er wird auch vorgeſtellt als Schnitter, der ſeine Ernte in ſeine Schatzkammer, das Todtenreich, einheimſt, oder als allgemeiner Beruhiger, der die Menſchen durch Einführung in das Land der „Schweigenden“ von ihren Leiden befreit, aber auch als unheimlicher Dämon, wie der chriſtliche „Tod“, der die Streiter hinmäht, aus den Wohnungen ſeine Beute holt, Leichenzüge anführt oder geleitet u. ſ. w. „Orco“ iſt immer noch ein Todtengeiſt der Südtiroler. Dis Pater dagegen, wie ſein Name zeigt, eine unterirdiſche Geſtalt des Jupiter, aber auch als „Divis Pater“ (Überſetzung von Pluton, auch geradezu Pluto genannt) erklärt, hält ſich mehr im Hintergrund als Herrſcher der Unterwelt mit ſeiner Gattin Proſerpina (Perſephone). Die Opfer des Orcus und Unterthanen des Dis Pater ſind die Verſtorbenen, Manes genannt, auch göttlich verehrt als Dii oder Divi Manes. Die Italer übten wol außer den Chineſen und Polyneſiern die ausgedehnteſte Manen- oder Ahnenverehrung. Als Mutter der Manen heißt die Erde auch Mania wie die etruskiſche Todesgöttin. Von dieſem Volke her ſoll auch der Gebrauch zu den Römern gekommen ſein, bei

Gründung von Städten eine halbkugelförmige Grube (mundus genannt, als Gegenbild des Himmels) zu graben, deren unterſter Theil den Manen, dem Orcus und der Erdgöttin Tellus oder Ceres heilig war; man warf die Erſtlinge von Feldfrüchten, ſowie jeder Anweſende eine Handvoll Erde in die Grube und ſchloß ſie dann mit einem Stein, lapis manalis, welcher als die Pforte der Unterwelt galt. Damit erkaufte man ſich die Gunſt der Unterwelt; darauf zog man die Grenzen der Stadt um dieſen Mittelpunkt derſelben, und zwar mit einer ehernen Pflugſchar, an die ein weißer Stier und eine weiße Kuh geſpannt waren. An die Stelle der Furche kam ſpäter die Mauer, die daher heilig war; wo die Thore hinkamen, wurde der Pflug in die Höhe gehoben, daher waren die Thore nicht heilig. Um nun auf Mania zurückzukommen, ſo hieß ſie auch die Großmutter der Laren, d. h. der guten Geiſter und der Larven oder Manien, d. h. der böſen Geſpenſter, welche Nachts raſtlos umher ſchweifen. Andere Todesgöttinnen ſind die Furinae oder Furrinae. Laverna war die Schutzgöttin der Diebe (fures, wie furinae von fur und fus). Lara oder Larunda, auch Dea Muta oder Tacita, die von den Sabinern zu den Römern gekommen ſein ſoll, war urſprünglich eine Quellnymphe Lala, wurde die Gattin Merkurs und durch ihn die Mutter der Laren.

Die Unterwelt der Römer unterſchied ſich von der griechiſchen, wenigſtens bei den Dichtern, durch eine ins Einzelne gehende Ausſchmückung, ſonſt aber nicht weſentlich. Die ausführlichſte Schilderung, welche für die ganze übrige Zeit des Heidentums maßgebend blieb, ja darüber hinaus noch Geltung hatte, wenn von den Gottheiten abgeſehen wird und das Vorbild von Dante's Hölle wurde, findet ſich in der Aeneis des Vergilius (VI. 156 ff.). Aeneas wird von der Sibylle von Cumae durch die Höhle des Sees Avernus in die Unterwelt geführt, wo an der Schwelle des Orcus Trauer und Sorge, Krankheiten und Alter, Furcht und Hunger, Armut und Mühe, Schlaf und Tod, Krieg, Zwietracht und die Furien hauſen. Dort wohnen auch die Ungeheuer der Mythe, die Kentauren, Gorgonen, Harpyen, die Chimaera, Geryon u. ſ. w. Der ſchreckliche Charon, bedrängt von ankommenden Schatten, von denen er aber nur die regelrecht Beſtatteten aufnehmen kann, führt die Beſucher über den Acheron; ſie treffen den Kerberos und kommen dann zu den einzelnen Klaſſen der Schatten, zu den Kinderſeelen, den ungerecht Verurtheilten, den Selbſtmördern, den aus unglücklicher Liebe Geſtorbenen, denen noch der Pfeil im Herzen ſteckt, den gefallenen Kriegern und dann an den Scheideweg nach dem Elyſium und dem Tartarus. Dort, wo Pluto und Proſerpina walten, wohnen die Seligen, hier, im unabſehbaren Abgrunde, von dreifacher Mauer umgeben, vom kochenden Phlegeton umſtrömt, ertönt Geheul und Kettengeraſſel und klatſchende Geißeln, indem dort Radamanthys die

Seelen foltert, bis sie ihre Sünden gestehen. Die Schuldigen werden von den Furien durch die von der Hydra bewachte Doppelpforte des eigentlichen Tartarus getrieben, der sich noch zweimal so tief hinabsenkt, als der Himmel über dem Olymp sich wölbt. Dort sind zu unterst die gestürzten Titanen und die ruchlosen Alciden (Otos und Ephialtes) gefesselt, Salmoneus, der Blitz und Donner nachzuahmen sich erfrecht, Tityos, dem der Geier die Leber zerhackt, die bekannten Dulder Ixion und Tantalos u. A., die Geizigen, Ehebrecher, Verräter u. s. w. Dann gelangt Aeneas mit seiner Führerin durch den Hain der Proserpina und durch die Burg der Unterwelt, wo der Wanderer sich mit Wasser besprengt und reinigt, zu den Gefilden der Seligen. Es empfangen ihn grünende Auen und ein herrlicher Hain unter reinem Aether, mit eigener Sonne und eigenen Sternen. Die Seligen vergnügen sich an gymnastischen Spielen, Tanz, Gesang und Leierklang. Es sind die für das Vaterland Gestorbenen, die reinen Priester und Sänger, Erfinder und Wolthäter der Menschen. Dort sieht der Besucher auch einen ungeheuern Schwarm von Seelen, denen das Schicksal andere Leiber bestimmt, die aus dem Quell der Lethe Vergessenheit trinken und dann auf die Erde zurückkehren. Der dort weilende Vater Anchises entwickelt dem verwunderten Sohne die Emanationslehre, nach welcher alle Seelen aus dem Weltgeist entspringen und von Leben zu Leben wandern, bis sie von allen Mängeln befreit sind. Auch die Präexistenztheorie kommt zur Geltung, indem Aeneas alle seine angeblichen Nachkommen bis auf Cäsar und Augustus erblickt. Die zwei Pforten des Schlafes führen endlich auf die Oberwelt zurück, eine hornene, durch welche die wahren Erscheinungen, und eine elfenbeinerne, durch welche die Falsches vorspiegelnden Träume von den Manen auf die Erde gesandt werden. Spätere römische Dichter wie Lucanus und Statius scheinen einen obersten Fürsten der Unterwelt orientalischen Teufelsgestalten nachgebildet zu haben.

Der ernste Charakter der Römer ließ sie im gewöhnlichen Leben weit mehr an die Unterwelt denken und auf sie Rücksicht nehmen, als die heitern Griechen. So gab es namentlich einen Brauch, die sogenannte Devotion, welcher ganz den unterirdischen Mächten gewidmet war. Sie fand statt, wenn für das Land, die Stadt oder das Heer ein großes Unglück zu befürchten stand oder wenn sich ein Bürger aus Großmut für das Vaterland zu opfern beschloß. Die Sage kennt letztern Fall von M. Curtius, der sich in einen Abgrund gestürzt haben soll, welcher sich auf dem Forum bildete und sich über ihm schloß, und die Geschichte von den beiden Decius Mus, Vater und Sohn. In solchem Falle widmete sich der Betreffende verhüllten Hauptes und auf einem Speer stehend, allen Göttern, namentlich aber den „guten Geistern und der Erde“ (diis Manibus Tellurique) und sprengte dann gerüstet

unter die Feinde. Kam er dabei nicht um, ſo mußte ein überlebensgroßes Bild von ihm in die Erde vergraben und darüber ein blutiges Sühnopfer gebracht werden.

Es gab aber im Gegentheil auch Fälle, wo die unterirdiſchen Götter als wolthätig, heilend oder verjüngend betrachtet wurden. In Rom war ein Ort Terentum oder Tarentum, wo einſt ein Feuer oder feuriger Dampf aus der Erde geſtiegen ſein ſoll und daher den Unterweltsgöttern ein Altar errichtet wurde, bei dem eine furchtbare Männergeſtalt in ſchwarzen Fellen erſchienen ſei und Opfer für die Unterwelt gefordert habe. Man brachte Kranke zur Heilung an die warme Quelle und feierte dort Spiele zu Ehren der Unterirdiſchen, welche erſt Tarentini und dann, weil man ſie alle Jahrhunderte wiederholte, „seculares“ hießen und dieſen Namen auch behielten, obſchon ſie unter den Kaiſern weit öfter veranſtaltet wurden. Spiele wurden auch zu Ehren vornehmer Verſtorbener gegeben, da man glaubte, daß an Gräbern Menſchenblut vergoſſen werden müſſe. Die Zeit, in welcher die Familien ihre Todten feierten (im Februar, dii parentales) endeten mit dem Tage der Feralia, welchen Todtenopfer am Grabe und ein Todtenſchmaus in der Familie bezeichneten. Dabei brachte man den Diis Manibus Speiſe und andere Gaben dar, um ſie zu beſänftigen, und betete für ſie. Wurden ſie (zur Kriegszeit) vergeſſen, ſagt die Legende, ſo kamen ſie in Schaaren aus den Gräbern und klagten auf den Straßen, es entſtand zugleich ein großes Sterben und dauerte bis man ihnen ihre Ehren darbrachte.

Mit den Manen fielen die Laren größtentheils zuſammen; auch ſie waren die Geiſter der Vorfahren; aber den Namen führten auch Schutzgeiſter der Fluren und Wege, ſowie der Häuſer und Familien. Servius Tullius ſollte der Sohn eines lar familiaris der Tarquinier ſein, der für den Gott des Feuers (oder der Herdflamme) Vulcanus gehalten wurde. Auf dem Lande wurden ſie in Hainen verehrt und ihre Bilder mit Blumen geſchmückt. Im Atrium der Häuſer wurden die Bilder der Laren und der Penaten (der Hausgeiſter, die der Veſta untergeordnet und keine Ahnen ſind, ähnlich den deutſchen Kobolden) aufgeſtellt und als an allen Familienereigniſſen freundlich theilnehmend vorgeſtellt. Man beſorgte, reinigte, ſpeiſte, verehrte ſie gewiſſenhaft. Auch an Wegen und Straßen, beſonders Kreuzwegen, ſtanden Larenbilder (Lares compitales, viales) in Kapellen als Schutzgötter der geſammten Nachbarſchaft. Man opferte ihnen Mohn, Knoblauch, Knäuel von Wolle und Puppen von gleichem Stoffe (maniae), die wahrſcheinlich an die Stelle früherer Kinderopfer getreten ſind. Ihnen zu Ehren wurden an den Straßenecken heitere Feſte und Spiele gefeiert, die Compitalia, auf dem Lande und in der Stadt je mit dem den Ort bezeichnenden Charakter. In ſpäterer Zeit, wo die alte

Einfachheit geschwunden war, hörten die Laren, wenigstens bei den Vornehmen, auf, gewissermaßen Familienglieder zu sein und es wurden für sie besondere Lararien, Larenschränke und Betkapellen errichtet. Bei den Kaisern wurden sie zu kleinen Tempeln, Ahnensälen, wo auch Bilder großer Männer (Helden, Dichter, Weise) aufgestellt wurden, was namentlich von Alexander Severus berichtet wird.

Von den Laren zweigten sich mit der Zeit die Larven als unheimliche Geister, als Gespenster und Dämonen ab, welche in der Gegend ihres vormaligen Lebens umgingen und spukten, namentlich zur Strafe für Vergehen. Fast gleichbedeutend mit ihnen waren die Lemuren, denen zur Sühne Todtenfeste (Lemurien) gefeiert wurden. Man warf um Mitternacht, ohne sich umzusehen, durch das Haus schreitend, schwarze Bohnen hinter sich und glaubte, daß die Geister selbe auflesen und sich damit entfernen.

Den Laren und Penaten entfernt verwandt waren die Schutzgeister der Lebenden, die Genien, bei den Frauen Junonen, als deren Bilder Schlangen galten, die man in Roms Häusern so häufig hielt und aufzog, daß sie ohne die öfteren Feuersbrünste der Bevölkerung höchst lästig geworden wären. Der Genius begleitete nach dem Volksglauben den Menschen durch das ganze Leben und wurde bei drohender Lebensgefahr seines Schützlings in hohem Grade geängstigt. Aber nicht nur die Einzelnen, sondern auch die Familien, Städte, Völker hatten ihre Genien, so das römische Volk den Genius publicus oder populi romani. Diesem entsprach die Fortuna publica oder populi romani, die angesehenste der Fortunen, höherer weiblicher Schutzgottheiten, die mehr einen öffentlichen Charakter statt des häuslichen der Genien und Junonen tragen. Eine Schutzgöttin der Wochenstube war Carna oder Cardea, welche die Kinder gegen die grauenhaften Strigen (die Vampyre der Römer) schützte, die in Vogelgestalt Nachts kamen, ihnen das Blut auszusaugen.

Damit auch die Römer ihren nicht eines menschlichen Todes sterbenden Heros haben, wurde in später Zeit gefabelt, Romulus, der sagenhafte Gründer der Stadt, sei während eines Gewitters von den Göttern in den Himmel aufgenommen worden. In den Zeiten des Verfalls der altrömischen Gesinnung, als der Besitz entfernter Provinzen die Römer verschwenderisch und sittenlos machte und der Zusammenfluß von Unterthanen aller möglichen Nationalitäten die echt römischen Volkseigentümlichkeiten fälschte und zersetzte, zugleich aber auch die griechische Philosophie den kritischen Geist der Römer nährte und ihre Vernunft zur Verwerfung unbewiesener Behauptungen veranlaßte, ging natürlich der römische Glaube an jenseitige Dinge sammt seinen griechischen Ausschmückungen verloren. Merkwürdig ist indessen, daß ein frivoler und schlüpfriger Dichter wie Ovidius, den alten Glauben aufrecht zu halten suchte,

während ernstere Geister denselben untergruben und seinen Inhalt leugneten. Ovid sagte z. B. in vierfacher Abstufung des menschlichen Daseins:

Terra tegit carnem; tumulum circumvolat umbra;
Orcus habet Manes; spiritus astra petit.

Erdreich decket den Leib; das Grab umschwebet der Schatten;
Orcus die Manen birgt; himmelan strebet der Geist.

Ein Cäsar, beide Plinius (der ältere und der jüngere), Sallustius, Lucanus, Persius leugneten die persönliche Fortdauer mehr oder weniger entschieden; Cicero und Seneca vertheidigten die Unsterblichkeit, doch nur in philosophischem Geiste, indem sie die Seele als unentstanden und unvergänglich erklärten, und nicht in Anlehnung an den Volksglauben. Der entschiedenste Gegner alles spiritualistischen Wesens war aber der begeisterte Naturphilosoph und Epikureier Lucretius Carus, dessen Lehrgedicht „de rerum natura“ ein Hymnos der Naturvergötterung ist. Seine Grabschrift sagte: Vixi et ultra vitam nil credidi. Quo vadam nescio. Invitus morior. Valete posteri! (Ich lebte und glaubte an kein jenseitiges Leben. Wohin ich komme, weiß ich nicht. Ungern sterbe ich. Lebt wohl, Nachkommen!) Marcus Aurelius, der Philosoph auf dem Throne der Cäsaren, glaubte, die Menschenseelen würden nach dem Tode in die Luft geführt, dort nach einiger Zeit, um den Nachfolgenden Platz zu machen, verwandelt, entflammt und in die „allgemeine Vernunft“ versetzt.

Gleich den Griechen (oben S. 97 f.) glaubten auch die Römer entschieden und allgemein an Geistererscheinungen und an Träume, in welchen Ereignisse vorhergesehen oder unbekannte solche geoffenbart werden. Dem Gaius Gracchus erschien im Traume der Schatten seines Brudes Tiberius und verkündete ihm, daß er denselben tragischen Tod auf dem Kapitol erleiden werde wie dieser. Attiarius Rufus, ein römischer Ritter, soll bei öffentlichen Spielen von einem Gladiator aus Versehen getödtet worden sein, von dem es ihm in der Nacht vorher träumte, er werde ihn tödten. Cicero erzählte, während seiner Verbannung im Traume den Geist des Marius gesehen zu haben, der ihm auf ein freudiges Ereigniß in dem von ihm erbauten Jupiter-Tempel Hoffnung gemacht; in demselben Tempel habe der Senat Cicero's Rückberufung aus dem Exil beschlossen. Bekannter ist der Traum der Calpurnia, Cäsars Gattin, der ihr seine Ermordung voraus verkündet haben soll, daher sie ihn (umsonst) vor dem Besuche des Senates warnte. Kaiser Theodosius soll von seiner Erhebung auf den Thron (379) voraus geträumt haben. Merkwürdig ist indessen, daß die Geistererscheinungen der Griechen und Römer, soweit wir uns wenigstens erinnern, stets nur im Traume, nicht im Wachen stattgefunden haben sollen. Beide Völker dachten zu

klar, um ſich der Einbildungskraft in dem Maße gefangen zu geben, daß ſie geglaubt hätten zu ſehen, was nicht außerhalb der ſchauenden Perſon vorhanden, ſondern bloße Vorſpiegelung krankhaft erregter Sinnesthätigkeit iſt. Träume aber geſtatten die größten Extravaganzen und ſind in der Folge leicht vor ſtatt hinter die betreffenden Ereigniſſe oder von einer Perſon auf eine andere zu verlegen.

10. Die weſt- und oſteuropäiſchen Heiden und ihr Jenſeits.

Während die Hellenen im Reiche der Schönheit und Weisheit und nach ihnen die Römer im Reiche der Macht das Weltſcepter der Kultur ſchwangen, wuchſen in ihrem Norden, theils in nebelhaften hyperboreiſchen Gegenden, theils in ſolchen, welche Roms Söhne näher kennen lernten und ſelbſt unter ihre Waffen beugten oder deren Widerſtandskraft ſie kennen lernten, Völker heran, welche nach dem Verblühen der antiken Bildung und dem Zerfalle der römiſchen Macht deren Erbſchaft antraten und den Weltgang der Kultur in gemeinſamem Wirken weiter führten. Den meiſten Antheil an dieſem Werke nahmen die Germanen, unſere Vorfahren, die wir hinſichtlich ihrer Vorſtellungen vom Jenſeits beſonders betrachten werden und denen wir zuerſt die übrigen nördlich von Pyrenäen, Alpen und Hämos wohnenden, von ihnen überflügelten und nachher geleiteten Völker vorangehen laſſen.

Die zuerſt nach dem Weſten Europa's vorgedrungenen Menſchen ariſchen Stammes, die Kelten, fanden die Griechen und Römer über Oberitalien, Gallien und die britiſchen Inſeln nicht nur, ſondern auch über Theile Spaniens, ſowie der Rhein- und Donauländer verbreitet und ſelbſt nach Kleinaſien (Galatien) vorgedrungen.

Hauptheil des Gebietes der Kelten und ihrer Kultur, d. h. das Gebiet, in welchem ſie am gedrängteſten und die längſte Zeit angeſiedelt waren und, freilich mit veränderter Sprache, noch ſind, iſt Gallien, das von ihnen den Namen hat. Dort namentlich, und wol früher und in ausgedehnterm Maße als in Britannien, blühte die Lehre der Druiden, in welcher das ganze geiſtige Leben der Kelten ſich konzentrirte. Daſſelbe charakteriſirt ſich demnach als ein, wie in den uramerikaniſchen und aſiatiſchen Kulturſtaaten und wie in Aegypten, unter prieſterlicher Vormundſchaft ſtehendes, an ſich daher unfreies, unſelbſtſtändiges und ſomit ſcharf von dem der Griechen und Germanen ſich

abhebendes. Die keltiſche Kultur erſcheint als kindlich und unreif; die Kelten mögen zwar in vorgeſchichtlichen Zeiten europäiſche Urbewohner unbekannter Raſſe überwunden haben; einem geſchichtlichen Volke konnten ſie nicht Stand halten, weder den Römern noch den Germanen. Ihre Erfolge in älteren Zeiten, in Italien, Griechenland und Kleinaſien, waren nur Raubzüge. Sie bildeten auch niemals ein politiſches Ganzes; Zerſplitterung war der Charakter ihrer Einrichtungen, und es iſt kein Grund vorhanden anzunehmen, daß ſie, auch ohne von Cäſar (58—50 vor Chr.) unterjocht zu werden, eine große Rolle geſpielt hätten, da ihre Geſchichte zu einer ſolchen keine Anlage nachweiſt. Nicht nur aber verrieten die Kelten keine Widerſtandskraft gegen fremde Eindringlinge und Eroberer, wenn ſie auch ſich gegen Letztere (wie unter Vercingetorix) noch ſo tapfer wehrten, ſie verſtanden es auch nicht, höhere Kultur in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten. Es beſtanden in Gallien griechiſche und römiſche Kolonien, von denen die Kelten nichts lernten als etwa Sittenverderbniß; ſoweit aber dieſelben Bildung verbreiteten, ging auch die keltiſche Kultur unter.

Die Druiden der Kelten bildeten keine Kaſte, indem ſie ſich aus allen Volksklaſſen rekrutirten, aber einen feſtgeſchloſſenen und ſehr bevorrechteten Stand von großer Macht und unbeſtrittenem Einfluß. Sie waren nicht nur die einzigen Vermittler zwiſchen Gottheit und Volk, ſondern auch die Inhaber aller Wiſſenſchaft und Kunſt, und endlich das einzige Element, das die Nation zuſammenhielt, die im Übrigen ſtets in Parteien zerriſſen war. Die einzelnen Volksſtämme bildeten unabhängige Staaten und verbanden ſich gegen einander zu wechſelnden Bünden, ja ſie nahmen auch keinen Anſtand, Fremde, Römer oder Germanen, gegen ihre Landsleute zu Hilfe zu rufen. Die Schilderungen franzöſiſcher Schriftſteller von der Herrlichkeit der alten keltiſchen „Republik“ ſind natürlich nur Phantaſiegebilde, die jeder ſeinen Cäſar kennende Gymnaſiaſt widerlegen kann.

Für die Behauptung der Unabhängigkeit ihrer Nation kamen bei den Kelten faſt nur die Vornehmen und Reichen („Ritter“), der zweite bevorrechtete Stand, in Betracht; ſie bildeten die Reiterei, welche die Hauptmacht der keltiſchen Heere ausmachte; das bevormundete Volk war ſtumpf und ſeine Fußtruppen richteten wenig aus. Die Prieſter und Ritter allein gaben ihre Stimmen in gemeinſamen Angelegenheiten ab und das Volk, als gehorchende Heerde, hatte kein großes Intereſſe daran, ob es die Herren wechſelte oder nicht.

Über die Lehre der Druiden iſt wenig bekannt. Namentlich liegt das keltiſche Götterſyſtem ganz im Dunkeln und man weiß davon nichts als einige Namen und deren Zuſammenſtellung mit griechiſch-römiſchen und germaniſchen Göttern. Teutates ſoll dem Odin-Wotan entſprochen haben; wenn aber die Ähnlichkeit nicht größer iſt als die eben-

falls behauptete zwiſchen dieſem und dem Hermes-Merkur, ſo will die Zuſammenſtellung nicht viel heißen. Den Taran, deſſen Name an den nordiſchen Thor (Donar) erinnert, vergleicht man wol mit mehr Recht dem Zeus-Jupiter, den Heſus dem Zio-Tyr wie dem Ares-Mars. Der höchſte Gott war urſprünglich wol Belen (deſſen Name vielleicht mehr als zufällig an den chaldäiſchen Bel und phönikiſchen Baal erinnert, unzweifelhaft an den nordiſchen Baldr); er wird mit Apollon (Helios) zuſammengeſtellt; der Sonnengott war wol bei allen Völkern, die überhaupt einen ſolchen ehrten, einſt der höchſte Gott, weil er die herrlichſte Naturerſcheinung vertritt. Es ſoll auch an weiblichen Gottheiten nicht gemangelt haben. Als Stammvater der Gallier nannten dieſe nach römiſcher Angabe den Dis Pater, dieſes Gemeingut der Indo-Europäer, den Himmelsgott (Dyauspitar, Zeus pater, Jupiter). Eine Spekulation der Druiden ſcheint die Aufſtellung einer männlichen, zeugenden Naturkraft, „Hu“, und einer weiblichen, empfangenden, Ceridwen, geweſen zu ſein. Menſchenopfer in großer Anzahl machen die Druidenkirche zu einer der blutigſten. Auch alles, was einem Todten theuer war, wurde in die Flammen ſeines Scheiterhaufens geworfen, ſelbſt Sklaven und Schutzbefohlene; wahrſcheinlich opferten ſich auch Familienglieder freiwillig in dieſer Weiſe. Neben der Leichenverbrennung war indeſſen bei den Kelten auch die Beerdigung Sitte, in ſpäterer Zeit wahrſcheinlich allein. Die merkwürdigen Steindenkmale der Cromlechs und Menhirs ſind jedoch wol vorkeltiſch.

Die Fortdauer nach dem Tode ſcheint ein Hauptgegenſtand der druidiſchen Lehren geweſen zu ſein, jedoch vorwiegend in der Form der Seelenwanderung. Man gab den Todten zur Ausführung derſelben Schuhe mit und ſtellte ihnen noch Schuldverſchreibungen oder Anweiſungen auf das Jenſeits aus. Die Wolken hielt man gewiſſermaßen für Fahrzeuge der Seelen, nach anderer Anſicht für die Seelen ſelbſt, und glaubte auf der Erde die Stimmen der letzteren zu vernehmen, namentlich diejenigen der gefallenen Helden zur Aufmunterung für die in den Krieg ziehenden Männer. An weiterem Emporſteigen werden, meinte man, die Seelen durch eine Wand von Saphir (das ſogenannte Himmelsgewölbe) verhindert. Sie verbreiten ſich daher auch über den Mond, wo ſie über Eisflächen wandern und alles vergeſſen, was ſie auf Erden erlebt haben. Gedrängte Schaaren wandernder Seelen ſollten die Sonnen- und Mondfinſterniſſe verurſachen, nämlich wenn jene auf die Erde zurückkehren, wo ſie durch die Sonnenſtrahlen wieder belebt werden und einen neuen Kreislauf in neuen Körpern beginnen. So geht die Wanderung fort, bis die Seelen von allen Mängeln geläutert ſind und endlich auf die Sonne kommen, wo ſie in Ewigkeit nur Licht und Seligkeit genießen. Auch eine Wanderung durch Thierkörper und andere Gegenſtände wurde gelehrt; der britiſche Barde Talieſin im 6. Jahr-

hundert behauptete, als Axt, Korn, Lachs, Huhn, Hirsch u. s. w. gelebt zu haben. Derselbe vermischte keltische und christliche Lehren vielfach, was auch in Gallien geschah.

Nach einer volkstümlichen Ansicht der Iren konnte der Tod auf eine von zwei Inseln in einem See von Munster, die „Insel des Lebens" genannt, nicht dringen, daher die unsterblichen Bewohner derselben sich nach einer andern Insel desselben Sees, der „Insel des Todes", sehnten und nach ihr hinüberschifften, um Ruhe zu finden. Der Westen Britanniens galt in diesem Lande und ganz Britannien („Engelland"), galt auf dem europäischen Festlande im Mittelalter als das Land der Todten oder Geister, in welches diese auf Geisterschiffen hinüberfuhren und man verlegte auch die Heimat mancher Dämonen, wie B. Druden, nach den britischen Inseln.

Es scheint, daß die Druiden, ähnlich den ägyptischen Priestern, eine Geheimlehre hatten, d. h. eine Lehre, die dem Volke nach seiner Bildungsstufe unverständlich war; sie ist es wol, aus welcher wir bereits die Ansicht einer männlichen und weiblichen Urkraft entlehnten. Bezüglich der Fortdauer nach dem Tode nahmen sie, wie berichtet wird, einen dreifachen Kreislauf des Lebens an, nämlich den des Unendlichen oder Göttlichen, der den Geschaffenen verschlossen ist, den der Wanderung oder Wandelung, in welchem alle geschaffenen Wesen von niederen zu höheren Stufen und Daseinsformen aufsteigen, und den der Glückseligkeit, nach welcher zwar alles strebt, und die auch allen Menschen am Ende beschieden ist, aber nur wenn sie, nach manchem Mißlingen und Zurücksinken auf niedere Stufen, selbst auf die des Thierkörpers, sich stets wieder emporarbeiten und ihre Mängel ablegen. Jedenfalls verrät die druidische Seelenlehre die auffallendste Aehnlichkeit mit der indischen und ägyptischen, obschon der Zusammenhang zwischen diesen entfernten Zweigen der menschlichen Kultur nicht leicht zu erklären ist. In Indien entwickelte sich die Lehre von der Seelenwanderung erst nach der Spaltung des arischen Urvolkes, da sie den Vedas unbekannt ist, die in der ersten Zeit nach dieser Spaltung entstanden, ebenso unbekannt aber auch den zwischen Indien und Gallien lebenden arischen Volksstämmen der Perser, Griechen und Italer. Sie ist eine dem Fetischdienste entstammende Eigentümlichkeit der Völker niederer Rassen und Kulturstufen, wie wir in der Einleitung sahen, und theilte sich wol von Seite der afrikanischen Urbevölkerung den eingewanderten Aegyptern hellern Stammes mit, welche das älteste Kulturvolk sind, bei dem sich die Seelenwanderungslehre nachweisen läßt. Ägypten nun stand in erwiesenem Handelsverkehr mit Indien, wenn auch nur mittelbar durch die Phöniker, und ebenso zeigen sich Spuren einer Verbindung zwischen dem Nillande und Westeuropa. So mögen sich die ägyptischen Ansichten in diesem Punkte einerseits nach Indien, andererseits nach

Gallien verbreitet haben. Woher griechiſche Philoſophen wie Pythagoras und Platon ihre Anſichten von der Seelenwanderung haben, iſt nie zweifelhaft geweſen, da man weiß, daß ſie das Land der Pyramiden beſuchten; das griechiſche Volk aber hatte ſeine feſten Religionsmeinungen ſchon vor Eröffnung eines Verkehrs zwiſchen Ägypten und Hellas und nahm daher die Seelenwanderung nicht in ſein Glaubensſyſtem auf. Mit Ägypten ſtanden auch die jüdiſchen Rabbinen in Verbindung, welche zum Theil die Seelenwanderung lehrten, und aus demſelben Lande gingen Anſichten dieſer Art auch in den Islam über. Alle Völker aber von höherer Raſſe und Kultur, welche mit Ägypten nicht in Verbindung ſtanden, wie, außer den ſchon genannten, die Germanen, Slawen u. ſ. w., kennen auch die Seelenwanderung nicht.

Die Slawen lebten und leben noch öſtlich von den Germanen wie die Kelten weſtlich. Sie ſind die nächſten Verwandten der Erſteren und wahrſcheinlich mit ihnen aus Aſien nach Europa gekommen, während beide Stämme den Kelten ferner ſtehen, als einer von ihnen dem andern. Beide haben ihre Wohnſitze öfter zum Theil mit einander getauſcht; bis zur ſogenannten Völkerwanderung, d. h. derjenigen unter vielen Völkerwanderungen, welche das römiſche Reich zerbrach und an deſſen Stelle neue Staaten unter germaniſcher Führung ſchuf, wohnten Germanen bis zur Weichſel und darüber hinaus; nachdem die Germanen ſüd- und weſtwärts gezogen, drangen die Slawen bis zur Elbe und darüber hinaus; ſpäter aber wandten ſich die Germanen wieder oſtwärts und ſind jetzt, Böhmen ausgenommen, bis über die Oder und theilweiſe über die Weichſel gedrungen.

Die Religion der Slawen vor Einführung des Chriſtentums bei ihnen iſt faſt noch weniger bekannt als die der heidniſchen Kelten. Wahrſcheinlich war ſie weniger gleichartig als die letztere; man findet in den Glaubensanſichten der Slawen indiſche, perſiſche, griechiſche, germaniſche, finniſche und andere Spuren. Ihr Götterſyſtem iſt, ſoweit bekannt, lediglich eine Sammlung von Namen ohne Geſtalten und Charaktere; der höchſte Gott heißt faſt überall Swantowit, auch kommt eine Dreiheit und wieder Spuren eines Dualismus guter und böſer Götter und Geiſter nach Art des eraniſchen vor, während Götterbilder mit mehreren Köpfen an Indien erinnern.

Daß die Slawen eine Fortdauer der Seele annahmen, kann keinem Zweifel unterliegen; aber über die Art und Weiſe ihres Glaubens iſt nichts näheres bekannt. Es iſt wahrſcheinlich, daß er eine Auferſtehung und eine Vergeltung zu Beſtandtheilen hatte, nicht aber eine Seelenwanderung. Die Slawen ſetzten ihren Todten Speiſe vor und glaubten, daß die Seelen bis zur Beſtattung des Leibes wie Schatten umherflögen. Von einer Vorſtellung beſtimmter Jenſeits-Orte wie Himmel und Hölle iſt nichts bekannt.

Die Vertreter der ſogenannten turaniſchen Raſſe oder des uralaltaiſchen Sprachſtammes in Europa, die Finnen, ruſſiſch: Tſchuden, ſich ſelbſt Suomalaiſet (Sumpfbewohner) nennend, ſtehen in Bezug auf ihre religiöſen Anſchauungen den Germanen näher als den Slawen und als die Slawen den Germanen, von denen ſie als Nachbarn im Nordoſten unſeres Erdtheils unzweifelhaft viele Kultur — und daher auch Religionseigentümlichkeiten — angenommen haben. Allem Anſchein nach wohnten einſt die Finnen bis weit nach Mitteleuropa herein und wurden ſowol aus dem ſüdlichen und mittlern Skandinavien, als aus einem Theile der Oſtſeeküſtenſtriche von den Germanen verdrängt, in Finnland ſelbſt aber von ihnen mit höherer Bildung beſchenkt. Die Quelle, welche über ihre Anſichten belehrt, das Gedicht Kalewala (Heldenheimat) kann als eine Nachahmung der Edda betrachtet werden, deren Ton und Stimmung darin vielfach anklingt, wie die dämoniſchen Weſen der Finnen, Rieſen und Halbgötter, unwillkürlich an die des ſkandinaviſchen Siegervolkes erinnern. Wäinämöinen, der oberſte Gott der Finnen, der die Welt aus dem Ei ſchuf, das ihm ein Adler brachte, beſucht nach Kalewala das Land der Todten, Manala. Er reiſt, um die Zauberworte zu ſuchen, die ihm bei Erbauung ſeines Bootes dienen ſollen, wochenlang durch Wälder nach der Inſel des Todesgottes Tuoni im Fluſſe Tuonela. Er wird von deſſen Tochter übergeſetzt, und da man ihn mit eiſernen und kupfernen Netzen, die man durch den Fluß ſpannte, feſtzuhalten ſuchte, entkam er mit Not, als Schilfrohr, dann als Schlange verwandelt. Manala war zwar unterirdiſch; doch ſchien dort eine Sonne, waren Land und Waſſer, Wald und Feld, Aecker und Wieſen, Wild und Fiſche, nur alles düſter und bösartig; die Kornfelder trugen Saat von Schlangenzähnen. Uebelthäter litten auf einem Bette mit rotglühenden Steinen darunter, von einem Schlangenbaldachin überdeckt. Doch ſcheint dies ein ſpäterer ethiſcher Zuſatz zu ſein.

11. Walhall und Hel.

Was in Südaſien die Inder und in Südeuropa die Griechen, das ſind in Nordeuropa die Germanen, d. h. ein durch geiſtige Anlagen, rege Einbildungskraft und großartigen Schaffenstrieb ausgezeichneter und von der Kulturentwickelung der Menſchheit bevorzugter Volksſtamm. Während die Nachbarn der Germanen in Nordeuropa, die Kelten und Slawen, wie auch die Finnen, in ihrem Dichten und

Trachten auf ſich ſelbſt beſchränkt blieben und keinem andern Volke Schätze der Kultur mitgetheilt haben, vielmehr ihre alte Eigentümlichkeit, ja ſogar zum Theil ihre Sprache verloren, ſind die Germanen, ohne außer ihrer alten Religion etwas Weſentliches von ihrer alten Kultur aufzugeben, dazu gelangt, ganz Mittel-, Weſt- und einem Theile von Südeuropa neue Geſetze zu geben und dieſe Länder dem deutſchen Volksgeiſte zinsbar zu machen. Die Kelten erlagen theils der römiſchen, theils der deutſchen Sprache und behielten die ihrige nur in kleinen abgelegenen Gebieten; die Slawen erlagen größtentheils der byzantiniſchen Kultur; durch die Germanen aber hat das Chriſtentum geradezu für die genannten Theile Europas ſeinen jüdiſch-griechiſchen Charakter zu Gunſten eines germaniſchen verloren. „Chriſtlich-germaniſch" iſt mit Unrecht zu einem reaktionären Schlagworte geworden; es bezeichnet das gegenſeitige Durchdringen einer weltbürgerlichen, von nationalen Schranken freien Religion und eines tüchtigen, kräftigen Volksſtammes. Die Tüchtigkeit des letztern erhellt ſchon aus zwei den Glauben der Germanen betreffenden Thatſachen: erſtens ſind ſie zur Zeit ihres Heidentums das einzige Volk der Erde, welches, obſchon mit Prieſtern verſehen, doch ſolchen keine Herrſchaft über die Geiſter und ſelbſt keine bevorzugte Stellung zu den Göttern einräumte, ein Volk von Freigeiſtern, das ſeine göttlichen Ideale ohne Vermittlung angeſtaunter „Medien" zu verfolgen unternahm, und zweitens ſind ſie zur Zeit der tiefſten Entwürdigung des Chriſtentums oder vielmehr der römiſchen Kirche Die geweſen, welche den unvermeidlich gewordenen Bruch mit dieſer entarteten Völkerſtiefmutter wagten. Die Kelten dagegen hatten ſchon in ihren Druiden Jeſuiten und an ihrer Spitze eine Art von Papſt (den Oberdruiden) und verharrten ſogar mit aufgegebenem und großentheils ſelbſt verhöhntem Glauben im Papſttum.

Die Germanen haben mit ihren indiſchen und helleniſchen Brüdern die Abweſenheit eines Weltſchöpfers bei Entſtehung der Dinge gemein. Da die Götter Geſchöpfe des menſchlichen Sinnens ſind, ſo ließen die Germanen ſie erſt, nachdem der Grund zur Welt gelegt war, entſtehen. Das erſte, was es gab, war der „Abgrund der Gähnungen", Ginnunga Gap, dem griechiſchen Chaos (und dem hebräiſchen Tóhu Wabóhu) entſprechend, welcher die Welt des kalten Nordens, das Nebelland (Niflheim) von der des warmen Südens, dem Funkenland (Muspelheim) trennte. Die Funken aus Muspelheim belebten das Eis in Niflheim und es entſtand der Urrieſe Ymir, das Bild der Welt in ihrem Urzuſtande, ein zweigeſchlechtiges Weſen, welches das Volk der Reifrieſen erzeugte. Neben ihm entſtand, wol auf dieſelbe Art, die Kuh Audhumbla (die alles nährende Erde), von deren Milch Ymir ſich nährte. Als dieſelbe ſalzige Eisblöcke beleckte, ward daraus Buri, deſſen Sohn Bör (wol Beide verwandt mit dem griechiſchen Boreas) und

deſſen Enkel Odin, Wili und We waren. So waren zwei feindliche Geſchlechter da: die Rieſen und die Aſen oder Götter, deren Kampf vom Anfang bis an das Ende der Dinge dauerte. Börs Söhne eröffneten ſelben, indem ſie Ymir tödteten; in ſeinem Blute ertrank ſein Geſchlecht bis auf Einen, Bergelmir, in dem ſich die Sage anderer Völker von der Flut wiederholt und von dem die neuen Rieſen abſtammten. Aus Ymir's Leichnam aber ſchufen nun die Götter die geordnete Welt in einer Weiſe, wie ſie auch bei anderen Völkern, z. B. auf den Südſee-Inſeln vorkommt; ſie bildeten aus ſeinem Schädel das Himmelsgewölbe, aus dem Gehirn die Wolken, aus den Knochen die Berge, aus dem Fleiſche die Erde, aus dem Blute das Meer u. ſ. w. Bei dieſem Anlaſſe erſcheinen auch die Zwerge, welche aus Rieſenblut und ſchwarzem Gebein entſtanden ſind; es werden ihrer vier, welche die Namen der Weltgegenden tragen, an die vier Ecken der Erde geſetzt. Zu den älteſten Weſen gehören auch Sonne und Mond; ſie erſcheinen belebt wie in anderen Mythologien; aber ihre Ableitung von Menſchenkindern, die die Götter von der Erde geraubt haben ſollen, iſt ohne Zweifel ein ſpät entſtandenes Märchen. Ebenſo ſind Tag und Nacht dämoniſche Weſen und zwar rieſenhafter Abkunft; ſie reiten auf Roſſen, während die Sonne im Wagen fährt, der Mond aber einſam wandelt. Die Menſchen werden von den Göttern geſchaffen, indem Bör's Söhne aus zwei Bäumen Mann und Frau bilden, Aſk und Embla genannt, ein Zug, den auch die eraniſche Sage (oben S. 78) kennt.

Sinnbildlich ſtellten die alten Germanen die Welt auch als einen rieſenhaften Baum dar, die Welteſche Yggdraſil. Dieſe Vorſtellung entſpricht der in Märchen und Sagen vielfach vorkommenden von einem Garten mit wundervollen Blumen und Bäumen, welcher ſtets der Himmelsflur und dem Sternenheer entſpricht und mit dem „Paradies“, ſei es demjenigen, wo die Menſchen entſtanden, oder dem, wo die Seligen nach dem Tode hinkommen, in manigfachen Abänderungen zuſammenfällt. Durch die Schilderung von allerlei Thieren, welche dem Weltbaume durch Nagen u. ſ. w. Schaden zufügten, iſt die Vergänglichkeit der Welt und ihr einſtiger Untergang angedeutet. Mit dem Weltbaume hängen in mancher Beziehung die neun Welten zuſammen, welche die germaniſche Mythe kennt, die zwar nirgends aufgezählt ſind, die aber nach Simrock folgendermaßen vertheilt ſind: über der Erde: Muspelheim, die Feuerwelt des Südens, Liosalfaheim, die Heimat der Lichtelben und Asgard, die Wohnung der Aſen, auf der Erde: Midgard, die Welt der Menſchen, Wanaheim, die der Wanen und Jötunheim, die der Rieſen, und unter der Erde: Swartalfaheim, die Heimat der Dunkelelben, Niflheim, die Froſtwelt des Nordens und Niflhel, die Unterwelt der Todten.

Die Götter der Germanen ſind aus dem Kult des Himmels

hervorgewachſen. Es ſind drei Hauptgötter, zwiſchen welchen die älteſte Würde, die des eigentlichen Himmelsgottes, ſtreitig ſein kann. In den Erzählungen von der Schöpfung heißen ſie als drei Brüder: Odin, Wili und We, in den Heldenſagen der Edda: Odin, Hönir und Lodur oder Loki; in der eigentlichen Götterſage aber treten ſie mit völlig ausgeprägtem Einzelcharakter als Odin, Thor und Tyr auf, während Loki neben ihnen zu dem Feinde und Verderber der Götterwelt herabgeſunken iſt und dafür die Strafe des Prometheus (oben S. 89) erleidet. Odin (deutſch: Wuotan), auch Allvater (Alfadur), erſcheint in allen mythologiſchen Quellen als der Haupt- und älteſte Gott; aber es ſind Spuren aufbewahrt, welche von dieſer Würde auch Thor und Tyr nicht ausſchließen. Thor (deutſch: Donar), der Donnerer und Vernichter der Rieſen, iſt der Gott der Bauern und hat als ſolcher mit ſeinem Hammer ein älteres Gepräge, als Odin, der Gott des Adels, mit ſeinem Speer und Tyr, der eigentliche Kriegsgott, mit ſeinem Schwert, Letzterer aber, in Deutſchland Zio oder Erk (nach ihm der Dienstag, ſchweiz. Zieſtig, in Baiern u. ſ. w. Erktag) hat denſelben Namen, den die Götter anderer indoeuropäiſcher Völker und die Hauptgötter einiger ſolcher führen (ſanskr.: devas, Dyaus, perſ.: daevas, griech.: Θεός, Zeus, lat.: deus, Ju[piter] u. ſ. w.). Auch führen Odin und Thor Beinamen, welche mit „Tyr“ zuſammengeſetzt ſind. Wahrſcheinlich ſind alle Drei Spaltungen des urſprünglich einen Himmelsgottes.

Dieſe Drei waren die bedeutendſten der Aſen (Aeſir), menſchlich geſtalteter Weſen, aber von feinerem Stoffe als die Menſchen; man zählte ihrer gewöhnlich zwölf, mit oder ohne Odin. Zu ihnen kommt noch eine ſchwankende Zahl von Aſinnen; doch war man bezüglich beider Geſchlechter nicht einig über die in ihren Kreis zu rechnenden Perſonen. Aehnlich den helleniſchen Gottheiten mit ihrem Olymp und deſſen Götterpaläſten (ſiehe oben S. 88 f.) hauſten auch die Aſen in einer Burg, Asgard mit Namen, welche zwölf Häuſer umfaßte, in denen Ueberfluß an Silber, Gold und edelm Geſtein war. Dieſe Götterhäuſer bedeuten die zwölf Zeichen des Thierkreiſes, die daher noch lange unter dem Volke (und auch bei den Aſtrologen) Himmelshäuſer hießen, und das Gold und Silber die Sterne. Die Aſin Idun verwahrte in einem Gefäße die Aepfel, durch deren Genuß die Götter ſich vor Altwerden bewahrten.

Die nordiſchen Sagen gedenken noch einer zweiten Götterklaſſe, der Wanen, deren Weſen und Charakter aber ſehr dunkel iſt. Zwiſchen Aſen und Wanen waltete Krieg und endete mit einem Frieden und gegenſeitiger Geiſelſtellung. Die Geiſel der Wanen bei den Aſen war Freyr (Frô), der unter Letzteren das heitere, freundliche Element vertrat und keine kriegeriſchen Thaten vollführte wie Odin, Thor und Tyr, die ernſten, düſteren Aſenhäupter.

Unter den Aſen iſt für den Zweck dieſes Buches von beſonderer Wichtigkeit Odin oder Wuotan, der mit den Vorſtellungen vom Jenſeits und mit dem, was man Geiſtererſcheinungen nennt, in unverkennbarem Zuſammenhange ſteht. Als Himmelsgott hat er nur ein Auge (die Sonne, weil das andere, der Mond, untergegangen iſt, oder umgekehrt), trägt einen breiten ſchattigen Hut (die Wolken), einen weiten gefleckten Mantel (den geſtirnten Nachthimmel), einen Speer, das Zeichen ſeiner Macht und reitet oft ein achtfüßiges Pferd, den Sleipnir, das Sinnbild der Schnelligkeit und Stärke. Er iſt auch der Gott des Krieges und der Jagd und in chriſtlicher Zeit zum „wilden Jäger“ herabgeſunken, deſſen Gefolge daher: wütendes Heer (eigentlich: Wuotans Heer) genannt wird.

Zwiſchen den Göttern und den Menſchen in der Mitte ſtehen die Dämonen der deutſchen und nordiſchen Sage. Zu ihnen gehören die Waſſergeiſter, Perſonifikationen der Wellen, Quellen, Bäche, Flüſſe, Teiche u. ſ. w. (Nixen), die Waldgeiſter oder als lebendig gedachte Bäume und andere Gewächſe (Holz- und Waldleutchen, bei den Kelten Elfen), die Zwerge (im Norden Alfen, Elben), die Kräfte und Schätze des Gebirges und als Kobolde die bald nützlichen Schutz-, bald ſchädlichen Plagegeiſter des Hauſes, die Rieſen, als belebt gedachte rohe Naturmächte, die Faien der Alpenländer (romaniſch Feen), die in menſchenähnliche Form gebrachten milden Naturerſcheinungen, die ſeltener vorkommenden Korndämonen, Krankheitsgeiſter u. ſ. w. Sie ſterben zwar, aber erſt nach einem Leben von Jahrhunderten; auch haben ſie nach dem Volksglauben keine Seele und doch theilweiſe höhere Geiſtesgaben als die Menſchen (theilweiſe freilich geringere, wie namentlich die als dumm betrachteten Rieſen). Auch Menſchen können zu Dämonen werden, wie die Alpe (Druden, Maren), die Vampyre, die Wärwölfe, und beſonders die Hexen und Zauberer. Von den Nixen heißt es, daß in ihren Wohnungen unter dem Waſſer in umgeſtürzten Gläſern und Töpfen die wimmernden Seelen der Ertrunkenen eingeſchloſſen ſind, welche aber davon ſchweben, wenn ihre Behältniſſe umgewendet werden*). Von den Zwergen (und Rieſen) gibt es Sagen, nach welchen ſie (und zwar die Zwerge meiſt unter der Geſtalt von Wechſelbälgen) ein ſo hohes Alter beſitzen, daß ſie Berge entſtehen geſehen haben, weil ſie eben als Vertreter der Sterne ſo zu ſagen ewig ſind.

Die germaniſche Religion kennt zweierlei Orte des Jenſeits, Walhall (Valhöll) für die gefallenen Helden und Hel für alle anderen Menſchen, ja ſogar für geſtorbene Götter.

Walhall iſt die ganz beſondere Domäne Odins, der in ſeinem

*) Näheres in des Verf. Buch: Die deutſche Volksſage. 2. Aufl. Wien 1879.

Himmelspalaſte dieſes Namens als Walvater die auf dem Walplatze Gefallenen aufnimmt und ſie durch die Walküren dahin geleiten läßt. Dieſe ſeine „Wunſchmädchen“ kieſen auf dem Schlachtfelde die würdigen „Wunſchſöhne“ des Göttervaters. Die Einherier, wie die verewigten Krieger heißen, werden von Odin ſelbſt an der Schwelle von Walhall empfangen. Sie trinken mit den Göttern Met und eſſen von dem Fleiſche des Ebers Sährimnir, der jeden Tag gekocht und wieder lebendig gemacht wird. Den Tag bringen ſie damit hin, mit einander zu kämpfen. Die Gefallenen werden aber zum Mittagsmahl wieder geſund. Der Eber, der unter anderem Namen (Gullinburſti, der goldborſtige) das Thier des Sonnengottes Freyr iſt, bedeutet die Sonne, die täglich untergeht und wieder aufſteht, die Krieger die Sterne, mit denen dasſelbe der Fall iſt. Walhall iſt ein Theil von Gladsheim, wie die fünfte Halle in Asgard heißt, doch wird mit dieſem Namen auch der Hof bezeichnet, worin die zwölf Götter richten und raten. Das Dach von Walhall iſt aus Schäften gefügt und mit Schilden bedeckt; die Bänke ſind mit Brünnen (Panzern) beſtreut. Am weſtlichen Thor hängt ein Wolf und über ihm dräut ein Aar. Walhall, in deſſen Mitte auch Lärad, der Gipfel der Weltеſche Yggdraſil ſteht, hat 540 Thüren und aus jeder gehen 800 Einherier aus, wenn die Stunde der Gefahr für die Götter gekommen iſt. Durch dieſe Ausſichten wurden die nordiſchen Helden zu ihrer unbeugſamen Tapferkeit erzogen, die in einer Zeit, wo das Schickſal jedes Volkes ſtets durch die Macht anderer Völker bedroht war, als die hervorragendſte Tugend gelten mußte.

Wo Walhall und überhaupt die Asgard, deren Mittelpunkt erſtere bildete, lag, war weder ganz klar, noch blieben ſich darüber die Anſichten gleich. Nach der germaniſchen Schöpfungsſage liegt Asgard mitten in der Welt, alſo wol auf einem Gebirge, das von den niederer gelegenen Ländern der Menſchen umgeben iſt. Odin nennt ſich den Mann vom Berge. In deutſchen Sagen weilt der Kaiſer mit ſeinen Mannen, in denen wir unzweifelhaft Odin und ſeine Einherier erblicken, die auf den Anbruch des letzten Kampfes warten, im Innern eines Berges (Kiffhäuſer, Untersberg u. ſ. w.), wo auch die Zwerge oder Elben der nordiſchen und deutſchen Mythe wohnen und von wo aus die wilde Jagd ihren Ausgang nimmt. In ſpäteren Zeiten denkt man ſich dagegen Asgard allem Anſchein nach im Himmel.

Zur Ausnahme kommen nach der nordiſchen Sage auch Menſchen nach Asgard. König Gylfi von Schweden, weiſe und zauberkundig, will ergründen, wie groß die Macht der Götter ſei und reiſt nach Asgard, — wie, wird nicht geſagt, unter der Maske eines gewöhnlichen alten Mannes. Die Aſen wußten es aber und empfingen ihn mit Blendwerk. Das Dach der Halle war mit goldenen Schilden belegt wie mit Schindeln. Am Thore der Halle ſpielte ein Mann mit

Meſſern, ſo daß ihrer immer ſieben in der Luft waren. Gylfi ſah viele Gemächer und eine Menge Volkes, deſſen Glieder zechten, ſpielten und ſich in den Waffen übten. Er ſah drei Hochſitze, einen über dem andern, deren Inhaber ihm als Har (der Hohe), Jafnhar (der Ebenhohe) und Thridi (der Dritte, d. h. Odin) bezeichnet wurden. Er erfährt ſodann die ganze Schöpfungs- und Göttergeſchichte, die bevorſtehende Götternacht und die ihr folgende Wiedergeburt der Welt. Am Ende der Erzählung hört er ein großes Getöſe um ſich her, und da er ſich umwendet, ſieht er ſich allein auf einer weiten Ebene und weder Halle noch Burg mehr. Darauf gelangt er in ſeine Heimat zurück und verbreitet die wunderſamen Mären die er vernommen. In der Erzählung „Bragaröður" die ein kürzeres Seitenſtück zu „Gylfaginning" (Gylfi's Verblendung) in der „jüngern Edda" bildet, nimmt der als bloſer „Mann" bezeichnete Meergott Aegir Gylfi's Stelle ein und erlebt nahezu dieſelben Abenteuer. Auch für ihn veranſtalten die Aſen Sinnesverblendungen. Am Abend, da das Trinken beginnen ſoll, läßt Odin Schwerter in die Halle bringen, welche den Ort glänzend erleuchten. Die Wände ſind mit ſchönen Schilden bedeckt und unter dem Mettrinken erzählt der Gott Bragi dem Beſucher einige Göttergeſchichten. Es ſcheint in jenem Schwerterlicht die Veranlaſſung zu liegen, daß Aegir, als er (wahrſcheinlich ſpäter) die Götter zu einem Gaſtmahl lud, die Halle mit leuchtendem Gold erhellen ließ, um Odin nicht nachzuſtehen.

Ueber das Jenſeits der Menſchen empfängt Gylfi bei dem eben erwähnten Anlaſſe folgende Auskunft: Jeder Menſch müſſe in irgend einer Welt leben durch alle Zeiten. Es gebe viele gute und üble Aufenthalte; am beſten ſei es in Gimil zu ſein. Gut ſei es auch für die, welche einen guten Trunk lieben, in dem Saale Brimir's (eines Rieſen, auch: der Rieſen Bierſaal) der „gleichfalls" im Himmel ſtehe. Ein guter Saal ſei ferner der für Sindri's (eines Zwerges) Geſchlecht auf den Nidabergen, ganz aus rotem Golde gebaut. (Gimil heißt daſſelbe was Himil, Himmel, iſt der ſchönſte Palaſt des Himmels, glänzender als die Sonne und wird ſtehen bleiben, wenn Himmel und Erde vergehen, und alle guten und rechtſchaffenen Menſchen aller Zeitalter werden ihn mit Allvater bewohnen. Gimil iſt auch ein anderer Name für Wingolf, wie die Wohnung der Göttinnen heißt, und letzterer Name wird auch wieder für Walhall gebraucht.) Ein groſer, aber übler Saal ſei dagegen in Naſtrand (Leichenſtrand), deſſen Thüren nach Norden ſtehen; er ſei mit Schlangenrücken gedeckt und die Häupter der Schlangen ſeien alle in das Haus hineingekehrt und ſpeien Gift, daß Ströme davon durch den Saal rinnen, „Schlamm und Schwerter wälzend", durch welche Eidbrüchige und Meuchelmörder waten müſſen. Da ſauge der Drache Nidhöggr an den Leichen der Entſeelten.

Was nun Hel betrifft, ſo iſt dies der Name ſowol der germani-

ſchen Unterwelt, als der ſie beherrſchenden Göttin. Der Ort Hel befindet ſich zu unterſt in Niflheim (daher auch: Niflhel) und iſt mit einem außerordentlich hohen Gehege und mächtigen Gittern verwahrt.

Nachdem Odins Lieblingsſohn Baldur, der Sonnen- oder Tagesgott, von ſeinem blinden Bruder Hödur, dem Nachtgotte, auf Loki's Anſtiften mit dem Miſtelzweig erlegt worden, der unter allen Weſen und Dingen allein nicht verpflichtet worden, Baldur's zu ſchonen, weil Mutter Frigg ihn für zu unbedeutend gehalten, machte ſich auf der Aſen Geheiß Baldur's anderer Bruder Hermodhr auf, ihn wo möglich aus Hel's Banden zu löſen; er ritt neun Nächte lang durch tiefe dunkle Thäler, ſo daß er nichts ſah, bis er zum Giöllfluſſe (einer der Flüſſe, die aus der Unterwelt entſpringen) kam und über die Giöllbrücke ritt, die mit glänzendem Golde belegt war und unter dem Schritte eines Lebenden ebenſo ſtark donnerte, wie unter dem von fünf Haufen Todter. Die die Brücke bewachende Jungfrau Modgudr fragte ihn nach Namen und Geſchlecht, und wies ihm den Weg nördlich zu Hel. Am Helgitter ſprang er vom Pferde, gürtete es feſter und ſetzte dann mit ihm über das Gitter. In der Halle ſah er Baldur auf dem Ehrenplatze ſitzen; ſeine Rückkehr wurde ihm von Hel geſtattet, wenn alle Weſen der Welt ihn beweinten; da aber dies einzig ein Rieſenweib nicht that, welches der verkleidete Loki war, ſo wurde das Erwünſchte vereitelt.

Nachdem Brynhild mit Sigurds Leichnam verbrannt worden, fuhr ſie den Helweg und kam durch eine Höhle, wo ein Rieſenweib wohnte, das ſie aufzuhalten ſuchte und ihr das Unglück in Giuki's Hauſe Schuld gab; durch ihre Rechtfertigung machte Brynhild die Rieſenbrut verſinken. Brynhild's Nebenbuhlerin aber, Gudrun (die deutſche Kriemhild) hatte von Sigurd das Verſprechen erhalten, ſie aus Hel heimzuholen (wie Orpheus die Eurydike); da er aber vor ihr ſtarb, konnte die Ausführung nicht verſucht werden.

Hel als Göttin iſt nach der Sage das dritte Kind des bösartigen Loki (das erſte der Wolf Fenris, das Bild der Zerſtörung, das zweite die Midgardſchlange, die ſich um alles Land der Erde legt und ſich in das Schweif-Ende beißt, das Bild der Ewigkeit); urſprünglich aber iſt Hel lediglich die Erde, und als ſolche den Germanen wie anderen Völkern auch die Mutter aller Weſen, aus welcher alle übrigen germaniſchen Göttinnen ſich abgezweigt haben. Urſprünglich hatte ſie ſowol eine wolthätige wie eine furchtbare Bedeutung, erſtere als Quelle der Fruchtbarkeit, letztere als Stätte der Beerdigung. Sie wird daher in der Sage halb ſchwarz, halb menſchenfarbig geſchildert. Mit der Zeit aber iſt ihr, als Fürſtin der Unterwelt, als welche ſie mit der chaldäiſchen Belit merkwürdige Ähnlichkeit hat, nur die ſchreckliche Seite geblieben und die Edda macht von ihr folgende packende Schilderung:

„Ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüſſel, Gier ihr Meſſer, Träg ihr Knecht, Langſam ihre Magd, Einſturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmerniß und ihr Vorhang dräuendes Unheil".

Hel iſt ohne Zweifel dieſelbe Göttin, welche nach Tacitus (Germ. 45) die ſuebiſchen Aeſtyer an der Oſtſee verehrten und als deren Symbol ſie Eberbilder trugen, durch welche ſie ſich im Kampfe geſichert glaubten (die Namen „Helm" und „Held" ſind daher wol mit Hel verwandt), indem ſie damit den Feind zu ſchrecken meinten. Von anderen ſuebiſchen Stämmen weiß Tacitus (Germ. 40), daß ſie die „Mutter Erde", und zwar unter dem Namen Nerthus verehrten (welcher Name bekanntlich in Folge falſcher Schreibweiſe bis in die neueſte Zeit mit dem in keiner Quelle vorfindlichen Hertha vertauſcht wurde, aber auch in obiger Form ſchwerlich echt iſt). Auf einer Inſel des Weltmeeres wurde der Nerthus verhüllter Wagen in einem heiligen Hain verwahrt und bei ihrer angeblichen Gegenwart von Rindern im ganzen Gebiete ihrer Verehrung herum gezogen, wo dann Freude und Friede herrſchten. Dann wurden Wagen und Verhüllung und wie das Volk glaubte auch die Göttin ſelbſt im heiligen See gebadet, die dabei Dienenden aber ertränkt, d. h. ihr geopfert. Ganz Ähnliches geſchieht noch jetzt bei Frühlings- und Erntegebräuchen des Landvolkes. Auch der Gott Freyr, dem der Eber heilig war, zog im Frühling auf einem Wagen durch das Land, und ſeine Schweſter Freyja irrte umher, um ihren Gatten Odhur zu ſuchen. Beider Vater hieß Njördhr, welcher Name mit „Nerthus" offenbar verwandt iſt und daher wahrſcheinlich (wie Freyr und Freyja) urſprünglich ein Geſchwiſterpaar bezeichnete, das aber unter ſich vermählt war und jene ähnlich heißenden Kinder zeugte. Der Name der Nerthus iſt auch erhalten in Jördh, der Gattin Odins und Mutter Thors, welche aber als Perſon ein ſpäteres Gebilde iſt, weil Thor urſprünglich nicht Odins Sohn, ſondern ein älterer Gott war. Unter den Aſinnen galt Frigg als Odins Gattin; ſie war alſo die neue Erdgöttin, auf welche die wichtigſte von Hels Eigenſchaften übergegangen. Es iſt anzunehmen, daß Frigg und Freyja urſprünglich ebenſo Eines ſind, wie Odin und Odhur, daher auch nach der Edda die Gefallenen zwiſchen Odin und Freyja getheilt werden. Auch iſt Letztere die Schenkin der Aſen, was nach germaniſchen Begriffen nur die Hausfrau ſein kann. In Frigg und Freyja ſind die ernſtere und die heitere Seite der Erdgöttin auseinander gehalten.

Weitere Vervielfältigungen der Göttermutter und Erdgöttin Hel ſind die Nornen und die Walküren, bei welchen ihre Kennzeichen ſich ſtets wiederholen, welche aber zugleich diejenigen von Mondgöttinnen angenommen haben. Unter den Namen der Walküren erſcheint ſtets Hilde, was augenſcheinlich auf Hel zurückführt, und zwar um ſo mehr, als in manchen Volksſagen Held eine verwünſchte Jungfrau

heißt (oſtſchweizeriſch heißt die Hölle „Held“, mittelſchweizeriſch „Hell“). Die Walküre Hilde hat in Vielem auffallende Züge Freyja's und unter ihrem ſpätern Namen Brynhild, ſolche Friggs.

Man fabelte, daß der dritte Theil der Menſchen der „Nachtfrau“ (der Nachts herumziehenden Erdgöttin) gehöre, ohne Zweifel, weil in der Regel der dritte Theil der Zeit (acht Stunden) dem Schlafe gewidmet iſt (wie der Freyja die Hälfte, weil Tag und Nacht im Ganzen gleich vertheilt ſind), und daß dieſer Theil der Menſchheit, was offenbar auf die phantaſtiſchen Situationen der Träume hindeutet, die Nacht mit ihr auf Bäumen zubringe. Beinahe das Nämliche wurde in Frankreich von der Dame Habonde (lat. Domina Abundia) geſagt, einem Dämon, der Nachts in die Häuſer und Keller einfalle und von Allem zehre, was zu finden iſt, ohne daß es deshalb abnehme, an welchem geſpenſtigen Treiben der dritte Theil aller Menſchenkinder theilnehme.

Ganz dasſelbe nun, nämlich geheimnißvolles nächtliches Umherziehen, berichtet die deutſche Volksſage verſchiedener Gegenden von der Frau Holle oder Holda, auch Hulda, welche Namen an Hel und Hilde erinnern und offenbar dasſelbe ſind. Hulda iſt eine freundliche Göttin in der Volksſage und bedeutet „Frau“, wie Holde, Helden „Männer“ bedeutete. Sie iſt den guten Menſchen geneigt und faſt in ganz Norddeutſchland bekannt. Schneit es, ſo macht ſie ihr Bett, daß die Federn fliegen (die Erde im Winter). Zur Mittagsſtunde ſieht man ſie als ſchöne weiße Frau in See und Brunnen baden und verſchwinden. Ihr nachgehend, kann man in ihre Wohnung gelangen. Sie fährt auf einem Wagen, aber (als Mond) auch ſchreckhaft durch die Lüfte mit dem wütenden Heere. Hexen ſind ihre Geſellſchaft, und „Hollefahren“ heißt in Oberheſſen Hexenfahrt. Dann iſt ſie langnaſig, großzahnig, alt, ſtrupphaarig. Man ſchreckt Kinder mit ihr. Ein Unordentlicher, Ungekämmter „iſt mit der Holle gefahren“.

Holla iſt als Mondgöttin Spinnerin und liebt Flachs und Hanf und Arbeit. Fleißigen Dirnen ſchenkt ſie Spindeln und ſpinnt ihnen Nachts die Spule voll. Faulen brennt ſie den Rocken an oder beſchmutzt ihn. Kehrt ſie um Weihnachten ins Land, ſo werden alle Rocken reichlich angelegt und für ſie ſtehen gelaſſen; kehrt ſie Faſtnachts heim, muß Alles abgeſponnen ſein und man verſteckt die Rocken vor ihr. Trifft ſie Alles, wie ſich's gebührt, ſo ſegnet ſie.

Wie Frau Holle bis ins Vogtland, über die Rhön hinaus im nördlichen Franken, in der Wetterau bis zum Weſterwald und aus Thüringen in das angrenzende Niederſachſen und dann in den höchſten Norden reicht, aber in Friesland, Nordſachſen, Schwaben, Baiern, Öſterreich und der Schweiz unbekannt iſt, ſo kennen dieſe Länder die

Berchta (in Thüringen und Franken beide Namen). Daß ſie jedoch auch das Volk als ein und dasſelbe Weſen anſieht, zeigt der Doppelname Hilde-Berta, entſtellt „wilde Berta“, und Brech-Höldere, womit man in Schwaben unartige Kinder ſchreckt und ſich darunter ein altes häßliches Weib denkt. Auch Berchta hält ihren Umgang in den zwölf Nächten zwiſchen Weihnachten und Dreikönigen, wo ihr Tag gefeiert wird. Auch ſie führt die Aufſicht über das Spinnen. Dem Mädchen, das den letzten Tag im Jahre ſeinen Rocken nicht abſpinnt, heißt es im Saalfeldiſchen, beſchmutzt ihn das zottige Ungeheuer „Bergda“. Sowol Hulda als Berchta ſind Nachts von den Heimchen, kleinen Kinderweſen begleitet, welche nach manchen Sagen ungeborene Kinder ſind, weil die Kinder vom Himmel, von den Sternen geſandt werden. „Heimchen“ iſt übrigens (wie Heinzelmännchen) ein Name der Zwerge oder Kobolde. Damit ſteht wol der Umſtand in Verbindung, daß die Kinder nach dem Volks- und Kinderglauben aus der Unterwelt (dem „hohlen Berg“), der Heimat der Zwerge geholt werden, wohin der Menſch nach dem Tode wieder zurückkehrt. Oft ſind daher die Heimchen der Frau Berchta auch geſtorbene Kinder in einem wandelnden Jenſeits. Wir laſſen einige Beiſpiele der Sagen von Berchta (Hulda) und den Heimchen folgen.

Einer Spinnerin kam in der Dreikönigsnacht Perchta mit großem Zuge des Heimchenvolkes entgegen, alle Kinder von gleicher Art und Größe, eine Schaar davon einen ſchweren Ackerpflug, eine andere Wirtſchaftsgeräte ſchleppend, alle laut klagend, daß ſie keine Heimat mehr hätten. Darüber mußte die Spinnerin laut lachen. Perchta aber trat auf ſie zu und blies ſie an und auf der Stelle erblindete ſie. Jetzt mußte ſie betteln und ſaß nach einem Jahre am Wege, als Perchta wieder vorüberzog. Diesmal ſprach ſie: Voriges Jahr blies ich hier ein paar Lichtlein aus, heuer will ich ſie wieder anblaſen. Sie blies der Magd wieder in die Augen und dieſe ſah nun.

So lange die Heimchen mit ihrer Königin Perchta im Lande verweilten, herrſchte ein fröhliches Treiben im Orlagau, denn die Heimchen kannten Alles, was den Landbau angeht, man war traulich mit ihnen und Alles gedieh wohl. Da kam aber einſt ein ernſter Mann aus der Ferne, der niemals lachte; der lehrte dem Volke einen neuen Glauben und hat die Leute gegen Perchta mit ihren Heimchen ſo eingenommen, daß man die Kinder vor ihnen barg und ihrer fernern Hilfe ſchmähte.

Da war es denn an einem Dreikönigsabende, als unterhalb Presnitz an der Saale der Fährmann gerufen wurde. Eine verſchleierte ſtattliche Frau in ſchloſſenweißem Kleide ſtand vor ihm und um ſie her eine Menge trauernder Kinder. Es war Perchta mit ihren Heimchen, die nun die Gegend verlaſſen wollten. Dreimal beim Überſetzen war der Kahn übervoll geweſen, jenſeits aber zimmerte Perchta an ihrem

Pfluge und ließ dem Fährmanne als Lohn die Späne, die ſich ſpäter in Gold verwandelten.

Von jetzt ab verödeten die Fluren und im Kriege wurde die Gegend verwüſtet.

Eine Frau klagte am Grabe ihres einzigen Kindleins ſchon die dritte Nacht und weinte und härmte ſich über alle Maßen. Da zog Perchta einher mit ihrem Heere von Kinderſeelen. Auch das Kindlein der Weinenden war darunter, das Krüglein aber, das es trug, war bis an den Rand gefüllt, daß es gar ſchwer war und es den Anderen kaum folgen konnte. Wie es die Mutter hob, ſprach's: „Mutter arm, ach wie warm", dann aber bat es, nicht mehr zu weinen, denn „ſiehe, Mutter, hier im Kruge ſind Deine Thränen und kommen noch viele hinein, kann ich nimmer zur Ruhe gelangen!"

In Thüringen geht dem wilden oder „wütenden" Heere der Frau Holle ein alter Mann mit weißem Stabe voran, um die Begegnenden zu warnen und den Weg rein zu halten. Er führt den Namen des getreuen Eckhart und erinnert an den antiken Hermes, als Führer der Verſtorbenen in die Unterwelt. In der Lauſitz nimmt ſeine Stelle bei Berchta der „Knecht Ruprecht" ein. Derſelbe heißt als umgehendes Schreckbild für die Kinder auch Klaubauf oder Bärtel. Berchtold (Masculinum von Berchta) heißt der wilde Jäger in Schwaben; er iſt weiß gekleidet und hat ein weißes Pferd und weiße Hunde. Eckhart iſt aber in Thüringen auch der Wächter vor dem Berge der Frau Venus, welche daher mit Hulda zuſammenfällt, wie dies auch der Letztern Identität mit Freyja bezeugt, die im Norden dieſelbe Stellung einnimmt wie Aphrodite im Süden.

Der Berg der Frau Venus iſt der Hörſelberg bei Eiſenach, in welchem ſie, nun wieder gleich Hel in ihrer letzten Bedeutung, aber in freundlicherer, ja verführeriſcher Weiſe, eine Unterwelt beherrſcht, wie Perſephone, und irrende Ritter zu ſich lockt, wie den vielbeſungenen Tannhäuſer, der ſo wenig erlöſt wird, als der dürre Stab wieder Blüten trägt. Ähnliches verlautet vom Urſel- oder Urſchelberge in Schwaben. In der Schweiz heißt im Liede vom „Tannhuſer" Venus „Frau Vrene", woraus eine „heilige Verena" entſtand. Ohne Zweifel hängen „Vreue-Hilde" oder „Held", „Vronelde", „Brunhild" zuſammen.

Der Tannhäuſer war in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein, mutmaßlich baieriſcher, Minneſänger, deſſen Lieder meiſt aus Tanzweiſen beſtehen. Er ſoll auf ſeinen Fahrten in der Frau Venus Berg gelangt ſein. Nachdem er dort lange in Freude und Luſt zugebracht, trieb ihn ſein Gewiſſen, herauszugehen, und Frau Venus mußte ihm Urlaub geben, als er die heilige Jungfrau angerufen. Er wanderte nach Rom zu Papſt Urban (IV. 1261—1264), dem er beichtete. Der harte Papſt wies aber auf den dürren Stecken, den er

hielt, und erklärte, wenn dieſer grünen werde, ſollen ſeine Sünden vergeben ſein. Der Sänger zog verzweifelnd fort, den Papſt reute ſein Urteil zu ſpät, als am dritten Tage der Stecken ausſchlug; Tannhäuſer kam wieder zu Frau Venus, die ihn freudig empfing, und in ihrem hohlen Berge muß er weilen bis zum jüngſten Tage. Vor dem Berge ſitzt der getreue Eckhart, um die Leute vor des Tannhäuſers Schickſale zu warnen.

Berchta (althochd. Perahta, die Glänzende) iſt auch der Name der „weißen Frau", welche in deutſchen Schlöſſern ſpukt, wie z. B. Agnes von Orlamünde zur Strafe für ihren Kindermord, aber urſprünglich gleich den unzähligen verwünſchten weißen Frauen in Ruinen, Höhlen und unterirdiſchen Gemächern, mythiſch und eine der vielen Geſtalten der Erdgöttin iſt.

Nach einer weniger bekannten unter den vielen Sagen von der „weißen Frau" ſoll dieſelbe eine ſehr ſchöne Frau geweſen ſein, die ein König heiratete. Sie verriet aber ihren Gemahl und vermählte ſich mit deſſen Gegner. Als ſie auch dieſem untreu ward und mit einem Kriegsoberſten entflohen war, ließ ſie ihr zweiter Gemahl in einem weißen Thurm auf dem weißen Berge bei Prag einſperren und vermauern. Aus dieſem Thurme nun geht die weiße Frau um Mitternacht hervor. Sie hält ein weißes Tuch in der Hand, das mit Blut befleckt iſt. Ein Soldat, der vor den Magazinen des Schloſſes Schildwache ſtand, ſah ſie einmal in der Nacht und erzählte es ſeinen Kameraden. Ein junger Rekrut vermaß ſich, ſie anzuſprechen. In der folgenden Nacht erwartete er die Erſcheinung. Um Mitternacht kam denn auch wirklich die weiße Frau aus dem weißen Thurme hervor und fing an zu weinen und zu klagen. Der Rekrut faßte ein Herz und fragte ſie, was ihr fehle und wie ſie zu erlöſen ſei. Da antwortete die weiße Frau: „Wenn Du, ohne Laut von Dir zu geben, drei Stiche aushältſt, die ich Dir mit Deinem Bajonnette in die Bruſt gebe, ſo werde ich erlöſet ſein!" Der Rekrut ging darauf ein. Aber ſchon beim erſten Stiche, den die weiße Frau ihm verſetzte, ſchrie er laut auf: „Jeſus, Maria, Du haſt's mir gegeben!" „Und Du mir noch mehr", antwortete die weiße Frau; „ſiehſt Du jene drei Bäumchen, die dort ſtehen? Wenn dieſe drei Bäumchen werden ausgewachſen ſein, ſo wird man aus ihrem Holze eine Wiege machen und das Kind, das in dieſer Wiege liegen wird, das erſt wird mich wieder erlöſen können. Und wenn mich auch das nicht erlöſt, ſo muß ich nun umgehen, ſo lange die Welt Welt ſein wird."

Nicht nur im Jenſeits aber, auch auf der Erde leben in der germaniſchen Mythe bisweilen Menſchen wieder auf oder werden „wieder

geboren". Letzteres iſt z. B. in dem Edda-Liede von Helgi, dem Sohne Hörwards von dieſem und ſeiner Swawa geſagt. In dem Liede von dem andern Helgi, dem Hundingstödter, wird dagegen ſeine förmliche Wiederbelebung erzählt; wir geben dieſes Lied nach einer neuern (aber noch ungedruckten) Bearbeitung (in dem Nibelungen-Liederkreiſe von Anton Henne, dem Vater des Verfaſſers): Zur Erklärung iſt voranzuſchicken, daß Helgi, Sigmunds Sohn, im Kampfe den Högni, einen ſeiner Feinde erlegt und dann deſſen Tochter Sigrun geehlicht hatte, worauf ihn die Blutrache durch die Hand ſeines Schwagers Dag traf. Dag verkündete ſeiner Schweſter die That ſelbſt:

„Gezwungen künd' ich, Schweſter,
Ein herzebrechend Leid,
Es liegt im Fjöterwalde
Dein Mann im blut'gen Kleid." —
„O weh, was ſagſt du, Dago?
Sag an, wie fiel er dort?
Sag an, war nicht Sigrune
Sein allerletztes Wort?" —
„Sein letztes war Sigrune,
Dann ſchloß er ſein Auge zu." —
„Weh weh, du Ehrvergeſſ'ner,
Sein Mörder der biſt du!"
O weh, wie die hohe Fraue
Da hinſank Jammers voll!
O wehe, wie von Jammer
Der weite Saal erſcholl!
Sie ſchaute wild auf Dago
Und rief im Grimm das Wort:
„Heb dich, du Unheilvoller,
Aus meinen Augen fort!
Daß dich dein Eidſchwur brenne
Ins falſche Herz hinein,
Geſchworen beim Höllenfluſſe,
Beim urkalten Waſſerſtein!
Daß unter dir berſten die Schiffe,
Bis dich die Flut umringt!
Daß unter dir Roß verſinke,
Bis Erdboden dich verſchlingt!
Daß nimmer Schwert dir ſchneide,
Wenn Feinde dir nahe ſind!
Daß Hexen dich zerreißen
Und ſtreuen aus im Wind!
Du werdeſt ein Wolf im Walde,
Des Gutes, der Freude bar,
Und findeſt keine Speiſe
Als Aaſe immerdar,
Bis Rache ihm wird, dem Trauten
Für dein meineidig Wort!
Auf ewig, Unheilvoller,
Aus meinen Augen fort!" —

So angedonnert rief er:
„Wie raſeſt, Schweſter, du!
Der Odin das Unheil ſandte,
Dem miß allein es zu!
Ich biete dir rote Ringe
Und Wigdal und Wandilsve,
Ja die Hälfte meiner Höfe,
Zu büßen dir dein Weh.“ —
Sie rief: „Will nicht mich freuen
Zu Sewafioll Tag noch Nacht,
Bis noch einmal mein Helgo
Ans Herz mir wird gebracht,
Bis ich ihn höre kommen,
Der Wigblör unter ihm rennt;
An ſeiner Bruſt zu ſchlummern
Die ganze Seel' mir brennt.“
Nun baute einen Hügel
Der König dem todten Sohn.
Wie dieſer kam nach Walhall,
Stand Odin auf vom Thron.
Aufſtanden die Walſungen alle,
Und reichten zum Gruß die Hand.
Sprach Odin: „Du ſollſt herrſchen
Mit uns im Geiſterland“ *).
— Die Magd Sigrunens wallte
Am Abend zu Helgo's Grab,
Da hörte ſie Sporen klirren
Und hörte Roßgetrab.
Die Herrin, es hörend, eilte
Ins Dunkel allein hinaus
Und ſah geharniſchte Männer
Zu Pferd am Grabeshaus.
Wer ſeid ihr, blutige Lanzer?
Täuſcht mich ein Bild der Nacht?
Was reiten heran die Todten?
Kommt ihr zur Götterſchlacht?
Entgegnet der Hundingstödter:
Dich täuſcht kein Bild der Nacht,
Längſt rot ſind unſre Brünnen,
Noch ſchläft die Götterſchlacht.
Mich ließ der graue Wodan
Noch einmal zurück nach Haus.
Komm, küſſe deinen Helgo,
Ich rief dich, du Herz, heraus.
Doch eh' der Hahn will krähen,
Muß ich ob Berg und Hain
Schon an der Biföſtbrücke
Im Weſten Walhall's ſein. —
Sie trat mit ihm in den Hügel:
Dein Kommen vertreibt mein Leid;

*) Weil Helgi offenbar als Inkarnation eines Aſen (Baldur?) galt, „bot Odin ihm an, in Allem mit ihm zu herrſchen“. Edda, zweites Helgilied.

Wol wußt' ich du denkeſt immer
Der armen verlaſſ'nen Maid'. —
Sie gab ihm tauſend Küſſe:
Wie iſt dein Haar ſo rot!
Wie kalt ſind deine Lippen!
Wie frühe ſchon warſt du todt!
— Bin weit, mein Traut, geritten,
Geritten durch Schnee und Eis;
Mir fielen Sigrunens Thränen
Aufs Herz in Feuersweis. —
Sie legten ſich hin im Hügel,
Sie ruheten Arm in Arm,
Da wurde dem todten Helgo
An ihrem Buſen warm.
Bald rief der erſte Wächter:
As Helgo, bald iſt es Zeit. —
Da wollte der Aſe ſcheiden:
Lieb Herz, es iſt noch weit.
Muß fort auf meinem Wigblör
Weit über die Sterne dort,
Noch ehe der Hahn gekrähet,
Auf glühenden Pfaden fort.
Sie drückte ihn feſter an ſich:
War lange bis ich dich ſah;
Biſt ja bei deiner Sigrune.
Bleib noch ein Weilchen da! —
Nun, ſprach er, mag man ſtaunen,
Nun traute ich deinen Leib,
Und halte dich da im Arme,
Ich Todter ein lebend Weib. —
Da rief der zweite Wächter:
Der Hahn den Flügel ſchwingt!
Der Helgo will aber ſcheiden,
Und ſie ihn eng umſchlingt.
Laß, Lieb, mich mit dir fahren
In Odins Heldenſaal!
War oft im Männerkampfe
Und ſchwang den blut'gen Stahl. —
Da rief der dritte Wächter:
As Helgo, der Hahn will kräh'n!
Und vom Gebirge rauſchte
Ein lautes Morgenweh'n.
Lieb Herz, noch iſt's die Zeit nicht,
Bleib noch bei unſerm Kind.
Wir werden uns wiederſehen,
Wo Aſen und Diſen ſind. —
Jetzt ſaßen auf die Reiter,
Geordnet Roß an Roß,
Und fuhren über die Heide
Hoch ob des Königs Schloß.
Des Königes Wachen hörten's
Und faßten den Speer zur Hand,
Und ſahn wie der bleiche Haufe
Am fernen Himmel ſchwand.

Als Held wird Helgo noch einmal
Aus ſeinem Grab erſteh'n,
Und als Walküre Sigrunen
Die Welt wird wiederſeh'n.

(Es deutet manches darauf hin, daß Sigfrid und Brunhild als Wiedergeburten Helgi's und Sigrun's betrachtet wurden.)

Die letzte und erſchütterndſte der auf ein Jenſeits bezüglichen Vorſtellungen iſt diejenige vom Untergange der Welt. Es iſt nicht leicht zu ſagen, worauf es ankommt, ob ein Volk ein Ende der Schöpfung annimmt oder nicht. Die ſemitiſchen und hamitiſchen Völker kennen keine Sage dieſer Art; unter den indoeuropäiſchen Völkern kennen dieſelbe die Inder, die Perſer und die Germanen, die Griechen und Italer nicht; von den Kelten und Slawen iſt es nicht bekannt, ob ſie dieſe Vorſtellung theilten. Die Inder nahmen eine öftere Wiederholung des Unterganges der Welt und eine ſtete Wiederherſtellung derſelben an, ohne dieſem Wechſel ein Ende zu ſetzen. Die Perſer und Germanen dagegen glaubten an einen einmaligen Untergang und eine darauf folgende dauernde Wiedergeburt der Welt. Den Grund der indiſchen Anſicht finden wir leicht in dem Peſſimismus der Inder, der ſeine Urſache wieder in dem erſchlaffenden Klima des Landes hat. Wie es dagegen kam, daß gerade Perſer und Germanen denſelben Gedanken faßten, iſt ebenſo auffallend als unerklärlich, und zwar um ſo mehr, als die bezügliche perſiſche Vorſtellung mit der ganzen zoroaſtriſchen Religion, zu der ſie gehört, erſt ſeit der Abſonderung des eraniſchen Volkes vom ariſchen Geſammtſtamm entſtand, und als die zwiſchen den Perſern und Germanen wohnenden Völker die Idee eines Weltuntergangs nicht kannten. Sollten Verbindungen zwiſchen beiden Völkern ſtattgefunden haben, welche Hellas und Italien umgingen, — vielleicht durch die mit den Perſern nahe verwandten Skythen, durch deren Land die Germanen aus Aſien nach Mittel- und Nordeuropa gekommen ſein müſſen? Oder iſt der Grund der, daß Perſer und Germanen in einem rauhen Klima lebten, ſo daß ſie den Untergang dieſer Welt und ihre dauernde Erſetzung durch eine beſſere und ſchönere wünſchten, während Griechen und Italer in ihrem lieblichen Klima an einen Untergang nicht denken mochten, die Inder aber in ihrer asketiſchen Sehnſucht nach dem Nirwana einen ſolchen nicht oft genug kommen ſehen konnten? Bei alledem iſt aber auch nicht zu vergeſſen, daß aus dem beſtändigen Kommen und Gehen der Geſtirne und der Vegetation, wie auf das Ende und die Wiedergeburt des Menſchen, ſo auch auf das Vergehen und neue Entſtehen der Welt geſchloſſen werden konnte.

Die germaniſche Vorſtellung von der Götterdämmerung (Ragnarök), wie die angedeutete Kataſtrophe von dieſem Volke genannt wurde, hatte folgenden Inhalt: Erſt wird drei Jahre lang die Welt

mit ſchweren Kriegen erfüllt ſein, in denen ſelbſt Brüder, ſowie Vater und Sohn einander nicht ſchonen und alle Schranken der Sitte und der Ehe fallen werden. Dann folgt ein drei volle Jahre ununterbrochen dauernder Winter, ſo ſcharf und kalt wie nie einer vorher war. Zugleich werden die beiden Wölfe, welche die Hauptgeſtirne ſtets verfolgen, der eine die Sonne und der andere den Mond verſchlingen und die Sterne werden vom Himmel fallen. Die Erde bebt, die Bäume werden entwurzelt, die Berge ſtürzen zuſammen. Der Wolf Fenris reißt ſich von ſeinen Banden los, das Meer überflutet das Land und die Midgardſchlange kommt auf daſſelbe. Das Schiff Naglfar, das aus den Nägeln der Todten gemacht iſt (die deshalb ſorgfältig abgeſchnitten wurden, um die Kataſtrophe hinauszuſchieben) wird flott und der Rieſe Hrymr ſteuert es. Der Wolf Fenris ſperrt ſeinen Rachen auf, daß der Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt, Feuer glüht ihm aus Augen und Naſe. Die Midgardſchlange ſpeit Gift, wovon Luft und Meer entzündet werden. Davon birſt der Himmel. Die Söhne Muspel's mit Surtur an der Spitze kommen in Flammen einhergeritten und ſtürmen über die Brücke Bifröſt (den Regenbogen, welcher Himmel und Erde verbindet), die davon bricht. Sie ziehen dann nach der Ebene Wigrid, wo ſich der letzte Kampf zwiſchen den Aſen einer-, den Rieſen, Loki, dem Wolf und der Schlange, dem Gefolge Hels und Muspel's Söhnen andererſeits entſpinnen ſoll. Heimdall, der Wächter der Aſenburg, ſtößt in ſein Horn und ruft die Götter zum Rate; Odin holt dieſen aus Mimirs Brunnen. Die Aſen und die Einherier eilen zum Kampfe, voran Odin mit dem Goldhelme. In den nun folgenden Zweikämpfen fällt Freyr durch Sartur, Tyr und der Höllenhund Garmr (der nordiſche Kerberos, der freilich nirgends erwähnt iſt als in der jüngern Edda) bringen ſich gegenſeitig um; Thor tödtet zwar die Midgardſchlange, fällt aber durch ihr Gift; der Fenriswolf verſchlingt Odin und wird dafür durch deſſen Sohn Widar erlegt, indem dieſer den Fuß in des Ungeheuers Unterkiefer ſetzt, bekleidet mit einem Schuh, der aus den Abfällen aller Menſchenſchuhe gemacht iſt, die man daher wegzuwerfen bedacht war, um den Aſen Hilfe zu leiſten. So reißt Widar des Wolfes Rachen entzwei; Loki und Heimdall erſchlagen ſich gegenſeitig. Endlich wirft Surtur Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt.

Aber das grauenvolle Gemälde löſt ſich im milden Sonnenſcheine der Verſöhnung auf. Die Erde taucht wieder aus der See empor, von neuem grün und ſchön, und Korn wächſt auf ihr ungeſäet. Es ſammeln ſich die nicht gefallenen Aſen: Widar und Wali und ihnen geſellen ſich Thors Söhne und Erben, Modi und Magni, bei und wohnen auf dem Idafeld an Asgards Stelle, Baldur und Hödur kommen aus Hel zurück, und man findet im Graſe die Goldtafeln, welche die Aſen beſeſſen

hatten. In einem Walde hatten ſich während des Weltbrandes ein Mann und eine Frau (Lif und Lifthraſir, d. h. Leben und Lebenskraft) verborgen und ſich vom Morgenthau genährt; von dieſen ſtammt ein neues beſſeres Menſchengeſchlecht. Die Sonne hat eine Tochter geboren, ebenſo ſchön wie ſie, die nun ihre Bahn wandelt. In dem goldbedeckten Gimil, heller als die Sonne, werden die Guten ewige Ehre genießen. Alles aber regiert ein ungenannter höchſter Gott, ob der wiedergeborene Allvater Odin, iſt ungewiß. Ueberhaupt fehlt es in der germaniſchen Sage vom Weltende, wie in anderen, nicht an Unklarheiten und Widerſprüchen, die aber kritiſch zu behandeln hier nicht der Ort iſt.

---

12. Das Schickſal der Seelen in Volksſage und Aberglauben.

Nach der Einführung des Chriſtentums in Deutſchland hat manigfache Verquickung und Verſchmelzung zwiſchen deſſen Lehren und dem alten Glauben des Volkes ſtattgefunden. Wären dieſem von Seite der Glaubensboten keinerlei Zugeſtändniſſe gemacht worden, ſo hätten ſie es ſehr ſchwierig gehabt, mit ihrer fremdartigen jüdiſch-griechiſchen Lehre durchzudringen. Durch dieſe Vermiſchung unvereinbar ſcheinender Elemente hat das Chriſtentum in Deutſchland und damit auch, in Folge der Errichtung deutſcher Reiche in anderen Ländern, in ganz Weſteuropa einen neuen Charakter erhalten, der von dem morgenländiſchen ſcharf abwich, und die Phantaſie des deutſchen Volkes erhielt eine Richtung, welche ihrem künſtleriſchen und ſchriftſtelleriſchen Streben bis auf den heutigen Tag den Stempel jener Innigkeit und jenes Gemütsreichtums aufdrückte, der ihm ſo ſehr zur Zierde gereicht.

Den griechiſchen Geiſt charakteriſirte das Streben nach endloſer Verſchönerung des Endlichen, den germaniſchen Geiſt bezeichnet dagegen die raſtloſe Sehnſucht nach dem Unendlichen. Dies zeigt ſich in der geſammten deutſchen Kulturgeſchichte. In der Volksſage verrät es ſich, indem der Menſch, unzufrieden mit der kleinen und engen Erde, ſich kühn nach den glänzenden Geſtirnen verſetzt, die ihm leuchten. Schon die Edda macht Menſchenkinder zu Mond und Sonne. Auch die ſpätere Volksſage beharrt darauf, die zwei Leuchten des Tages und der Nacht als Weib und Mann zu betrachten, die ſich bald lieben, bald fliehen, ganz wie Menſchen. Ja es werden fortwährend Menſchen nach ihnen verſetzt, namentlich aber nach dem Monde, der dem Volke vertrauter iſt,

weil er nicht blendet wie die Sonne. So ſoll im Monde der Knecht Gottes weilen und zur Strafe Holz hacken bis die Welt zu Grunde geht. Es wird ein Bauer dahin verbannt, der Kohl geſtohlen, ebenſo Einer, der an einem Feiertage Stauden ausgehauen hat und muß dies nun fortwährend wiederholen. Derſelbe holt ſich ſogar ſein Weib von der Erde und ſie ſcheinen nun abwechſelnd. Ein Mädchen, das im Mondſcheine ſpann, was man nicht ſoll, muß nun im Monde ſpinnen, ebenſo eine Faule, welche ungern ſpann. Einem Knechte fliegt bei angeſtrengter Arbeit ſein Beil vom Stiele in den Mond; er pflanzt Kohl, der ſo raſch und ſo hoch wächſt, daß er daran in den Mond klettern kann. Vier Brüder bringen ſogar von einer Reiſe den Mond heim und es entſteht daraus ſolche Unordnung, daß ihn Petrus wieder holen muß.

Dieſes Streben nach der Unendlichkeit drückt ſich auch in den Sagen aus, welche von goldenen Schätzen oder Horten handeln. Der ganze Zuſammenhang dieſes Sagenzuges mit anderen Zügen zeigt, daß dieſe Schätze nichts anderes (wenigſtens in den meiſten Fällen) bedeuten als das Sternenheer, das der ſehnende Menſchengeiſt beſitzen möchte. Irdiſches Gold und Silber wird nicht, wie das der Sage, von Thieren gehütet, welche einſt religiöſe Verehrung genoſſen, wie Schlangen und Drachen, oder von Dämonen oder verwünſchten, d. h. der Unendlichkeit hingegebenen Menſchenkindern; irdiſches Gold bildet nicht, wie der Nibelungenhort, den Streitgegenſtand zwiſchen den Göttern und Heroen des Tages und der Nacht. Weil die Sterne aber kein wirkliches Metall ſind, obſchon ſie wie ſolches (oder vielmehr herrlicher) glänzen und bei Tagesanbruch verſchwinden, ſo werden auch die Goldſtücke, welche Nixen und Zwerge den Menſchen ſchenken, am Tage zu Kohlen, Staub, Aſche, Blättern und andern wertloſen Dingen, oder das umgekehrte iſt der Fall: ſolche Gegenſtände werden zu Gold und die verächtlich weggeworfenen Stücke ſind nicht mehr zu finden.

Die Sternenwelt wird in der Volksſage ferner zu einem „verzauberten“, „verwünſchten“ Garten oder Hain, zu einer glücklichen Inſel, zu einem wundervollen „Glasberg“ (das durchſichtige Himmelsgewölbe), zu einem herrlichen Wildgehege auf unerſteiglichem Gebirge. Die zahlreichen „Roſengärten“ der Sage, namentlich in den Alpenländern, ſind alles Bilder der Sternflur am Himmel und Zeugen der Sehnſucht nach dem Unendlichen. Ganz innig drückt ſich dieſe auch durch die Dichtung von einer beſondern Wunderblume („blauen Blume“) aus, die zu erringen der ſchwerſte Kampf nicht geſcheut wird.

Die frühere Verehrung von Thieren, in welchen göttliche Kräfte oder mächtige Geiſter vermutet wurden, hat ihre Spuren noch in dem Sagenzuge, welcher die Neigung verrät, den Thieren wie den Menſchen unſterbliche Seelen zuzuſchreiben. Dieſer Glaube fängt ſchon bei der

verachteten Kröte an, deren Auftreten aber in Sagen an Stelle der Schlangen und Drachen, z. B. als Schatzhüterin oder Hülle von Dämonen oder verwünschten Menschen, ihre frühere Hochhaltung nachweist. Die höher stehenden Schlangen sind ein Bild der menschlichen Seele, indem eine solche einen Schlafendem aus dem Munde kriecht und dahin geht wohin sich der Traum richtet (oben S. 4). Lieblichere Bilder der Seele sind die weißen Tauben, in welcher Gestalt schuldlos Getödtete zum Himmel schweben. Umgekehrt sind die schwarzen Raben verwandelte Menschen schlimmen Charakters und die Elstern und Eulen verwandelte Hexen. Auch die Hasen und Füchse stehen in diesem Rufe. An das Gespenstige grenzen die dreibeinigen Hasen, Füchse u. a. Thiere, doch ist bisher nicht erklärt, woher ihnen diese Eigenschaft zukam. Wirklich gespenstig ganz wie Menschen spuken Hunde, Katzen, Schweine, Ziegen, Widder, Kühe, Pferde u. a. Hausthiere, sehr oft ohne Kopf, wie sie auch vielfach die Hülle von Teufeln und Hexen sind oder sich in Menschen verwandeln. Viele Orte haben ihre ständigen nächtlichen Thiergespenster, die theilweise im Leben Menschen waren und zur Strafe für Unthaten in diesen Zustand versetzt wurden. Die große Ansammlung gespenstiger Thiere in der wilden Jagd ist bereits erwähnt. An ein vorzugsweise gespenstiges Thier, die Maus (oder Ratte), welches oft als Bild der Seele gilt, indem sie, wie die Schlange, dem Munde von Träumenden entschlüpft, schließt sich die Sage vom Rattenfänger, der nicht nur in Hameln, sondern in vielen Orten verschiedener Länder vorkommt und dem seelenführenden Hermes der Griechen entspricht, ursprünglich aber wol, wie die wilde Jagd, mit dem Sternenheer in Verbindung steht. Überhandnehmen der Mäuse bedeutet in der Volkssage Krieg, weil solcher die „Seelen", d. h. die Todten vermehrt. Weil die Mäuse Seelen sind, bestrafen sie den grausamen Bischof Hatto von Mainz, der seine Unterthanen verbrennen ließ. Auf ganze Heerden ausgedehnt ist die Vorstellung gespenstiger Thiere in der Sage vom Alprücken, d. h. der plötzlichen Entrückung von Viehheerden auf entfernte Alpweiden, was ursprünglich das nächtliche Hinziehen der aus Thieren bestehenden Sternbilder an den hohen Alp des Himmels bedeutet. Damit verwandt ist die Sage vom Nachtvolk, d. h. von gespenstigen Hirten unbekannter Herkunft und ihren Heerden, welche ähnlich dem „wütenden Heer" über Berg und Thal ziehen und an gewissen Orten rasten um ihre Thiere zu schlachten und zu essen, die dann am Morgen wieder unversehrt sind wie Thor's Böcke, und zwar auf dieselbe Weise, indem die Knochen sorgfältig gesammelt und in der Haut aufbewahrt werden, was an die Sammlung der Sterne im dunkeln Himmelszelt erinnert. Diesen ungesuchten Gästen ähnlich sind in mancher Beziehung die Kobolde, deren Spukstreiche bekannt genug sind.

Weitere Erscheinungen und Versammlungen von geister- und ge-

ſpenſterhaften Weſen entnehmen ihr Material dem Menſchengeſchlechte, ſei es vor oder nach dem Tode. Es gehören hierher die Verſammlungen und Tänze der ſogenannten Hexen, auf die wir beſonders zurückkommen werden, dann die Geiſtererſcheinungen gewöhnlicher Art, deren wir in der Einleitung (oben Seite 10 f.) bereits gedacht. Höherer Art als die gemeinen Geſpenſter ſind ſchon die „feurigen Männer“ oder ſogenannte Irrlichter und Irrwiſche. Das Licht und Feuer iſt ein Sinnbild der Seele, weil dieſe ein Funken des göttlichen Feuers iſt. Jeder Geiſt iſt nach religiöſer Anſchauung ein Ausfluß göttlichen Geiſtes und hat daher, namentlich nach Ablöſung vom Leibe, göttliche Eigenſchaften, wie Allwiſſenſchaft, Allmacht, Allgegenwart, in gewiſſem Grade. Der leuchtende Geiſt iſt darum ein beſonders ſprechendes Bild vergöttlichten Menſchentums und beſonders gefürchtet von lebenden Menſchen; denn unter der Herrſchaft eines polytheiſtiſchen Syſtems mußten es nicht gerade gute Geiſter ſein, welche ſich feurig offenbarten; es ſind vielmehr, wenn es nicht reine Licht-, ſondern eigentliche Feuergeſtalten ſind, Verdammte, Kandidaten oder Bewohner der Hölle, namentlich Grenzſteinverrücker, Diebe, Betrüger u. ſ. w.

Eine eigene (bereits oben Seite 121 ff. erwähnte) Geſpenſtergruppe ſammelt ſich um die beiden oberſten deutſchen Gottheiten, den Himmelsgott Wodan und die Erdgöttin Hulda, Berchta oder wie ſie immer heißt, bei deren nächtlichen Fahrten, Zügen, Ritten ꝛc. An die bereits erwähnte wilde Jagd ſchließt ſich ſo zunächſt der dieſelbe oft vertretende Wagen Wuotans (welchen Namen auch das Sternbild des Großen Bären führt), der aber in der verchriſtlichten Sage zur „Geiſterkutſche“ geworden iſt. Dieſer Wagen mag das Rollen des Donners oder den Wagen, auf dem die Todten in die andere Welt fahren, bedeuten.

In einer Schweizerſage heißt es mit deutlicher Beziehung auf den Himmel und ſeine Sterne:

Wenn am Himmel ſich Wolken aufthürmen und Gott das Land wäſſern will, ſo fahren aus den Trümmern der Burg Reiſenſtein (Baſel-Land) hoch zum Sternenzelt Fräulein und Ritter in feurigen ſechsſpännigen Wagen. Da glänzt und glitzert und funkelt Alles wie Edelgeſtein. Aber ſie ziehen nicht in die Gefilde des Himmels. Eine Zeitlang fahren ſie um das unbegrenzte Himmelgewölbe und kehren dann wieder in die Burgruine zurück.

Ähnlich lautet die Sage im Elſaß:

Im „Feengarten“, eine Maſſe unbehauener Felsſtücke beim Kromlech auf dem Langenberge im Breuſchthale, erſcheint zuweilen Nachts eine Schar weißgekleideter Jungfrauen, Feen, die einen Reigen tanzen. Manchmal kommt vom entgegengeſetzten Berge ein Wagen mit feurigen Roſſen durch die Luft und alſobald verſchwinden die Jungfrauen. Eine von ihnen ſteige ins Thal

hinab, in der Kirche zu Haslach zu beten. Sobald ſie ihren Weg zum Berge wieder antritt, verſchwindet der Wagen bei ihrem Anblicke, der indeſſen den Ort im Kreiſe umfahren hatte, und die weißen Jungfrauen erſcheinen wieder.

Daß die Sterne die Seelen oder auch die Wohnſitze der Verſtorbenen ſind, iſt eine alte volkstümliche Vorſtellung, aus welcher von ſelbſt die ſagenhafte Ausſchmückung und Weiterführung hervorgeht, die nächtliche Verſammlung und Bewegung der Sterne auch wie eine ſolche der als Geiſter belebten Todten aufzufaſſen*). Daß dieſe ſchauerliche markerſchütternde Phantaſie in Vielem mit der wilden Jagd, dem Geiſterwagen und dem Zuge der Nachtfrau (Holle oder Berchta), ſowie mit den nächtlichen Hexenmahlzeiten, Hexentänzen und Hexenfahrten des Volksglaubens zuſammenfallen und vermengt werden mußte, iſt ſehr natürlich. Die Vorſtellung wirkte auch ſo tief auf die Gemüter, daß es ſehr nahe lag, ruchloſem Zuſehen oder gar Einmiſchen in das nächtliche geiſterhafte Treiben eine Beſtrafung des Schuldigen folgen zu laſſen, welche bald in einer Verwundung oder Verletzung, in Blendung, in Entführung durch das Geiſterheer oder gar in grauſenhaftem Tode, ſogar durch Zerreißen in Stücke beſtand. Die Vorſtellung vom Treiben der Todten ſelbſt nahm verſchiedene Formen an. Bald zogen ſie in Leichenprozeſſion dahin, bald hielten ſie in nächtlich erleuchteter Kirche Meſſe oder Predigt, oder in Schloßruinen ein Geiſtergericht, auch ſpielten und zechten die Geiſter, bald jagten ſie dahin wie das wütende Heer oder benützten die Geiſterkutſche, an deren Stelle auch ein Schiff oder ein Schlitten trat, bald endlich tanzten ſie auf Gräbern, und dieſer ſchauerliche Todtentanz findet ſogar in Sagen auf Lebende Anwendung, die zur Strafe für ein Vergehen immer tanzen müſſen, ohne anders zu können. (Grimm, Sagen 231.) Es iſt in beiden Fällen der raſtloſe nächtliche Tanz der ſich um die Welt drehenden bleichen Geſtirne**). Bei der Leichenprozeſſion tauchte manchmal das gräßliche Doppelgeſicht auf, indem der

*) Ein alter Hirt zu Brodewin in der Uckermark erzählte dem Sagenforſcher Kuhn: Jeder Menſch habe ſein Licht am Himmel, und wenn er ſterbe, ſo gehe es aus, es kommen aber ſtatt der alten immer gleich wieder neue zum Vorſchein, da immer wieder neue geboren werden.

**) Es iſt dies die Idee zu Goethe's Todtentanz, wo der Thürmer um Mitternacht hinab ſchaut auf die Gräber und die Todten aus den Gräbern ſteigen, die Gewande abwerfen und ſich im gräßlichen Gerippetanze klappernd tummeln ſieht, wo er einen der Laken aus Poſſe entwendet und vom Beſtohlenen von Ort zu Ort verfolgt wird, „langbeinigen Spinnen vergleichbar", bis es zu des Mannes Glück „ein Uhr" ſchlägt und das Gerippe unten zerſchellt. Ganz verſchieden hiervon iſt jedoch der künſtleriſch dargeſtellte Todtentanz (von Holbein, Manuel u. A.), welcher nichts mit der Mythe zu thun, ſondern eine rein chriſtlich-ethiſche Idee zur Grundlage hat. Vergl. Wackernagels Abhandl. in Haupts Zeitſchrift IX. S. 302 ff.

Neugierige im Zuge ſich ſelbſt erkannte, was ſeinen baldigen Tod zur Folge hatte. Die höchſte poetiſche Ausbildung erhielt aber dieſe ergreifende Vorſtellung in der nächtlichen Entführung der Liebenden durch den todten Geliebten, welche Idee ſich eng an die wilde Jagd anſchließt. Der wilde Jäger jagt nämlich nach vielen Sagen eine Frau (Waldfrau) oder ſeine Geliebte oder Gattin; wenn er ſie hier zu den Todten abholt, iſt es daſſelbe. Er iſt Odin, ſie die Fürſtin des Sternheeres, die Mondgöttin, welche der Himmelsgott mit ſeinen Wolken umhüllt und entführt, oder auch die Erde, welche er in Nebel einhüllt, deſſen phantaſtiſche Formen einer geiſterhaften Verſammlung verglichen werden können. Es ſind nun über hundert Jahre, ſeitdem (im Muſen-Almanach für 1774) dieſe ergreifende Idee unſerer erſten und unübertroffenen deutſchen Ballade, Bürgers Leonore, das Leben gab.

Einige Beiſpiele aus dieſem ſchauerlichen Sagenkreiſe mögen hier am Platze ſein.

In Rapperswil glaubte man bis auf unſere Zeit, was ſchon Tſchudi berichtet, die dortige Glocke, womit man das ſogenannte „Endzeichen“ läutet, wenn Jemand am Verſcheiden iſt, habe beim Auszuge der Bürger im Jahre 1388 zur Näfelſerſchlacht dreißigmal angeſchlagen, ſo viele nachher fielen, und in der Nacht habe der Meßner alle, Mann um Mann, jeder ſein Haupt wie einen Hut unter'm Arme, den Kirchengang hin, zum Todtenopfer gehen geſehen.

Zu Gſteig im Berner Oberlande hält ein verſtorbener Pfarrer den Todten ſeiner Gemeinde eine ewige Predigt; ſowie auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, ſchwinden die geſpenſtigen Zuhörer wieder in ihre Gräber hinab. Wer ein Todtengebein auf die linke Achſel nimmt und rückwärts in die Kirche geht, kann Dieſe wahrnehmen.

Auf Island glaubt man, daß zu beſtimmten Zeiten ein ganzer Kirchhof aufſtehen könne; die Todten halten dann in der Kirche Gottesdienſt, deſſen Anblick jedoch, wenn er etwa Vorübergehenden zu Theil wird, gar gräßlich ſein ſoll.

Manche, die um Mitternacht am Friedhofe zu Neuſtadt in der Oberpfalz vorbeigingen, fanden die Kirche erleuchtet und erblickten, wenn ſie eintraten, die Verſtorbenen der Gemeinde. Auf dem Altare brannten Lichter, welche die noch lebende Gemeinde andeuteten; welches Licht nun zunächſt erloſch, ſo ſtarb Der, den es andeutete, zunächſt. Ein Todter nannte an der Thüre, entgegenkommend, die Namen.

Auch in Gefrees ſtehen während der Metten die Todten aus den Gräbern auf und halten das Hochamt in der Kirche. Eine fromme Tochter die ihre verſtorbene Mutter ſehr liebte, ging einſt hin, ſie zu ſehen, und ſetzte ſich in ihren Stuhl. Da klopfte es ihr hinterrücks auf die Schulter, ſie ſah die Mutter daſtehen, welche ſie mahnte, beim

Verlaſſen der Kirche ja ihr Tuch wegzuwerfen. Sie that es und am Morgen fand man das Tuch in tauſend Fetzen zerriſſen vor der Kirchenthüre, was der Tochter Schickſal geweſen wäre.

Im Sarganſerlande iſt die ſchauerliche Sage des Nachtvolkes, d. h. eines die Dörfer durchwandernden Zuges aller Geſtorbenen und bald Sterbenden der Kirchengemeinde allgemein verbreitet. Ein Schullehrer in Flums hörte einſt, ehe er einſchlief, gegen Mitternacht den Zug und vernahm deutlich aus dem ſogenannten ſchmerzhaften Roſenkranze, d. h. dem von Jeſu Leiden, die Stellen: „Der Du für uns Blut geſchwitzt haſt — der Du biſt gegeißelt — der Du biſt mit Dornen gekrönt worden u. ſ. w.“ Staunend und neugierig ſtürzte er aus dem Bette, ſchlof ſchnell in das eine Hoſenbein und war am Fenſter, wo ihn der Anblick beinahe verſteinte. Es war ein unüberſehbarer Leichenzug, dabei vorne viele ſeiner verſtorbenen Bekannten, und je weiter hinten, deſto fremder; aber auch welche die noch lebten. Vorne die bekannte ſchwarze Flumſerfahne, das Kreuz, der Geiſtliche, der Meßner, und bei dieſem er ſelbſt, nur in einem Hoſenbeine und den einen Fenſterflügel am Halſe. Die Menge betete, ohne umzublicken, ernſt fort und verſchwand ſeinem Auge. Nach einer andern Erzählung hatte er vom Gebete nichts verſtehen können, als nach Zwiſchenräumen die Worte: „erlös uns von dem Uebel. Amen“. Er erzählte das Geſehene, erkrankte bald und ſtarb, wie Alle, die er erblickt hatte.

Zu Sommerhauſen in Unterfranken begaben ſich zwei Dienſtmägde zu Bette. Da fuhr, als die eine ſchon lag und die andere bis auf's Hemd ſich eben entkleidete, das „wütende Heer“ über's Dorf hin mit lautem Rufen und Hörnerklang. Die, welche noch auf war, ſchaute zum Fenſter hinaus und horchte auf das ſchöne Lied, das die wilden Jäger eben bliesen. Das gefiel ihr ſo gut, daß ſie unbeſonnen laut in den Zug hinausrief: „Wäre ich geſchürzt und gegürtet, ich ginge mit!“ Kaum hatte ſie es ausgeſprochen, als zwei wilde Geſellen neben ihr ſtanden, der eine ihr die Schürze umband, der andere den Gürtel befeſtigte, dann beide ſie an den Armen erfaßten und in die Lüfte trugen. Niemand hat ferner von ihr vernommen.

Eine junge ſchmucke Dirne hatte einen Freier, den ſie, wie er ſie, äußerſt liebte. Da mußte es kommen, daß der Geliebte krank wurde und ſtarb. Sie wollte ſich gar nicht zufrieden geben, weinte und jammerte den ganzen Tag, und wenn es Abend wurde, ſetzte ſie ſich auf ſein Grab und trauerte die liebe lange Nacht. Als es nun die dritte Nacht war und ſie wieder ſo am Grabe jammerte, kam ein Reiter auf einem Schimmel daher und fragte, ob ſie mit ihm reiten wolle. Sie kannte ihn wohl und war bereit, wohin er wolle. Damit ſtieg ſie auf ſein Pferd und fort ging es wie der Wind in die weite Welt.

Nach einer Weile fragte er:

Der Mond der ſcheint ſo hell,
der Tod der reitet ſo ſchnell,
Mein Gretchen, graut Dir nicht?

So fragte er allmälig dreimal und dreimal antwortete ſie: Nein, mein Hans, wie ſollte mir grauen? Ich bin ja bei Dir. So ging's wieder weiter und weiter und immer toller als früher, und nach der dritten Frage wurde er „gruen", und drehte ſich das Pferd dreimal im Kreiſe mit ihnen herum und weg waren ſie.

Das Schiffermärchen vom „Fliegenden Holländer" iſt wol nur eine neue Veränderung der alten Vorſtellung, daß der Himmel ein Meer, in welchem die Geſtirne als Schiffe, Fiſche, andere Meerthiere (Waſſerſchlangen) und Meermenſchen (Nixen, Waſſermänner) umherſchwimmen, wozu auch kommt, daß die Geſtirne bei Aufgang und Untergang aus dem Meere auf- und in daſſelbe unterzutauchen ſcheinen. Es iſt dieſelbe Idee, wie das Umherziehen der Geiſter zu Fuß (Leichenzug u. ſ. w.), ihr Umherreiten zu Pferde (wilde Jagd), ihr Umherfahren zu Wagen (Geiſterkutſche) auf dem Lande; ſie iſt nur auf das Waſſer übergetragen, gleichviel ob Meer, See oder Fluß; es handelt ſich hier lediglich um die Form, unter welcher Fiſcher- und Schiffervölker die Bewegung der Geſtirne am Nachthimmel auffaßten. Daher ſind es auch hier Todte, Seelen der Verſtorbenen, welche die Fahrt auf dem Schiffe durch das uferloſe Meer der Unendlichkeit mitmachen. Sind ja auch die Schiffe (Archen), auf welchen die Bevorzugten der Flutſagen ſich retten, Überfahrtmittel aus einer untergehenden in eine wiedergeborene Welt!

Claudianus nennt das nordgalliſche Ufer, unweit Britanniens und des Rheines, als den Sammelplatz der Seelen, deren Flug dort rauſche, deren Klagen man vernehme, deren bleiche Geſtalten man wandern ſehe. Prokopius hörte ſelbſt von den Einwohnern dort, die Fiſcher und Landleute werden Mitternachts geweckt, ſehen, an's Meer kommend, leere Nachen, die aber augenblicklich von Unſichtbaren ſo voll werden, daß kaum Fingerbreite über'm Waſſer bleibt. Nach einer Stunde landen ſie an der Inſel Brittia, wozu ſie ſonſt Tag und Nacht brauchen. Drüben hören ſie jedem Einzelnen Namen und Land, Frauen den Namen der Männer abfragen. Nach Villemarqué iſt es der Bretagne äußerſte Spitze, wo eine Bucht noch „die der Seelen" heißt.

Nach deutſcher Sage weckt eine Mönchsgeſtalt den Schiffer, legt ihm den Fährlohn in die Hand und verlangt über den Strom. Der Nachen füllt ſich ſo, daß der Mann kaum Platz findet; er fährt, landet, wird wie im Sturme zurückgeworfen, und findet neue Ladung. — Wie das Heer der Nachtſterne in's Meer zieht, fuhren die Todten auf die Inſeln der Seligen. Wie das alte Britannien, ſo iſt auch in der

Volksſage (bekräftigt durch den Namen: Engel-Land) England die Inſel der Seligen geblieben, was mithin eine Ueberfahrt der Todten bedingt. In einer ſumpfigen Gegend der Altmark (Drömling) wird noch vom Nobiskrug (im Mittelalter eine Bezeichnung der Hölle) als dem Wirtshaus, wo alle Todten einkehren und ſpielen, gefabelt.

In Oſtfriesland an der Küſte der Nordſee ſind Buchten, die eine Art kleiner Häfen bilden, genannt Siehle. An ihren äußerſten Vorſprüngen ſteht ein einſames Haus irgend eines Fiſchers. Die Natur iſt traurig, ohne Vogel, außer den Möven, die kreiſchend Stürme verkünden, ohne Lieder, denn der Bewohner iſt ernſt und ſchweigſam. Zu einer beſtimmten Zeit im Jahre, heißt es, juſt um die Mittagsſtunde, wo der Fiſcher eben mit ſeiner Familie zu Tiſche ſitzt, ruft ihn ein Fremder, in Holländertracht, auf die Seite und verhandelt mit ihm über Ueberfahrt von Seelen nach der „weißen Inſel", die auch Brea und Britinia heißt, was Britannien ſein ſoll. Der Holländer bezahlt in ganz kleinen Silberpfennigen, und gegen Mitternacht, wenn der Mond aus den Wolken tritt, ſteht der Schiffer bereit. Wie der Mond erſcheint, bemerkt dieſer, daß das Schiff ſich befrachtet und bis Handbreite in's Waſſer ſteckt, ohne daß er irgendwie Sichtbares wahrnimmt, etwas wie Nebel ausgenommen, oder mehr hört als leiſes Zirpen und Kniſtern, bis er an der weißen Inſel landet, wo der Holländer ſchon wartet und einen Appell abliest, während der Kahn immer leichter wird. Der Schiffer fährt wieder heim.

Die Volksſage kennt auch eine Wiedergeburt oder ein Fortleben einzelner Menſchen auf der Erde ſelbſt, wie es von Göttern und Heroen des Altertums erzählt wird, und deſſen Vorbild ſtets die untergegangene und wieder aufgehende Sonne bleibt. Die Helden der Sagen dieſer Art ſind oft unbekannte und dunkle, oft geſchichtlich bedeutende Perſonen; auch haben dieſe Sagen bald einen ernſten ergreifenden, bald einen komiſchen Charakter. Wir laſſen einige Beiſpiele folgen.

Ein bretagniſcher Ritter erblickte ſeine verſtorbene Frau Nachts in einem einſamen Thale unter einer großen Schaar anderer Frauen. Er entführte ſie, lebte dann lange Jahre mit ihr und zeugte Kinder, deren Nachkommenſchaft noch heute zahlreich iſt, und die man filii mortuae, Söhne der Todten nennt.

Im Speſſart lebte Einer, der die Nachbarn durch Falſchwägen betrog. Als man ihn todt zum Kirchhofe trug, ſagte Einer: Nun jetzt haben wir einmal den Böſen. Da ſchaute der Verſtorbene in ſeiner weißen „Schnüttelkappe" oben zum Dachfenſter heraus und rief herab: „Nein, ihr habt ihn nicht." Später verzauberte ihn Einer in einen Sauerwaſſerkrug und trug ihn in einem Sacke hinaus in die „Dunkel", ein Steingerölle unweit der Straße von Rechtenbach nach Lohr.

Mitten im Dorfe Möhlin ſteht ein Haus nach alter Bauart,

genannt das „Heidenhaus“. Man ſagt, es habe einem Wucherer, Fritz Böhni, gehört, der in einer Hungersnot ein Viertel Land für ein Laib Brot forderte, bis er Alles beſaß bis zum Tannenforſt am linken Rheinufer, und ſieben Häuſer darauf, alle auf gleiche Art gebaut. Im ſchönſten, zu Ryburg, wohnte er und wurde von einem unbekannten Jäger erwürgt und von Kapuzinern in ſeiner Geldtruhe am Rhein im Tannenwalde verſcharrt. Als man heim kam, ſchaute er mit einer roten Mütze zum Fenſter heraus, ſeinen Boden überblickend. Auch in den anderen Häuſern erſcheint er in jeder erdenklichen Thiergeſtalt. Fuhrleuten machte er die Roſſe ſcheu und die Wallbacher hören ihn erbärmlich: „Hub, hub! hoho!“ ſchreien. Als Hund, als Kätzchen oder Kalb mit Glühaugen oder ſchwarzer Mann ſtreicht er im Wald umher.

Die Vorſtellung von einem Fortleben Geſtorbener auf der Erde fand aber namentlich Anwendung auf die Erwartung beſſerer Zeiten, und da man ſolche einſt von der Wiedergeburt der Götter*), ſpäter aber beſonders vom Wiedererſcheinen beliebter und gefeierter Helden und Könige (menſchgewordener Götter, wie im täglichen Leben vom Wiederanbruche des Morgens oder des Frühlings oder vom Wiedererwachen in einem jenſeitigen Leben) erwartete, ſo wurde von Solchen, wie von Enoch, Elias, Pythagoras, Jeſus, Apollonios u. ſ. w., gedichtet, ſie ſeien nicht wirklich todt, ſondern erwarten in einem hohlen Berge (wie die hinter die Berge untergeſunkene Sonne ihren Wiederaufgang abwartet) den Ruf zu einer großen Schlacht, in welcher ſie ihre Feinde mittels eines furchtbaren Blutbades beſiegen und ein neues Reich des Friedens und der Glückſeligkeit begründen würden. In den Phantaſien verſchiedener Sekten und Schwärmer entwickelte ſich dieſer Traum mit Hilfe der Apokalypſe und ähnlicher Schriften zu dem Wahne vom tauſendjährigen Reich, zur Theorie des Chiliasmus. Wie ſehr dergleichen phantaſtiſche Hoffnungen noch in der neueſten Zeit fortleben, zeigt die Thatſache, daß ſich den Sagen vom Fortleben Karls und Ottos des Großen, der beiden Kaiſer Friedrich, Karls V. (der jedoch nur aus Mißverſtand an die Stelle Karls dem Großen geſetzt wurde), des Serbenhelden Marko Kraljewitſch und des Böhmenkönigs Wenzel, in neueſter Zeit diejenige vom Wiedererſcheinen Kaiſer Joſeph II. (in Oeſterreich), Andreas Hofers (in Tirol) und Napoleans I. (ſehr allgemein) anſchloß.

Die anziehendſte aus dieſer Gattung von Sagen bleibt aber ſtets diejenige von dem im Kiffhäuſer ſchlafenden Friedrich Rotbart.

---

*) Schon der alte Norden dichtete von ſeinem Odin, der ja Sonnengott iſt, er ſei einmal aus dem Lande gefahren, nach Godheim; man wähnte ihn todt, aber er kehrte zurück. (Ynglinga Saga.)

Auf dem Kiffhäuſer in Thüringen ſchläft Friedrich Rotbart*); er ſitzt am runden Steintiſch, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd; ſein Bart wächſt um den Tiſch und hat ſchon zweimal deſſen Windung umſchloſſen; wenn er das dritte Mal herumgewachſen ſein wird, erfolgt des Königs Aufwachen. Bei ſeinem Hervorkommen wird er ſeinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen**) und eine beſſere Zeit werden. Doch Einige haben ihn auch wachend geſehen; einen Schäfer, der ein ihm wolgefälliges Lied gepfiffen, fragte Friedrich: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ und als der Schäfer bejahte, „ſo muß ich hundert Jahre länger ſchlafen“***). Der Schäfer wurde in des Königs Rüſtkammer geführt und bekam den Fuß eines Handſaſſes geſchenkt, den der Goldſchmied für echtes Gold erkannte. Eine Sage verſetzt den Kaiſer Otto†) an die Stelle Friedrichs in den Kiffhäuſer und läßt ihn Nachts hervorkommen und mit ſeinen Rittern Kegel ſchieben.

Nach Anderen ſitzt Friedrich in einer Felſenhöhle bei Kaiſerslautern oder zu Triſels bei Anweiler oder im Untersberg (auch Wundersberg) bei Salzburg (wo aber Einige Karl den Großen oder Karl V. hauſen laſſen) und das Wachſen des Bartes um den Tiſch wird ebenſo erzählt. Hat der Bart zum dritten Male die letzte Tiſchecke erreicht, ſo tritt das Weltende ein; auf dem Walſerfeld erfolgt eine blutige Schlacht, der Antichriſt erſcheint, die Engelpoſaunen ertönen und der jüngſte Tag iſt angebrochen. Das Walſerfeld hat einen dürren Baum (Birnbaum), der ſchon dreimal umgehauen wurde, ſeine Wurzel ſchlug immer aus, daß ein neuer vollkommener Baum daraus erwuchs. Wann er wieder beginnt zu grünen, dann naht die ſchreckliche Schlacht, und wann er Früchte trägt, wird ſie anheben. Friedrich hängt dann ſeinen Schild an den Baum, Alles wird hinlaufen und ein ſolches Blutbad ſein, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt; da werden die böſen von den guten Menſchen erſchlagen.

Der letzterwähnte Zug beruht, wie leicht erhellt, auf einer Verſchmelzung der Vorſtellung von der germaniſchen Götterdämmerung mit apokalyptiſchen Ideen. Der oben genannte Antichriſt iſt zum erſten Male, nicht genannt, aber angedeutet, im zweihörnigen Thier der Offenbarung des Johannes (nicht zu verwechſeln mit dem

*) Wol nicht mit Unrecht leitet Grimm den roten Bart des Kaiſers von Thor ab, von dem natürlich Dasſelbe geſagt werden konnte, was von Odin.

**) Natürlich, vom Strahl der wiedererwachenden Sonne.

***) Das heißt, wenn die Zeit noch nicht da iſt für den Wiederaufgang, wenn die Vögel der Nacht, die Raben, noch fliegen, ſo muß die Sonne noch länger harren.

†) Im Namen Otto liegt vielleicht eine Erinnerung an Odin.

ſiebenköpfigen Drachen, welcher der Teufel iſt). Der Name dieſes Thieres wird (Offenb. 13, 18) angegeben als enthalten in der Zahl 666. In hebräiſchen Buchſtaben-Zahlzeichen geht dieſe Zahl aus dem Namen Nero Cäſar, dem Namen des Verfolgers der Chriſten hervor. Nero war alſo der urſprüngliche Antichriſt und deſſen Verlegung in die Zukunft blos eine Folge der Unfähigkeit, jene Zahl aufzulöſen. Der Name des Antichriſts wird zuerſt in den Briefen des Johannes genannt (bei Luther „Widerchriſt", I, 2, 18. 4, 3. II, 7). Im elften Kapitel der Offenbarung des Johannes werden zwei weisſagende Zeugen verkündet, welche Macht haben, den Himmel zu verſchließen, daß es nicht regne, das Waſſer in Blut zu verwandeln und die Erde mit Plagen heimzuſuchen; das Thier aber werde ſie überwinden und tödten. Die Kirchenväter ſahen in dieſen beiden Kämpfern gegen den Antichriſt, was auch wol der Verfaſſer ſo gemeint hatte, die beiden niemals geſtorbenen Enoch und Elia (oben S. 84). Dieſe Anſchauung pflanzte ſich fort und wurde in den germaniſchen Ländern, beſonders von den Dichtern des Heliand und des Muſpilli, mit dem Weltbrande der Edda vermengt. Henoch und Elias traten hier an die Stelle der Aſen, namentlich Elias an diejenige Thors, weil er im Wetter gen Himmel fuhr, und von ihm im A. T. geſagt iſt, er verſchließe die Wolken des Himmels (wie er in ſerbiſchen Liedern als Gromownik Ilija, Donnerer Elias, angerufen wird). Gleich Thor ſollte Elias im Kampfe mit dem Antichriſt tödtlich verwundet werden und von ſeinem triefenden Blute die Berge in Brand gerathen. Endlich aber ſollte der Antichriſt, wie der Teufel in der Offenbarung, dem Erzengel Michael unterliegen und dann die Welt und das letzte Gericht kommen.

Der Gedanke des Weltunterganges erſcheint indeſſen auch in lokaler Beſchränkung und Abſchwächung, und zwar meiſt in der Weiſe, daß ein furchtbares Ereigniß als Folge des Uebermutes oder ſonſt ſträflichen Verhaltens der Menſchen dargeſtellt wird. Die Letzteren werden in ſolchen Lagen unter mancherlei Geſtalten geſchildert, z. B. als ein reicher Senn oder ein übermütiges Sennerpaar, als ein König und eine Königin, eine Stadt voll frevlen Volkes, welche bald einen wandernden armen Alten, ein hungernd Weiblein, eine dürftige Mutter ungaſtlich und ſchnöd abweiſen, während ſie die Gottesgaben entheiligen, die Wege auf der Alp mit ſchönen Käſen und goldgelben Butterſtücken pflaſtern, mit ſolchen kegeln und ſo lange, bis das Maß voll iſt, die Frevler in Steine verwandelt daſtehen, die fette Trift von Felsgerölle überſchüttet oder von Gletſchereis überzogen wird, oder Alles in einen See verſinkt. Nun hört man die Jammerſtimmen und das Heerdegeläute aus Gletſcher und See hervorſchallen, oder erblickt bei hellem Wetter die Häuſer und Thürme der „verſunkenen" Stadt aus dem

Waſſergrunde herauf ſchauend, und hört die Glocken der Kirchen in der einſamen Tiefe läuten. Dieſe Seen, an deren Stelle in Gegenden, die ſolcher entbehren, Schuttfelder, Steinwüſten und Gletſcher treten, unter denen Gärten, Wälder und Alpenweiden begraben liegen — ſind lauter Abänderungen der Flutſage, wo es auch manchmal nicht an der Rettung einzelner Bevorzugter fehlt.

Noch mehr Abſchwächungen und Reſte der alten heidniſchen Mythe finden ſich im Volksaberglauben, ſo namentlich auch in Bezug auf das Schickſal der menſchlichen Seele. Wir erwähnen aus dem überſprudelnden Reichtum der vorhandenen Vorſtellungen nur die bezeichnendſten und anſprechendſten.

Der Glaube, daß der Storch die Kinder bringe, wird zwar natürlich von Erwachſenen nicht getheilt, aber tief iſt die Anſchauung in den Volksglauben gedrungen, daß der Storch die Seelen der Kinder aus den Wolken hole. Die Seele iſt, wie ſchon mehrfach angedeutet, nach der Volksmeinung etwas Stoffliches und kann den Körper auch zeitweiſe verlaſſen; wenn man auf einen ſolchen verlaſſenen Körper drei Kreuze anbringt oder ihn umwendet, ſo kann die Seele nicht mehr herein (weil der Mund ihre Thüre iſt) und der Menſch muß ſterben. Nach tſchechiſchem Volksglauben wandert die Seele Nachts aus dem Körper in einen Weidenbaum, und wenn man dieſen umhaut, iſt der Menſch todt. Daſſelbe iſt im deutſchen Volksglauben der Fall mit den Thieren, die als Hülle der Seele vom Menſchen im Schlafe ausgehen; wenn ſie getödtet werden, ſtirbt der Betreffende ebenfalls. Nicht ſelten iſt auch die Anſicht, daß Menſchenſeelen nach dem Tode in Thiergeſtalt umgehen.

Die Sterbenden ſollen nach dem Glauben mancher Gegenden nicht beklagt werden, ſonſt ſterben ſie ſchwer. Dem Todten müſſen die Augen zugedrückt werden, ſonſt wartet er noch auf einen oder holt jemanden nach. Wird nicht Fenſter oder Thüre beim Sterben geöffnet, ſo bleibt die Seele im Hauſe zurück und muß ſpuken; man jagt ſie auch durch Wehen mit Tüchern hinaus oder ſtürzt Gefäſſe um, damit ſie ſich nicht darin fange. Auch ſtellt man der abgeſchiedenen Seele ein Glas Waſſer, ein Handtuch und ein Licht hin, damit ſie ſich waſchen könne, ehe ſie vor den ewigen Richter tritt. Es wird ferner geglaubt, ſo lange die Leiche im Hauſe iſt, bleibe noch die Seele da und höre alles, was über den Todten geſprochen werde. Iſt jemand geſtorben, ſo muß man ſofort alle Schlafenden wecken, damit ihr Schlaf nicht ein Todesſchlaf werde, ſelbſt das Vieh und die Bienen müſſen geweckt, die Blumen an einen andern Ort gebracht, die Geräte weggerückt werden, wenn ſie nicht zu Grunde gehen ſollen. So zeigt man einen Todesfall auch förmlich dem Vieh, den Bienen, den Bäumen, ja ſogar den Vorräten in der Scheuer und den Sämereien am ſelben Tage an, ſonſt gehen

die Thiere fort, die Pflanzen und Vorräte verderben und die Samen gehen nicht auf. Man verhängt auch die Spiegel und alles Glänzende, denn wer ſein Bild darin erblickt, muß ſterben. Den Todesfall muß man ferner auch dem Nachbar anzeigen und dieſer dem nächſten, der letzte aber einem Baum, ſonſt ſtirbt jemand in ſeinem Hauſe. Alles dies zeigt das innige Zuſammengehören aller Weſen im deutſchen Hauſe und aller Glieder in der deutſchen Gemeinde. Thränen, die auf die Leiche fallen, ſtören die Ruhe des Todten oder der Weinende ſtirbt bald nach. Allzuvieles Klagen veranlaßte z. B. die rührende Sage vom Thränenkrüglein, welches das todte Kind tragen muß, daher es die Mutter bittet, mit dem Weinen aufzuhören. Man muß dem Todten die gewöhnlich von ihm gebrauchten Gegenſtände mit ins Grab geben, ſonſt werden ſie den Ueberlebenden gefährlich. Wie im Altertum wird auch jetzt noch in deutſchen Gegenden der Leiche ein Geldſtück in den Mund gegeben, abſchon Charons Nachen weggefallen iſt. Wird der Sarg mit dem Kopfende voran hinausgetragen, ſo kehrt der Todte zurück, gegen welches Vorkommniß der Vorſichtsmaßregeln eine zahlloſe Menge ſind. Wenn man ein Grab beraubt, ſo holt ſich der Todte nachts ſein Eigentum. Nach dem Glauben mancher Gegenden kehrt der Verſtorbene am dritten Tage nach dem Tode zu einem Abſchiedsbeſuche in das Haus zurück. Der verſtorbene Hausvater geht in der Nacht nach der Beerdigung dreimal um ſein Haus herum, damit die Seinigen kein Unglück treffe. Auf dem Friedhofe muß der zuletzt Begrabene ſo lange Wache ſtehen, bis ein anderer ankommt, kehrt dann auf einige Zeit in ſein Haus zurück und kommt jährlich am Todestage wieder. Wie im Märchen, kommt auch im Volksglauben eine geſtorbene Wöchnerin nächtlich wieder, um ihr Kind zu beſorgen. Todte Bräute tanzen ſo lange auf Kreuzwegen, bis der Bräutigam nachfolgt. Jeden Samstag dürfen die Seelen aus dem Fegefeuer nach Hauſe zurückkehren und man darf da die Thüre nicht heftig zuſchlagen, ſonſt klemmt man ſie ein, ebenſo am Allerſeelen- und an anderen Tagen, wo man ihnen allerlei Bequemlichkeiten verſchafft und ihnen ſogar Butter hinſtellt, um ihre — Brandwunden zu lindern! Wer in der Nacht aufwacht, den haben die armen Seelen geweckt, um für ſie zu beten. Umgehen überhaupt müſſen die Seelen entweder zur Strafe oder wenn ſie verhungert oder eines gewaltſamen Todes geſtorben ſind. Die Todten erſcheinen in Nebelgeſtalt, böſe als Thiere, ja ſogar als Beſen, Strohbündel ꝛc., oder feurig, auch ſchwarz, gute weiß. Verdammte ſchleppen Ketten nach. Bei einem heftigen Sturme ſagt man, der Teufel fahre mit der Seele eines Erhängten davon und der Sturm legt ſich erſt, wenn die Leiche begraben iſt.

Geiſter und Geſpenſter eigener Art, welche einen verſtümmelten und entſtellten Jenſeits-Glauben verraten, ſind die das ſogenannte Alp-

drücken verurſachenden, dem Namen und Weſen nach mit den zwerghaften Elben (Alfar) der Mythe verwandten Alpe oder Schrättlinge. Statt ihrer erſcheint im Volksaberglauben oft auch die Nachtmare, ein ſchönes weibliches Weſen; ſie kommt auf einem Sieb aus England gefahren und vermählt ſich oft mit männlichen Menſchen, denen ſie Kinder gebiert, aber bisweilen durch das Schlüſſelloch oder eine andere Oeffnung in der Wand entflieht. Ihre Stelle nimmt aber auch die häßliche Trude ein. Doch ſind nach ſpäter aufgekommener Wendung der Sage oft wirkliche Menſchen beider Geſchlechter heimliche Alpe oder Nachtmaren, beziehungsweiſe Truden. Nach niederländiſchem Glauben muß die ſchönſte von ſieben Töchtern Nachtmare werden. Gefangen wird ſie, wenn man das Aſt- oder Schlüſſelloch verſtopft, durch welches ſie gekommen, worauf ſie zu einem ſchönen Mädchen wird, aber nach einiger Zeit Heimweh bekommt und den Gatten dazu bringt, das Loch, durch welches ſie kam, wieder zu öffnen, worauf ſie verſchwindet, jedoch noch bisweilen kommt, ihre Kinder zu beſorgen. Alp und Nachtmare, auch Trude haben das Gemeinſame, den Menſchen im Schlafe zu drücken, indem ſie ihm auf Hals oder Bruſt ſitzen. In der Schweiz nennt man ſie auch Doggeli (Puppe). An mehreren Orten Deutſchlands ſchreibt man ihnen Verwandlungen in Thiere zu oder vermengt ſie mit den Hexen, indem Menſchen dieſe Rolle übernehmen (z. B. jedes ſiebente Kind einer Mutter). Die Nachtmaren entweichen oft nach „Engelland“, d. h. dem Geiſterlande, dem Jenſeits.

Mit dem Alp verwandt iſt der Vampyr, ein den Menſchen das Blut ausſaugendes Geſpenſt, gewöhnlich als ein Tags im Grabe liegender Todter gedacht, der aber Nachts auf ſeinen ſchauerlichen Beruf ausgeht. Derſelbe gehört jedoch der deutſchen Volksſage nicht urſprünglich an, ſondern iſt in dieſelbe nur ſpärlich von den Slawen, Magyaren und indiſchen Völkern her eingedrungen, als „Gierrach, Gierhals, Gierſchlund“ überſetzt, jedoch dann in der Regel mit dem Alp verſchmolzen, der z. B. in Tirol auch Blut ſaugt. Merkwürdig iſt indeſſen, daß der Vampyr auch Thiere, beſonders Pferde und Kühe anfällt und erſtere, gleichwie in der deutſchen Sage der Teufel oder die Zwerge oder die „Pferdemare“, Nachts reitet, ſo daß ſie am Morgen im Stalle mit Schweiß bedeckt getroffen werden. Unter der Herrſchaft frühern Aberglaubens grub man die als Vampyre verdächtigen Leichen, welche angeblich wohl erhalten und unverweſt im Grabe lagen, aus, ſchlug ihnen das Haupt mit einem Grabſcheit ab, durchbohrte ihr Herz mit einem Pfahle und ſchüttete Mohnkörner über ſie aus. In Rumänien, wo man ſie „Murony“ nennt, glaubt man ſie durch Einſchlagen eines Nagels in die Stirne unſchädlich zu machen.

Ebenſo nahe wie der Vampyr iſt mit dem Alpdrücken auch der Wärwolf verwandt. Gleich den Nachtmaren und Truden ſpäterer

Zeit und jenem Blutsauger ist er ein verwandelter Mensch, welcher einem dämonischen Verhängniß zufolge zu gewissen Zeiten in einen Wolf verwandelt wird und als solcher lebt und wütet. Im Jeverlande und wol auch anderswo hält man jeden siebenten Sohn eines Ehepaares für einen Wärwolf, wie jede siebente Tochter für eine Nachtmare. Doch ist an manchen Orten auch das weibliche Geschlecht vor ersterm Verdachte nicht sicher, wo dann aber derselbe oft wieder mit dem des Hexentums zusammenfällt.

Manigfach sind die Sagen und Ansichten des Aberglaubens über die „Erlösung" irrender Seelen, bieten jedoch nichts Erwähnenswertes dar.

13. Himmel, Hölle und Weltgericht der Christen.

Es bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, daß das Christentum durch sein Auftreten eine großartige Einwirkung auf die Entwickelung der menschlichen Kultur geübt hat. Dasselbe betrat die Bühne der Weltgeschichte zu einer Zeit, in welcher ein tiefes Mißbehagen mit ihren bisherigen Zuständen die Völker ergriffen hatte. Es erwachte in diesen eine Sehnsucht nach einem bessern und reinern Glauben, denn der alte war in allen Religionen und bei allen Nationen verkommen und entartet und befriedigte nur noch die frivole Sinnlichkeit auf der einen, hirnverbrannte Mystik auf der andern Seite. Der öffentliche Götterdienst war zur gedankenlosen Form, die Mysterien waren zum Sammelplatze verderblichen Treibens geworden. Blutdürstiger Aberglaube beherrschte alle Stände und unter den Menschen war die heilige Scheu vor dem Bösen gewichen. Da nahte die Rettung aus Osten und bahnte sich aus dunkelen Anfängen durch blutige Verfolgungen den Weg zum Kaiserthrone.

So neu und eigentümlich auch die christliche Idee, namentlich in moralischer Beziehung sich darstellte, so wenig ursprüngliches bietet sie in Bezug auf die Vorstellung vom Jenseits dar. Das Christentum folgte in dieser Hinsicht ganz dem aus dem persischen Glaubensreiche in das spätere Judentum übergegangenen Gedankenkreise. Es fügte demselben lediglich mit Rücksicht auf die Person seines Stifters eine neue Reihe von Vorstellungen hinzu, die aber meist ihr Vorbild bereits in den von anderen Religionsstiftern und Propheten berichteten Zügen übernatürlicher Art besitzen. Wenn das Christentum oft als eine ihr Augenmerk lediglich auf das Jenseits richtende, das Diesseits verachtende Religion dargestellt wurde, so war das eine gedankenlose Verwechselung des

Christentums mit gewissen in seinem Schooße zuweilen zu Tage getretenen Richtungen, welche Ausartungen des christlichen Grundgedankens sind, wie sie in den verschiedensten Religionen vorkommen. Grundgedanke des Christentums ist aber ein über alle Menschen ausgedehntes, an keine besonderen Völkerschaften gebundenes Reich Gottes, das seine Vollendung allerdings erst im Jenseits findet, weil es auf der Gemeinschaft aller Seelen beruht, deren keine verloren gehen darf, das aber dessenungeachtet auf das diesseitige Leben ein großes Gewicht legt, wie denn keine andere Religion ein so ausgedehntes und sorgfältiges System der Bekämpfung des Elends und der Not im irdischen Leben geschaffen hat, wie die christliche. Den großen Wert, den das Diesseits im Christentum hat, zeigt aber vorzüglich die innige Verknüpfung zwischen Diesseits und Jenseits in der christlichen Glaubenslehre. Das christliche Jenseits besteht, gleich dem jüdischen, aus dem es zunächst stammt, gar nicht ohne das Diesseits, von dem es durch den Glauben an die Auferstehung durchaus abhängig ist, und zwar in allen seinen Gliedern, vom Gottessohn bis herab zum geringsten Menschen. Jesus Christus selbst lehrte durchaus nichts neues über das Jenseits; sein Standpunkt war derjenige der Juden seit dem Exil, über den er auch sonst kaum irgendwo hinausging, als in seiner erhabenen, fast mehr für Engel als für Menschen berechneten Tugendlehre. Diese letztere gab seinem Wesen jene Weihe, die ihn in den Augen der Nachwelt als einen nicht auf menschliche Weise Erzeugten erscheinen ließ, wozu freilich auch die Verbindung seiner Person mit dem jüdisch-persischen Messiasgedanken das ihrige beitrug. Ferner erhielt durch das Auftreten Jesu die persisch-jüdische Lehre von der Auferstehung der Körper einen Schwung, den sie früher nicht gehabt hatte. Diese unter den Juden selbst streitige Lehre, welche die Sadducäer dem alten Volksglauben gemäß verwarfen, die Pharisäer aber annahmen und verbreiteten, wurde durch ihn unbestrittene Lehre der Christenkirche. Er war persönlich Anhänger der mildern pharisäischen Schule, der Richtung Hillels (im Gegensatze zu der gesetzesstrengen Schammai's) — kein Essener, wozu ihn gewisse Mystiker und Mysteriomanen mit Gewalt und ohne Spur eines kritischen Grundes machen wollten, und diese Thatsache bildete den Keim seiner Lehre, seines wol von ihm selbst nicht in seiner spätern Größe und Gestalt geahnten Werkes. Eine unzertrennliche Gemeinschaft aller Menschen — Kinder Gottes — mit Seele und Leib — ohne Anfang und Ende — ein Reich Gottes ohne Schranken — das war sein Ziel, dessen Vorbild allerdings schon in Zarathustra's Weltgericht (oben S. 78 f.) gezeichnet ist. Vollendet und abgerundet wurde aber dieser Gedanke erst nach seinem irdischen Ende durch seine Jünger, welche ihn mit einer nach damaliger Zeit und Sachlage logisch zwingenden Notwendigkeit zu einem höhern Wesen von göttlichem Ursprung und göttlicher Zukunft erhoben, damit

durch ihn das Gottesreich einen lebendigen Zeugen und Vertreter, einen thatsächlich geschichtlichen Beweis und einen festen Zusammenhang für alle Zeit erhalte. Nur durch diese Erhebung ist eine christliche Weltkirche möglich geworden; der wirkliche Jesus, ein jüdischer Wanderrabbi, freilich von edelster Art, von dem seine Zeitgenossen außerhalb des Jüngerkreises sehr wenig wußten, ja dessen Martyrtod am Kreuzpflocke nicht das mindeste Aufsehen in der Welt erregte, er, den noch seine Jünger, soweit ihre Schriften echt sind, als den Sohn des Zimmermannes Joseph von Nazareth kannten, hätte, wäre sein Wirken mit ihm abgeschlossen gewesen, nur eine jüdische Sekte mehr gegründet, die vielleicht nicht einmal von Dauer gewesen wäre.

Die übernatürliche Herkunft Jesu, wie sie sich nach und nach im christlichen Glauben entwickelt hat, ohne daß sie in den Evangelien notwendig in diesem Sinne aufgefaßt werden müßte, ist nicht nur den Sagen heidnischer Völker von Götterſöhnen, sowie den übernatürlichen Vorgängen bei der Geburt eines Zarathustra, Buddha und Kongfutsé analog, sondern auch dem Judentum nicht ganz fremd. „Söhne Gottes" verführten nach der Genesis die Töchter der Menschen und wurden so die Veranlassung zur Sintflut. Ein „Engel Gottes", auch „Angesicht Gottes", nimmt in den biblischen Büchern die Stelle Gottes im Verkehre mit den Menschen ein und vollzieht dessen Strafgerichte. Viele ausgezeichnete Menschen werden schon im Alten Testament „Söhne Gottes" genannt. In den sogenannten Sprüchen Salomo's erscheint die Weisheit (chochma) als geistige Gattin Gottes und der alexandrinische Jude Philon, der zur Zeit Jesu lebte, aber nichts von ihm gewußt zu haben scheint, nennt den „Logos", das heilige Wort, den Sohn Gottes. Von der ursprünglich rein geistigen Auffassung der Gottessohnschaft Jesu zeugt das apokryphische Evangelium der Hebräer, das den „heiligen Geist" die „Mutter Christi" nennt.

Das geringe Aufsehen, welches Jesus durch sein Leben und seinen Tod erregte, begünstigte in hohem Maße die Richtung, ihn einige Zeit nach seinem Hinschiede als Gott erscheinen zu lassen, da niemand mehr lebte, der den Handwerkerssohn noch gekannt hatte. Nicht daß diese Richtung irgendwie eine verwerfliche gewesen wäre, oder daß schlimme Absicht dabei obgewaltet hätte; Niemand hat Jesus auf einmal und absichtlich zum Gotte gemacht, sondern er ist es durch beharrlich fortgesetzte und stufenweise erhöhte Verherrlichung im Bewußtsein der Nachwelt von selbst geworden. Hatte auch das Judentum den Ausdruck „Sohn Gottes" gekannt, einen bestimmten und wirklich als solchen anerkannten Sohn Gottes verwarf es und mußte daher die Christen aus seinem Schoße entfernen. Wirkliche Gottessohnschaft durch Erzeugung von göttlicher Seite ist eine heidnische Idee und ging naturgemäß Hand in Hand mit dem Siege der Heidenchristen über die Judenchristen.

Dieſe Anlehnung an heidniſche Begriffe iſt es aber, welche dem Chriſtentum ſeine fabelhaft ſchnelle Verbreitung und ſein Emporſteigen zur Weltherrſchaft möglich gemacht hat. Es iſt wirklich, wie die Orthodoxen ſagen, ſein göttlicher Urſprung, der dies Wunder bewirkt hat, wenn wir auch dieſe Auffaſſung nur ſubjektiv und nicht objektiv gelten laſſen können. Nach dieſer Auffaſſung war nun das Chriſtentum von Gott ausgegangen, von ihm ſelbſt auf die Erde geſandt worden und daher ſein eigenes Werk zur Erlöſung der Menſchheit. Die „Erlöſung" iſt kein bloßer theologiſcher Wahn; wenn auch vielfach unklar aufgefaßt, war es ein dringendes Bedürfnis der in Knechtſchaft, Unglauben und Unſitte verſunkenen Welt, „erlöſt" und zur Freiheit, zur Wahrheit und zur Tugend emporgehoben zu werden. Die Gewähr dieſes Glaubens konnte der Menſchheit nur die Ueberzeugung bieten, daß Gott unter ihr gewandelt habe und einſt wieder kommen werde, ihr den Frieden und die Seligkeit für immer zu bringen. Den Beweis für die Wahrheit dieſer Ueberzeugung aber mußte die Auferſtehung Jeſu liefern, die zugleich als ein Vorbild der einſtigen Auferſtehung aller Menſchen galt, mit welcher zugleich die Wiederkunft des Chriſtus ſtattfinden ſollte. Die Auferſtehung Jeſu aus dem Grabe iſt, wenn auch keine geſchichtliche Thatſache, doch auch keine bloße Erfindung, ſondern die Beſtätigung einer tiefen Ueberzeugung und lebendigen Hoffnung durch eine Sage und wird daher höchſt ungenügend durch allerlei andere Auskunftsmittel zu erklären geſucht, wie z. B. als Scheintod (durch die Rationaliſten alter Schule), als Viſion (durch manche Anhänger kritiſcher Forſchung), als Geiſtererſcheinung u. ſ. w., welche Erklärungen alle den Grund der Entſtehung der Sage nicht enthüllen. Eine natürliche Folge des Auferſtehungsglaubens war, da der Auferſtandene, um einſt wiederzukehren, doch die Erde verlaſſen mußte, ſeine Himmelfahrt, eine Wiederholung des Abſcheidens Henochs und Elia's von der Welt (oben S. 84). Die Geſtalt, unter welcher der Auferſtandene erſchienen ſein ſoll, war nicht die eines in gewöhnlichem Sinne körperlich Lebenden. Sein Leib war nach der Sage verklärt, durchdrang Wände und Thüren, ſchwebte leicht dahin, hatte überhaupt einen lichtartigen ätheriſchen Charakter, und dies iſt auch die Anſicht des Paulus von den einſt auferſtehenden guten Menſchen (denn der Böſe blieb nach ſeiner Lehre im Scheol), während eine gröbere Auffaſſung dem wirklichen alten Leibe die Ehre der Auferſtehung gönnte, ohne Rückſicht auf die mit ihm vorgegangene Verſtümmelung, Verweſung u. ſ. w. Letztere Anſicht iſt leider mit der Zeit die in der Kirche herrſchende geworden, und nicht nur die Verwerfung der „Auferſtehung des Fleiſches", ſondern ſogar die edlere pauliniſche Anſchauung von einem „pneumatiſchen" (ätheriſchen) Leibe, welche Origenes und alle griechiſch gebildeten Kirchenväter lehrten, wurde als Ketzerei verdammt.

Außer ſeiner eigenen Auferſtehung mußten auch die von Jeſus nach der Ueberlieferung bewirkten Erweckungen Todter als Beweiſe für die einſtige Auferſtehung Aller dienen. Als Gott mußte er nicht nur über die gewöhnlichen Dinge, wie Nahrung und Getränk, nicht nur über Krankheiten, ſondern auch über den Tod Herr ſein und dieſe Gaben mußte er ſogar auf ſeine Apoſtel übertragen haben. Der Tod verlor ſeine Schrecken gegenüber der Gewißheit, von einem Manne Gottes wieder auferweckt oder doch jedenfalls einſt zur Auferſtehung berufen zu werden. Die von dieſem Glauben Erfüllten gingen daher ohne Furcht für denſelben in den Tod, war er auch mit den erdenklichſten Martern verbunden.

An die gehoffte Wiederkunft Jeſu wurde die Annahme eines „tauſendjährigen“ oder wenigſtens ungemein lange dauernden Reiches (Chiliasmus) geknüpft, welches der Wiederkehrende ſtiften werde, dem man mit dem jüdiſchen Meſſias zuſammenwarf. Die Zahl Tauſend begründete man mit der bibliſchen Erzählung von der ſiebentägigen Weltſchöpfung; da tauſend Jahre vor Gott ſeien wie ein Tag, ſo ſchloß man, werde die Welt, analog der Schöpfung, aus ſechs Jahrtauſenden der Mühſal und einem ſolchen der Freude, dem Weltſabbath, beſtehen. Die Erwartungen eines ſolchen tauſendjährigen Reiches wurden vorzüglich durch das Rachegedicht auf Nero's Juden- und Chriſtenverfolgungen, die Apokalypſe oder Offenbarung des Johannes genährt und erinnern vor allem auffallend an die dreitauſendjährigen Perioden der Weltdauer (oben S. 78) nach Zarathuſtra's Lehre. Vor der Wiederkunft Jeſu ſollte der Antichriſt (oben S. 140 f.) erſcheinen und eine Zeit ungeheurer Not und Verſunkenheit krönen, ähnlich wie ſie die Edda (oben S. 128 f.) vorherverkündete. Komme aber der Meſſias, ſo werde er, hieß es, den Satan auf tauſend Jahre feſſeln (wie die Götter im Süden den Prometheus, im Norden den Loki), die Gottloſen und Heiden bändigen oder umbringen und an Stelle des römiſchen Reiches ſein Reich der Glückſeligkeit und ungetrübten Friedens errichten. Ein neues Jeruſalem, hoffte man, werde ſich vom Himmel herniederlaſſen und darin werden die Gerechten und Frommen in Unſchuld und Freude leben, welche aber von verſchiedenen Lehrern ſo gedeutet wurde, daß daraus das ſinnlichſte und raffinirteſte Wolleben wurde. Es tauchten ſogar Phantaſien von überſchwänglicher Fruchtbarkeit dieſes Jenſeitsreiches auf, welche den volkstümlichen vom Schlaraffenlande nichts nachgaben. Am meiſten wurde dieſer Glaube bei der Sekte der Montaniſten im zweiten Jahrhundert ausgebildet, in welcher Ekſtaſen und Viſionen vorkamen, wie denn z. B. eine montaniſtiſche Prophetin ihre Seele erblickte; dieſelbe ſei unkörperlich, aber dünn und leuchtend, von luftiger Farbe und menſchlicher Geſtalt geweſen! Erwartet wurde das tauſendjährige Reich mit der Wiederkunft Jeſu von den erſten Chriſten ſchon

zu ihren Lebzeiten, dann 365, ſpäter 500, noch ſpäter 1000, und als da nichts geſchah, 1033 nach Chriſti, d. h. 1000 Jahre nach Jeſu Tode. Traf nichts ein, ſo war der fanatiſche Wahn nie um Gründe verlegen und hatte bald Anhaltspunkte zu einer neuen Berechnung fertig, welche noch jetzt von manchen Sekten geübt wird.

Mit der Idee vom Chiliasmus wurde auch, wol nicht ohne Einwirkung perſiſcher Anſchauungen im Oſten und germaniſcher im Weſten, die Vorſtellung von einem zur Zeit der Wiederkehr Jeſu eintretenden Weltende oder Weltuntergang, d. h. einer allgemeinen Zerſtörung verbunden. Dieſe Kataſtrophe, im Volksmunde der „Jüngſte Tag“ genannt, fällt nach chiliaſtiſchem und apokalyptiſchem Glauben mit der Auferſtehung der Todten und dem Weltgerichte zuſammen. Das letztere wurde nach dem Vorbilde eines weltlichen Gerichtes gedacht und ſollte darin beſtehen, daß Chriſtus über Lebende und Todte Gericht halten würde, um die Guten der Seligkeit und die Böſen der Verdammniß zu überliefern. Während die Kirche den Chiliasmus ſtets verdammte, hielt ſie am „jüngſten Gerichte“ feſt, reihte es unter die „letzten Dinge“ ihres Katechismus ein und ließ es auch durch die Kunſt verherrlichen.

Die ſächſiſche Evangelienharmonie „Heliand“ aus dem neunten Jahrhundert ſagt, den altgermaniſchen Namen der Feuerwelt für das Bild vom Weltuntergange benutzend, der hier ſtark an die Götterdämmerung der Edda erinnert: Mudspelles megin obar man ferid, — die Gewalt des Feuers fährt über die Menſchen, und: mutspelli cumit an thiustrea naht, al sô thiof ferid darno mid is dâdiun, — das Feuer kommt in der düſtern Nacht heimlich und plötzlich wie ein Dieb geſchlichen. Das althochdeutſche Gedicht aber, welches den Namen dieſes furchtbaren Feuers trägt, Muſpilli, in Baiern verfaßt, ſingt: dâr ni mae denne mâk andremo helfan vora demo muspille, denna daz preita wasal allaz vorprinnit, enti viar enti luft allaz arfurpit, — da kann kein Freund dem andern helfen vor dem Feuer, wenn der breite Glutregen Alles verbrennt, Feuer und Luft Alles wegkehren. —

Der Glaube an das Weltende war beſonders im Jahre 1000 ſtark. Es wurde damals in Südfrankreich geſungen:

Horch' auf, o Erde, hört, hört ihr großen Meere,
Horch auf, o Menſch, denn es gilt allen,
Die unter der Sonne wallen,
Es kommt, es naht der Tag des Zorns, des ſchweren,
Der grauſe Tag, der bittre Tag,
An dem der Himmel weicht,
Die Sonn' wird rot, der Mond erbleicht;
Der Tag wird Nacht,
Zur Erde ſtürzt der Sterne Pracht.

Elende, weh! Elende, weh!
Was rennſt du, Menſch, den Freuden nach?

Ein bedeutenderes Gedicht über den „jüngſten Tag", das erſchütternd durch die Kirchen der katholiſchen Chriſtenheit dröhnt, ſchuf im 13. Jahrhundert Thomas von Celano in ſeinem bekannten „Dies irae, dies illa."

Wie die chriſtliche Lehre vom Weltgerichte, das doch erſt über den künftigen Aufenthalt der Seelen (und ihrer Leiber) entſcheiden ſoll, mit der ebenfalls chriſtlichen Lehre von Himmel und Hölle, den Orten jenſeitiger Belohnung und Beſtrafung, welche doch von keinem Chriſten als bis zu jenem Ereigniß leerſtehend betrachtet werden, vereinbar iſt, das wollen und können wir nicht unterſuchen. Die Hölle, der Ort der Verdammniß, iſt eine Vermengung des hebräiſchen Scheol (oben S. 83 f.) mit der antiken Unterwelt und anderen ähnlichen freudeloſen Orten für abgeſchiedene Seelen; ihren Namen hat ſie bei den romaniſchen Völkern von der römiſchen Unterwelt (inferi, inferna, enfer) bei den germaniſchen von der Hel der Edda (engliſch hell, Hölle). Bei den ſpäteren Juden galt die Gehenna als ein weiter Raum im Innern der Erde, wo die Verdammten vorzugsweiſe vom Feuer gequält werden und zwar die Schlimmſten auf ewig, und dieſe Vorſtellung iſt auch im Chriſtentum die herrſchende geblieben, nur daß Chryſoſtomus, im Gegenſatze zu Auguſtinus, die Hölle aus der Erde, ja aus der Welt hinweg verſetzen wollte. Dieſe und andere Kirchenväter wetteiferten im vierten und fünften Jahrhundert in ſchrecklichen Schilderungen der Hölle und ihrer ſchauderhaft manigfaltigen Qualen, welche an diejenigen der indiſchen Höllen (oben S. 57, 59) erinnern. Außer den Laſterhaften wurden namentlich auch die Ungläubigen und Ketzer und ſämmtliche Heiden in die Hölle verſetzt. Irenäus und Tertullian nahmen einen mildern Standpunkt ein als die Genannten und behaupteten, die Höllenſtrafen beſtänden nicht ſowol in Qualen als vielmehr in der Abſonderung von Gott und der Entbehrung göttlicher Wolthaten, ihre Anſicht blieb aber vereinzelt. Origenes leugnete die Ewigkeit der Höllenſtrafen; aber Hieronymus und Andere bewieſen, wie ſie glaubten, das Gegentheil und ihre Anſchauung wurde die herrſchende in der Kirche bis auf neuere Zeiten; in der katholiſchen iſt ſie es noch. Wir theilen in folgendem die Lehre mit, welche Auguſtinus in ſeinem Werke vom Reiche Gottes (de civitate Dei) vom Weltgericht, von Hölle und Himmel aufgeſtellt hat. Auguſtinus ſtützt ſich namentlich auf die Offenbarung des Johannes, deren Phantaſien in Bezug auf die letzten Dinge in der gläubigen Chriſtenheit maßgebend geworden ſind. Nach derſelben wurde der Teufel zur Zeit des Johannes von dem Engel, der den Schlüſſel des Abgrundes in der Hand hatte, auf tauſend Jahre im Abgrund angefeſſelt und dieſer verſiegelt, damit der Böſe die Völker nicht mehr verführe. Zu-

gleich wurden die Martyrer lebendig und herrſchten mit Jeſu tauſend Jahre; das war die erſte Auferſtehung, an welcher die übrigen Seelen keinen Theil haben. Nachdem aber die tauſend Jahre vollendet ſind, ſoll der Satan gelöſt werden und ausgehen, die Völker zu verführen. Er wird die Völker („Gog und Magog" genannt, wahrſcheinlich „Allerlei", wie „Kreti und Pleti") um ſich ſammeln und mit ihnen das Lager oder die Stadt der Heiligen angreifen. Gott ſendet aber Feuer vom Himmel, das die Angreifenden verzehrt. Der Teufel aber wird in den Feuer- und Schwefelpfuhl geworfen. Dieſe vorübergehende (drei und ein halbes Jahr dauernde) Herrſchaft des Satans vermengt Auguſtinus mit der Vorſtellung vom Wirken des Antichriſts (oben S. 140 f.). Darauf beginnt das letzte Gericht, und zwar für alle Todten, die das Meer und die Unterwelt herausgeben; jeder wird nach ſeinen in den Büchern des Himmels verzeichneten Handlungen gerichtet. Es geht aus dieſer Vorſtellung klar hervor, daß nach der ältern chriſtlichen Anſchauung die Seelen der Todten überhaupt gar kein vom Körper getrenntes Daſein führten und gleichſam ſchlummerten, bis ſie von den Poſaunen des Gerichtes aufgeweckt wurden. Nur dauerte dieſer Schlummerzuſtand für die Martyrer weniger lang als für die übrigen Menſchen. — Inzwiſchen ſind Himmel und Erde vergangen und es entſteht ein neuer Himmel und eine neue Erde, — ganz die Vorſtellung des Aveſta, und wenn das Weltgericht abgerechnet wird, auch der Edda. Daß die tauſend Jahre bis zum letzten Gerichte im Mittelalter wörtlich verſtanden wurden, iſt bereits (oben S. 150) bemerkt. Die Bibelgläubigen ſind demnach ſeitdem genötigt, unter „tauſend" eine unbeſtimmte Zahl zu verſtehen. Nachdem Auguſtinus im 20. Buche des genannten Werkes das letzte Gericht ausführlich behandelt, macht er zum Gegenſtande des 21. Buches die Hölle. Er gibt ſich vor allem die undankbare Mühe, nachzuweiſen, daß die wiedererſtandenen Körper ewig im Feuer der Hölle bleiben können ohne aufgelöſt zu werden. Das Geheimniß läuft indeſſen lediglich darauf hinaus, daß der Allmacht Gottes nichts unmöglich ſei. Ebenſo ſucht er nachzuweiſen, daß auch die Dämonen der Hölle vom Feuer leiden, indem auch Dieſe Körper, wenn auch nur luftförmige beſitzen. Gewaltig eifert er für die Ewigkeit der Höllenſtrafen und bekämpft das Mitleiden der Gegner dieſer Anſicht, welche es doch nicht wagen, die Befreiung des Teufels ſelbſt zu verlangen! Ueberhaupt verfügt er mit ziemlicher Sicherheit über die Hölle und iſt ſehr freigebig mit deren Flammen. Im 22. und letzten Buche handelt er vom Himmel und der ewigen Seligkeit. Er bemüht ſich nachzuweiſen, daß auch dahin bei der Auferſtehung die irdiſchen Körper und nicht etwa beſſere himmliſche gelangen; Beweis genug iſt ihm dafür — Chriſti Himmelfahrt! In Folge dieſes Beiſpiels aber und des Ausſpruches, daß kein Haar auf dem Haupte des Menſchen ver-

loren gehen ſolle, gelangt Auguſtinus zu dem merkwürdigen Schluſſe, daß alle Menſchen, ſeien ſie jung oder alt, als Greiſe oder als Kinder geſtorben oder ſelbſt als Frühgeburten zu Grunde gegangen, in demſelben Zuſtande auferſtehen werden wie Chriſtus bei ſeiner Auferſtehung, nämlich im blühenden Alter von 33 Jahren und befreit von allen körperlichen Fehlern! Es wird alſo nach dieſer Lehre doch nicht der irdiſche, ſondern der in einen himmliſchen verwandelte Körper auferſtehen! Trotz der Schönheit, in der alle Seligen auferſtehen, werde es aber im Himmel keine Sinnlichkeit geben, ſondern nur geiſtige Wonne, verſichert Auguſtinus. Dieſe wunderſchönen Ausführungen verſöhnen wieder mit der Härte des heiligen Kirchenvaters gegen die Verdammten, und man muß die erhabene Schilderung bewundern, mit der er darthut, wie die Seligen mit himmliſchen Augen Gott ſchauen und in ungetrübter Glückſeligkeit einen ewigen Sabbath feiern werden.

Eine eigentümliche Vorſtellung iſt die auf eine Bibelſtelle (1. Petr. 3, 19 f.) gegründete von der Höllenfahrt Jeſu, welche zwiſchen dem Tode und der Auferſtehung des Gottmenſchen ſtattgefunden haben ſollte, damit er ſein Erlöſungswerk in allen Beziehungen vollende. Dieſer unklare, myſtiſche und phantaſtiſche Gedanke iſt kirchlich anerkannt und in das Glaubensbekenntniß aufgenommen, auch von den Orthodoxen mit einem beſſerer Ziele würdigen Eifer vertheidigt worden. In dem apokryphiſchen Evangelium des Nikodemos wird in ähnlicher Weiſe erzählt, daß zwei Söhne Simeons, Charinus und Leucius, auferſtanden und ihre Gräber verließen und ſtill und andächtig unter den Lebenden wandelten, bis Annas und Kaiafas ſie in die Synagoge brachten und ihnen befahlen, ihre Erhebung von den Todten zu erzählen. Da machten die Beiden das Zeichen des Kreuzes auf ihrer Zunge, verlangten Pergament und ſchrieben ihren Bericht nieder. Sie waren mit allen ihren Vorfahren in die Tiefen des Hades verſetzt worden, als plötzlich der Glanz ſonnenähnlichen Goldes erſchien und ein Licht wie Königspurpur ſie überſtrahlte; da jauchzten die Patriarchen und Propheten von Adam bis auf Simeon und Johannes den Täufer und verkündeten das Herannahen des Lichtes und die Erfüllung der Prophezeiungen; Satan und die Hölle wüteten und widerſetzten ſich; vergebens aber wurden die ehernen Thore verſchloſſen; der König der Ehren (Chriſtus) zerſchlug die Thore und ſprengte die eiſernen Riegel und kam zu denen, die in der Finſterniß ſaßen; Adam und ſeine rechten Kinder wurden aus der Hölle befreit und gingen in die Seligkeit des Paradieſes ein.

Da es den Chriſten ſchon früh einleuchten mußte, daß, wenn das ethiſche, beziehungsweiſe ethiſch-religiöſe Verhalten der Menſchen nicht ſchlechthin in ein gutes und ſchlimmes zu theilen, die Zahl von blos zwei Arten des Jenſeits, Himmel und Hölle, ungenügend ſei, ſo erwachte bei Zeiten das Bedürfniß eines dritten, den Uebergang zu den beiden

äußerſten Orten des reinen Lohns und der reinen Strafe vermittelnden Zuſtandes. So bildetete ſich nach und nach die Vorſtellung vom Reinigungsorte, Purgatorium aus, den das deutſche Volk, von der Anſicht ausgehend, daß Feuer vor allem reinige, Fegfeuer nannte. Daſſelbe wurde ſchon unter Gregor dem Großen von der römiſchen Kirche anerkannt (von der griechiſchen nicht) und dieſe Idee durch Thomas von Aquino völlig ausgebildet. Man ſtellte ſich das Fegfeuer ſtets als eine Hölle im kleinen, und zwar vorwiegend ebenfalls im Innern der Erde befindlich vor, und der kirchliche wie volkstümliche Glaube ging dahin, daß gute Werke, Fürbitten, Meßopfer u. dergl. die Qual der „armen Seelen im Fegfeuer“ zu mildern oder abzukürzen, wol auch ſie daraus zu befreien geeignet wären.

Das Widerſpiel zur Hölle bildet in den Jenſeits-Vorſtellungen der Himmel. Die ältere Zeit verſtand darunter das ſogenannte Himmelsgewölbe; ſeitdem erkannt iſt, daß es kein ſolches gibt, befindet ſich der Glaube in nicht geringer Verlegenheit und hilft ſich mit dem vieldeutigen Worte Jeſu: in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Im Ganzen ſcheint man geneigt zu ſein, den Ort der Belohnung auf Geſtirne zu verlegen, wobei dann aber der beſtechende mittelalterliche Gedanke eines himmliſchen Hofſtaates und einer Gemeinſchaft der Seligen freilich in die Brüche geht. Jedenfalls waltet viele Unklarheit und Willkür in Bezug auf den Himmel. Die Kirche ſcheint in demſelben, wenigſtens für die Zeit bis zum jüngſten Gerichte, außer der heiligen Dreieinigkeit und den Engeln, nur den heilig und den ſelig geſprochenen Perſonen, ſowie den hebräiſchen Patriarchen und Propheten Platz zu geſtatten. Jeder einzelne Gläubige dagegen verſetzt, als wäre dies vollkommen ſelbſtverſtändlich, auch ſeine verſtorbenen Angehörigen dahin und ſtellt ſich vor, daß ſie von dort oben herab alles, was auf der Erde, und namentlich in ihrer Familie vorgeht, genau betrachten können. Die kirchlich gefärbte Volksſage beſtellt den Apoſtel Petrus mit ſeinem Schlüſſel zum Thürhüter des Himmels und macht ſogar von ſeinem Gutfinden die Aufnahme jeder einzelnen Seele in den Himmel abhängig, ohne zu bedenken, daß ſich damit Petrus die Befugniſſe des Weltgerichtes anmaßt.

14. Der chriſtliche Engels- und Teufelsglaube und die chriſtliche Myſtik.

Außer den Seelen der Abgeſchiedenen iſt der chriſtliche Himmel von Engeln und die Hölle von Teufeln bewohnt. Beide aus dem Glaubensreiche Zarathuſtra's ſtammende Geiſter-Klaſſen haben im Ganzen die Weſenheit behalten, die ihnen das ſpätere Judentum zugetheilt hatte, nur daß die bildende Kunſt, die den Juden verſagt war, ſie im Chriſtentum vielfach in charakteriſtiſcher Weiſe ausgebildet hat. Das chriſtliche Mittelalter, von den Kirchenvätern bis zu den Scholaſtikern, beſchäftigte ſich viel mit der Schöpfung und der Hierarchie der Engel. Weil in zwei Stellen der pauliniſchen Briefe (Eph. I. 21 und Kol. I. 16) als Chriſto theils unterworfen, theils von ihm geſchaffen angegeben ſind: Fürſtentümer, Mächte, Kräfte, Herrſchaften und Throne, wurden dieſe Begriffe ſonderbarer Weiſe für Namen von höheren Geiſtesweſen oder Engeln gehalten und daraus Klaſſen ſolcher gemacht. Dieſen fügte man dann die im A. T. genannten Seraphim und Cherubim als höhere Ordnungen und endlich die oft erwähnten Erzengel und einfachen Engel als untere Stufen bei. Dionyſios der Areopagit ordnete die auf dieſe Weiſe ſo herausgebrachten neun Engelklaſſen in drei Hierarchien und neun Chöre, die ſich von oben herab folgendermaßen aneinander reihen: I. Seraphim, Cherubim, Throne; II. Herrſchaften (dominationes), Kräfte (virtutes), Mächte (potestates); III. Fürſtentümer (principatus), Erzengel und Engel. Gregorius vertauſchte die Stellen der Kräfte und der Fürſtentümer mit einander; Andere ordneten die fünf mittleren Chöre wieder anders. Ihre Namen, mit denen in den pauliniſchen Briefen natürlich nur menſchliche Einrichtungen gemeint ſind, ſuchte man durch allerlei Spitzfindigkeiten als Engelnamen zu rechtfertigen. Um die Erſchaffung der Engel zu erklären, welche in der Bibel nicht erwähnt iſt, ſuchte man ſich dadurch zu helfen, daß man die ganze Schöpfung als einen einzigen Akt zuſammenfaßte. Auguſtinus lehrte dies zuerſt und legte dar, das Vor- und Nachher widerſpreche dem Zugleich nicht, indem der Lichtſtrahl der Sonne das Auge in einem Augenblicke erreiche und doch die verſchiedenen Luftſchichten durcheilen müſſe; die Schöpfungstage ſeien nur eine der menſchlichen Faſſungskraft angepaßte Eintheilung der erſchaffenen Dinge. Dabei konnte dann allerdings auch das nicht Erwähnte als erſchaffen verſtanden werden. Später nahm man gewöhnlich an, die Engel ſeien unter dem im erſten Verſe der Geneſis genannten Himmel gemeint und der eigentliche Himmel, das Firmament, ſei erſt am zweiten Tage geſchaffen worden. An die

Mythe von der Schöpfung der Engel, aus welcher sie in vollkommener Unschuld hervorgegangen, schloß sich dann, entsprechend der die Menschen betreffenden Sage, diejenige vom Sündenfall oder Sturze der Engel, eine Folge ihres Stolzes, dem der Neid gegen Gott und die Auflehnung gegen ihn entsprang, was ziemlich deutlich an die griechische Mythe von den Aufständen der Titanen und Giganten gegen Zeus erinnert. Auch das Ende beider Sagen ist auffallend ähnlich; wie jene Glieder des ältern Göttergeschlechtes in den Tartaros, wurden die gefallenen Engel in die Hölle geschleudert und entarteten hier, nicht nur schlecht, sondern auch häßlich geworden, zu Teufeln. Einige Scholastiker nahmen auch an, daß alle Engel gefallen seien, aber eine Anzahl von ihnen sich wieder zu Gott bekehrt habe.

Als Gestalt der Engel wurde eine ungewöhnlich schöne, aber züchtige menschliche mit Zugabe von zwei, vier oder sechs weißen Flügeln die stereotype. Im Ganzen aber spielen die Engel in der christlichen Kulturgeschichte eine sehr unbedeutende Rolle und werden in dieser Beziehung von den Teufeln weit überragt, welche bis in die neuere Zeit das geistige und sittliche Leben der Christen in einer Weise in Beschlag genommen haben, daß deren Glaube in gewisser Hinsicht, oberflächlich betrachtet, nicht nur dualistisch wie der altpersische, sondern geradezu vorzugsweise als ein Teufelsglaube aufgefaßt werden konnte. Es erhellt dies am besten aus dem Reiche furchtbaren brandig-blutigen Wahns, der unter der Gestalt des Hexenglaubens die Geschichte des Christentums befleckt hat*). Auch die Teufel erhielten, gleich den Engeln, eine bestimmte Gestalt, welche mit ihren Entlehnungen von mancherlei Thieren, besonders nach dem Vorbilde des antiken Pan, der Faune und Satyrn, bekannt genug ist. Um das Heidentum, das sich noch lange regte, gründlich in Mißachtung zu bringen, wurden die heidnischen Götter, griechische, römische und germanische, als wirklich lebende Dämonen anerkannt (so 743 durch das Konzil in Liptines) und unter die Teufel verwiesen. Auch die Teufel erhielten oft ihre Hierarchie; doch besteht hinsichtlich derselben nicht so viel Übereinstimmung wie bei den Engeln.

Mit dem Teufels- und Hexenwahn des christlichen Mittelalters ist nahe verwandt die in derselben Zeit die Gemüter der Christen beschäftigende Mystik. Da Mystik oder Mysticismus das Streben des Menschen nach Durchdringung des Göttlichen, nach Vereinigung mit demselben ist, so fehlt diese Richtung im Grunde keiner Religion, weil eine jede solche sich in das Göttliche zu vertiefen sucht; die fragliche „Übertreibung der Religion" muß aber naturgemäß in denjenigen

*) Vergl. Roskoff, „Geschichte des Teufels" und des Verf. „Allgemeine Kulturgeschichte." Bd. III. u. IV.

Glaubensſyſtemen am tiefſten wurzeln, deren Lehren eine thatſächliche Verbindung und Verknüpfung der Gottheit mit den Menſchen zum Inhalte haben, alſo namentlich in denjenigen, welche göttlichen Weſen geradezu Erzeugung von Menſchen oder Wandel in Menſchengeſtalt zuſchreiben. Wo die beſtehende Religion einen heitern Charakter hat, wie z. B. im alten Hellas, da ſucht die myſtiſche Richtung eigene Einrichtungen und Veranſtaltungen, die Myſterien, die neben dem öffentlichen Götterdienſte neben her gehen und von ihm getrennt ſind. Hat aber die öffentliche Glaubensform bereits einen tragiſchen Zug, wie die Trauer um den Tod eines Gottes oder Heros, ſo theilt ſich der Myſticismus nach und nach der geſammten Religion mit, durchdringt ſie und waltet ſogar in ihr vor; am meiſten iſt dies in der ägyptiſchen Religion, im Brahmanismus, Buddhismus und Chriſtentum der Fall geworden. Manche Völker ſind durch die Nüchternheit ihres Charakters im Ganzen und Großen mit der Myſtik verſchont geblieben, wie z. B. die Chineſen und die Römer; von anderen fehlen uns Nachrichten über dieſen Punkt, wenn es ſchon manchen an myſtiſchen Zügen nicht mangelt, z. B. den Aſſyrern, Phönikern, Perſern, Kelten, Germanen u. ſ. w. Bei den Juden iſt die Myſtik faſt ganz auf eine beſondere Gattung von Schriftſtellerei (die Kabbala) beſchränkt, — im Islam ſcheint ſie auf perſiſch-indiſche Einwirkung zurückzuführen zu ſein.

Wahrſcheinlich hat die Myſtik in keiner Religion eine ſo große Ausdehnung und einen ſo mächtigen Einfluß gewonnen wie im Chriſtentum, deſſen eigentlicher Ausgangspunkt ein leidender und ſterbender Gott iſt. Wol hat ſie auch nirgends, außer etwa im Buddhismus, ſo vielerlei Geſtalten angenommen. Wir haben hier indeſſen nur diejenigen myſtiſchen Richtungen zu betrachten, welche ſich auf ein Jenſeits, d. h. alſo hier auf das Verhältniß der Seele, ſo weit ſie vom Körper unabhängig gedacht werden kann, beziehen.

Vor allem nahmen in der Phantaſie der älteren und mittelalterlichen Chriſten die Orte des künftigen Aufenthaltes der Seelen eine wichtige Stelle ein. Man beſchäftigte ſich außerordentlich viel mit Ausmalung dieſer Orte: des Himmels, des Reinigungsortes (Fegfeuers) und der Hölle und glaubte in ekſtatiſchen Zuſtänden Wahrnehmungen von denſelben zu haben. Der ſpätere Biſchof von Albi, der heilige Salvius, ſah 584 im Scheintode den Himmel, in welchen ihn Engel trugen; die Pforte war heller als der Tag, das Pflaſter von Silber und Gold, der Bewohner eine unermeßliche Menge (?). Eine Waſſerfällen gleich brauſende Stimme aus einer leuchtenden Wolke hieß ihn aber zur Erde zurückkehren, da die Kirchen ſeiner bedürften (Greg. Tur. VII. 1). Im Jahre 824 ſah ein ſcheintodter Mönch Gueſinus nach ſeiner Behauptung die Qualen der Verurtheilten und die Freuden der Seligen und erblickte im Fegfeuer u. A. noch Karl den Großen.

Ein iriſcher Edelmann Owain glaubte 1153 in der Höhle des heil. Patrick (genannt St. Patricks Fegfeuer, auf einer Inſel im See Dergh, Grafſchaft Donegal), welche als Thor in die „andere Welt“ galt, dieſer einen Beſuch zu machen. Wir entnehmen das Folgende Edward B. Tylor's „Anfängen der Kultur“ (II. 54 ff.). Nachdem der Pilger vierzehn Tage mit Gebet und Faſten in der Kirche zugebracht hatte, führte man ihn mit Litaneien und Weihwaſſerſprengung nach dem Eingange des Purgatoriums; die letzten Warnungen der Mönche vermochten nicht, ihn von ſeinem Wagniß zurückzuhalten, die Thür wurde hinter ihm verſchloſſen, und als man ihn am folgenden Morgen wieder auffand, konnte er die Erlebniſſe ſeiner furchtbaren Reiſe erzählen, — wie er die enge Brücke über den Todtenfluß überſchritt, wie er die entſetzlichen Qualen der Hölle ſchaute und die Freuden des Paradieſes beſuchte. Eine der Scenen, die er im Fegfeuer mit anſah, war folgende:

„Da kamen and're Teufel viel
Und hießen den Ritter mit ſich geh'n,
Und führten ihn in ein troſtlos Land,
Wo nimmer Tag war, immer Nacht,
Denn dunkel war es und bitterkalt:
Doch war niemals ein Mann ſo kühn,
Und trüg' er Kleider noch ſo viel,
Der nicht kalt würde wie ein Stein.
Dort hört er blaſen keinen Wind,
Doch fror es unten und oben feſt.
Man führte ihn zu einem Feld
So breit, wie er noch keins betrat,
Von deſſen Länge kein End' er ſah;
Doch mußt' er hinüber jedenfalls.
Im Gehen hört' er einen Schrei,
Und wie er verwundert um ſich ſchaut,
Da ſah er Männer und Frauen auch,
Die laut aufſchrieen vor Schmerz und Weh.
Dicht lagen ſie auf jedem Feld,
Und feſtgenagelt, Fuß wie Hand,
Mit ehernen Nägeln glühend heiß.
Ihr Antlitz an die Erde genagelt,
In die ſie biſſen vor lauter Schmerz.
„Schont unſer nur eine kleine Zeit“.
Die Teufel aber wollten es nicht
Und ſannen eilig auf neue Qual.“

Als Owain die andern Straforte geſehen hatte, mit ihren feurigen Schlangen und Kröten, und den Flammen, in denen die Schuldigen an ihren ſündigen Gliedern aufgehängt und auf Spießen geröſtet oder mit geſchmolzenem Metall begoſſen und an einem Feuerrade herumgeſchleudert wurden, und als er die Schreckensbrücke überſchritten und die Mündung der Hölle verlaſſen hatte, kam er an die prächtige weiße

Glasmauer des irdiſchen Paradieſes, die hoch in die Luft emporragte und ſah vor ſich ein ſchönes Thor, aus dem ein berauſchender Duft hervorſtrömte. Da vergaß er ſeine Leiden und Sorgen:

„Als er davon entzückt dort ſtand,
Däucht ihm, es zöge zu ihm heran,
Eine lieblich ſchöne Proceſſion,
Von Gottgeweihten aller Art.
Sie hatten ſchöne Kleider an,
Wie reichere er noch nie geſchaut.
Viel Freude däucht' es ihm, zu ſeh'n,
Biſchöfe in ihren Würden geh'n.
Vorüber zogen Hand in Hand
Viel Männer, je nach ihrem Stand.
Domherrn und Mönche ſah er dort,
Geſchorne Häupter und ſo fort,
Eremiten ſah er unter ihnen
Und Nonnen auch mit Feſtgeſang;
Vikare, Prieſter ſah er zieh'n
Mit lauten Feſtesmelodien.
Kaiſer und Könige ſah er da,
Herzöge, Grafen und Barone,
Die Herrn von Schlöſſern und von Burgen,
Die einige Zeit die Welt regiert.
Auch and're Leute ſah er dort
Und nie ſoviel, wie an dem Ort.
Da ſah er Frauen zu jener Zeit,
Und große Freude war weit und breit;
In Freude war alles, was mit ihm zog,
Und er hörte viele Feierlichkeit."

Die Prozeſſion bewillkommnete Owain, führte ihn herum und zeigte ihm die Schönheiten jenes Landes:

„Es war grün, mit Blumen erfüllt,
Und in prangende Farben gehüllt;
Es war grün dort, weit und breit,
Wie Wieſen ſind zur Sommerszeit.
Da waren Bäume, grün belaubt,
Von Früchten voll, je weiter er ging;
Da war gar manche ſeltene Frucht,
Die man auf Erden vergebens ſucht.
Dort haben ſie den Lebensbaum,
Darin nie Streit, ſtets Luſt nur wohnt;
Dort kommt die Frucht der Weisheit vor,
Die Adam und Eva einſt verlor;
Viel' and're Früchte waren noch da
Und aller Art Luſt und Freude er ſah.
Es wohnt dort zahllos Volk umher,
Sie alle zu zählen vermag kein Mund.
In reiche Tracht gekleidet ſie geh'n,
Von was für Tuch, konnt' er nicht ſeh'n.
. . . . . .

Dort ging immer Recht vor Macht,
Stets war Tag und nimmer Nacht.
Dort war vielmehr Glanz und Pracht,
Als wenn am Tag die Sonne lacht."

Das Gedicht, im alten Engliſch des fünfzehnten Jahrhunderts geſchrieben, aus dem dieſe Stellen entnommen ſind, iſt eine Überſetzung der Originallegende aus weit früherer Zeit, und ſteht als ſolche im Gegenſatz zu einer Erzählung, die wirklich aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ſtammt, — zu William Staunton's Niederfahrt in das Fegfeuer, wo die alten feſt geglaubten Viſionen in moraliſche Allegorien verſchwimmen, wo der Reiſende die funkelnden goldenen und ſilbernen Ketten und Gürtel in des Beſitzers Fleiſch einbrennen ſah, wo der Schmuck, welchen die Menſchen trugen, ſich in Ottern und Drachen verwandelte, die ſie ſtachen und ausſaugten, wo die Unholde die Haut von den Schultern der Frauen in Fetzen herabriſſen, und an ihren Kopf mit glühenden Hämmern den glänzenden Gold- und Juwelenſchmuck anſchmiedeten, der ſich dabei in heiße Nägel verwandelte, und ſo weiter. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geriet das St. Patricks Fegfeuer in Vergeſſenheit, aber ſogar die Zerſtörung des Gebäudes am Eingang, die im Jahre 1497 auf päpſtlichen Befehl erfolgte, konnte den Glauben, daß hier der Weg zur Hölle ſei, nicht ganz vernichten. Um 1693 brachte eine Ausgrabung an jenem Ort ein Fenſter mit Eiſenſtäben zu Tage; man rief nach Weihwaſſer, um die Geiſter am Ausbrechen aus ihrem Gefängniß zu verhindern, und der Prieſter roch Schwefeldampf aus der unterirdiſchen Höhlung, die ſich unglücklicherweiſe als ein Keller herausſtellte. In noch ſpäteren Zeiten erhielt die jährliche Wallfahrt von Zehntauſenden von Pilgern nach dem heiligen Orte dieſen intereſſanten Überreſt niederer Kultur in ſtetem Andenken, was man als eine Brücke, wenn auch nicht von der Erde zum Hades, ſo doch vom Glauben der Neuſeeländer bis zu dem der iriſchen Bauern anſehen kann.

In voller Ausdehnung ſah im zwölften Jahrhundert alle drei Jenſeitsorte, nach ſeiner Einbildung, der Mönch vom Monte-Caſſino, Albericus, deſſen Schilderungen Dante zu ſeinem Rieſenwerke benutzt hat. Am Ende desſelben Jahrhunderts führte der heilige Nikolaus einen Mönch, wie dieſer glaubte, durch Fegfeuer, Hölle und Himmel. Ähnliche Reiſen in das Jenſeits beſchreiben Gedichte verſchiedener Nationen im Mittelalter, die jedoch ſo ziemlich über denſelben Leiſten gearbeitet ſind. Die Hölle und verhältnißmäßig auch das Fegfeuer bietet lediglich die ausgeſuchteſten Qualen aller Art, die durch ihre Einförmigkeit bei aller grauſigen Mannigfaltigkeit ermüden, während das Paradies, d. h. der mit dem Aufenthalte der erſten Menſchen verſchmolzene Himmel, vorzugsweiſe an kirchliche Vorſtellungen anknüpft,

indem Prozeſſionen, Geſänge, Meſſen u. ſ. w. ſeine glänzenden Räume erfüllen. Den Höhepunkt dieſer poetiſchen Richtung, der in Form und ethiſcher Auffaſſung von keinem andern Werke erreicht wird, Dante's göttliche Komödie, werden wir im folgenden Abſchnitte beſonders betrachten. Vielfach ſtellte man dieſe jenſeitigen Orte auch bildlich dar und brachte ſie auf die geiſtliche Schaubühne der Myſterien, was z. B. auch 1304 in Florenz, kurz vor dem Erſcheinen der göttlichen Komödie geſchah. Häufig war dieſe Bühne in drei Stockwerke getheilt, welche den Himmel, die Erde und die Hölle vorſtellten.

Der chriſtliche Geiſt war der heidniſchen Lehre von der Seelenwanderung durchaus nicht ſchlechthin abgeneigt. Die Scholaſtiker huldigten ihr faſt Alle. Albertus der Große lehrte, es beginnen alle Seelen mit dem Einfachen und ſchreiten zum Manigfaltigen vor und ſo nahm auch Thomas von Aquino eine Stufenleiter der Seelen von Gott bis zu den niedrigſten herab an, während Duns Scotus geradezu behauptete, die Menſchenſeele durchlaufe alle Geiſterſtufen, weil ſie das Unendliche wolle. Der Volksglaube dagegen war natürlich weit roher. So bildete im Mittelalter, d. h. in der Zeit unbedingter Herrſchaft des dogmatiſchen Chriſtentums, das Erſcheinen von Geiſtern aus der andern Welt keine Seltenheit in der Einbildungskraft der Leute. Schon Auguſtinus erzählt ſolche Fälle, z. B. wie ein verſtorbener Vater ſeinem Sohne im Traum erſchien, um ihn auf die Spur eines verloren geglaubten Aktenſtücks zu führen. Ambroſius ſoll ſelbſt Erſcheinungen gehabt haben, welche ihm den Ort enthüllten, wo die Leiber von Martyrern ſich befanden. So gab es auch angebliche Erſcheinungen, welche bezweckten, der Kirche Schenkungen zuzuwenden, zu Wallfahrten oder Kreuzzügen aufzufordern, künftige Ereigniſſe voraus zu verkünden u. ſ. w.

Es wurde in ſolchen Offenbarungen auch Auskunft über „gute“ und „böſe“ Geiſter ertheilt. Eine noch größere Rolle aber ſpielten die letzteren in den Fällen der ſogenannten Beſeſſenheit, an welche der Glaube im Mittelalter allgemein war. Natürlich waren es Zuſtände der Fallſucht, Krämpfe, Veitstanz und Gehirnkrankheiten, welche der unwiſſenden Welt den Wahn beibrachten, es ſei in dem Leidenden ein böſer Geiſt verborgen, der aus ihm ſpreche, und weil der Aberglaube allgemein war, wurden auch dieſe Fälle wie andere zur Geiſtesepidemie und traten deſto häufiger auf, je mehr der Wahn graſſirte. Die vorgefaßte Meinung, daß es ein Dämon ſei, welcher dieſe Leiden verurſache, bewirkte ganz naturgemäß, daß die Kranken ſich auch in ſolcher Weiſe äußerten, als ob ein böſer Geiſt aus ihnen ſpräche, indem ſie nämlich Gott und alles Heilige läſterten und alle religiöſen Dinge verhöhnten. Weil aber ſolche Epidemien den Umgang mit allerlei Volk vorausſetzen, waren die ſogenannten Beſeſſenen meiſtens Leute von

niederer Herkunft und geringer Bildung. Gebildete und hochstehende Personen gehörten selten dazu; doch erzählt die Legende auch von Fridiburg, der Tochter des Alamannenherzogs Kunzo im 7. Jahrhundert, welche durch den heiligen Gallus von ihrer Besessenheit geheilt wurde. Besonders stark wütete die Besessenheit in Frauenklöstern, offenbar in Folge der gewaltsam unterdrückten Bestimmung des Weibes. Wir haben hier nicht zu untersuchen, was von allen den abenteuerlichen Geschichten, die von Besessenen erzählt werden, wahr und was erfunden ist. Besessene sollen in der Luft geschwebt haben, mit Leichtigkeit über Dächer gelaufen sein, die stärksten Ketten zerrissen haben, durch unsichtbare Gewalten hin- und hergeworfen, ausgestreckt, zusammengeballt worden sein, in fremden Sprachen gesprochen haben u. s. w. Die Legenden stellen die Besessenheit natürlich als eine Folge von Sünden, besonders solchen gegen die Religion dar. Als Heilmittel wurde der Exorzismus, die Beschwörung des bösen Geistes durch Geistliche mit Gebeten und anderen Formeln angewandt und war durch die Macht des Glaubens auch gewiß oft wirksam. Die Besessenheit oder was man dafür hielt überdauerte indessen das Mittelalter weit und kam so lange, doch in abnehmendem Maße, epidemisch vor, als der Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen und höherer Bildung überhaupt sie begünstigte. Wo ist jetzt noch die Rede davon?

Ähnliche aber weniger verbreitete Epidemien kamen im Mittelalter und später bezüglich des Prophezeiens künftiger Dinge vor. Den höchsten Gipfelpunkt aber erreicht die christliche Mystik in der religiösen Ekstase; ja in dieser allein erfüllt sie eigentlich ihren wahren Zweck, nämlich denjenigen der wenigstens subjektiven Vereinigung mit der Gottheit. Die Eigentümlichkeit der christlichen Mystiker und Ekstatiker besteht darin, daß sie die thatsächliche Welt verachten und, soweit den sie betreffenden Überlieferungen Glauben beigemessen werden kann, sich von den natürlichen Bedürfnissen in hohem Grade unabhängig machen. Es wird von ihnen übermäßiges, ja unglaubliches Fasten, Unempfindlichkeit gegen Hitze und Kälte erzählt. Sie sollen in Krankheiten Wohlgerüche statt übler Gerüche ausgeströmt haben, im Tode nicht starr geworden, sondern geschmeidig geblieben sein. Die Schwerkraft existirt nach den Erzählungen von ekstatischen Personen für solche nicht, da sie von unsichtbarer Macht emporgehoben werden und in der Luft schweben. Wenn Katharina von Siena (im 14. Jahrhundert) das Abendmahl nahm, hüpfte ihr Herz vor Freude in der Brust mit hörbarem Schall auf (!). Stephana Quinzani hörte eine Stimme in ihrem Herzen „Liebe, Liebe“ rufen. Dem Filippo Neri wurde von der Glut göttlicher Liebe die Gegend über dem Herzen um die Dicke einer Faust erhöht und zwei Rippen gebrochen. Oft wiederholt sich an den Ekstatikern das Leiden Jesu, ja sie erhalten dessen Wundmale (zuerst angeblich Franz von

Aſſiſi, der Stifter des Franziskanerordens im Anfange des 13. Jahrhunderts), worin wir, ſoweit das Vorhandenſein der Wunden wirklich erwieſen iſt, eine wahrſcheinlich durch Betrug unterſtützte Schwärmerei erblicken, die ſich bei einzelnen Perſonen bis auf unſere Zeit fortgepflanzt hat. Myſtiker dieſer Art erduldeten in ihrer Einbildungskraft für Andere die Qualen der Hölle, um ſie zu retten. Ohne Zweifel iſt das Meiſte, was von dieſen aus idealer Sehnſucht nach unerreichbaren Zielen ihre natürliche Beſtimmung vergeſſenden Menſchen berichtet wird, zu irgend welchen propagandiſtiſchen oder ſonſt dogmatiſchen Zwecken erfunden oder in Scene geſetzt. So hat noch in unſerem Jahrhundert der frühere Revolutionär Görres, um die klerikale Reaktion zu befördern, die „chriſtliche Myſtik“ in ein förmliches Syſtem gebracht. Jetzt beſitzt ſie ſelbſt unter der ultramontanen Partei nur noch einen beſchränkten Kreis von Gläubigen.

Manche Ausgeburten des Myſtizismus lieferten auch die verſchiedenen chriſtlichen Sekten, die über das Jenſeits oft verwegene und verwirrte Anſichten äußerten; es gilt bezüglich derſelben für uns, was wir bezüglich der jüdiſchen Rabbinen (oben S. 86) ſagten: der Unſinn machte ſich ſo breit darin und ſie übten ſo wenig Einfluß auf die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, daß wir ſie unberückſichtigt laſſen müſſen.

15. Die göttliche Komödie.

Wol die großartigſte Erſcheinung in der Geſchichte des Jenſeits iſt deſſen von dichteriſcher Phantaſie eingegebene Schilderung durch ein Werk, einzig in ſeiner Art und vielleicht das erhabenſte in der Literatur aller Völker und Zeiten. Dieſes Werk faßt zuſammen, was alle Völker und Zeiten über die Orte der „andern Welt“ Ergreifendes und Erhebendes, Schreckliches und Freudiges geforſcht, gedacht, geglaubt und gedichtet haben. Es vereinigt die Geſichtspunkte des Heiden- und Chriſtentums bezüglich des Lebens nach dem Tode in einem Blicke höhern Lichtes und iſt hierzu durch die Zeit, zu welcher, durch das Land, in welchem und durch den Mann, von welchem es geſchaffen wurde, in höchſtem Grade geeignet. Italien machte während der Kreuzzüge eine Schule der Bildung durch, welche den nord- und weſteuropäiſchen Nationen nicht vergönnt war, und darum konnte es einen Dichter und Gelehrten großziehen, der einzig in ſeiner Art daſteht und ſelbſt bis auf

die neueren Zeiten, wenigſtens bis auf Shakeſpeare, an Univerſalität des Geiſtes nicht erreicht worden iſt. Durante (genannt Dante) Alighieri, geb. 1265 in Florenz, geſt. 1321 in der Verbannung zu Ravenna, lebte ſowol die politiſchen Kämpfe als die Fortſchritte der Geiſtesbildung ſeiner Zeit und ſeines Vaterlandes völlig durch und ſchuf letzterm ſeine neuere herrliche Schriftſprache. Sein größtes und unſterblichſtes, hier allein zu berückſichtigendes Werk, von ihm Commedia genannt, weil es einen beglückenden Ausgang nimmt, welchem Titel ſpätere Bewunderer das Epitheton divina beiſetzten, — umfaßt in drei Theilen die drei Orte des Jenſeits nach dem Glauben der katholiſchen Kirche: die Hölle (Inferno), den Läuterungsort (Purgatorio; das derbe deutſche Bauernwort „Fegfeuer" paßt nicht für Dante's Dichtung) und das Paradies, und erzählt in hundert, aus unerreichten Terzinen gebildeten Geſängen (von denen einer die Einleitung und je 33 einen Haupttheil bilden) des Dichters Wanderung im Geiſte durch die genannten drei Welten. Die „göttliche Komödie" gehört keiner der gewöhnlichen Dichtungsarten an, ſondern bildet eine durch keinen Namen genugſam zu bezeichnende Gattung für ſich, deren innerſtes Weſen Allegorie und Myſtik ſind.

Die myſtiſche Reiſe Dante's durch das Jenſeits beruht auf einer von ihm nach antiken und chriſtlichen Vorſtellungen zuſammengeſetzten, in ihrer Anlage äußerſt großartigen Kosmographie. Gewiß iſt er einer der erſten Chriſten, welche die Anſicht der Kirchenväter von der Flachheit der Erde und ihrer Entgegenſetzung zum Himmel aufgaben; er bekannte ſich ſowol zur Kugelgeſtalt, als zu dem Zugeſtändniß, daß die Erde nur ein kleiner Theil der Welt ſei. Doch war er, was bei ſeinem Standpunkt als gläubiger Katholik ja nicht anders möglich, in der Anſicht befangen, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt, der einzige von ſterblichen Weſen bewohnte Weltkörper und alles Übrige nur ihretwegen da wäre. Auch auf der Erde iſt nach ſeinem Syſtem nur die eine Halbkugel von Menſchen bewohnt, ſie beſteht aus Aſien, Europa und Afrika und den Mittelpunkt ihrer Oberfläche bildet Jeruſalem. Unter ihr vertieft ſich die Hölle in Trichtergeſtalt bis in den Mittelpunkt des Erdballes und dieſelbe hat viel weniger von der chriſtlichen Hölle nach gewöhnlicher Vorſtellung, als von der antiken Unterwelt. Auf der andern Seite der Erde aber erhebt ſich kegelförmig der Berg der Läuterung (Purgatorio), welcher ganz entgegen der volkstümlichen Anſicht vom „Fegfeuer" als einer geringern Hölle, nicht blos ein Ort der Qual, ſondern ein theilweiſe angenehmer Aufenthalt iſt, welchen vorzugsweiſe die tugendhaften Heiden bewohnen. Um die Erde aber ſpannen ſich die durchſichtigen Sphären, in welchen ſich die Geſtirne bewegen. Jeder Theil des Jenſeits hat ſymmetriſch neun Stufen, die Hölle neun abwärts ſteigende des Schreckens und der Strafe, das Purgatorium neun aufwärts ſteigende

der Seelenreinigung und der Himmel nach den Syſtemen des Pythagoras, Platon und anderer antiker Weiſer neun Sphären der Seligkeit, deren ſieben erſte den ſieben Planeten der alten Welt, die achte der Fixſternſchaar und die neunte, das eigentliche Paradies, den Seligen und der Gottheit angewieſen iſt. Die unter- und überirdiſche Reiſe Dante's beginnt im Jahre 1300. In einem Walde verirrt, erhält er ſeinen von der ſeligen Beatrice ihm zugeſandten Lieblingsdichter Vergil als Führer durch die beiden irdiſchen Gebiete des Jenſeits.

Die beiden Dichter, der ſchattenhafte und der lebende, kommen zum Höllenthor mit der denkwürdigen Inſchrift:

„Durch mich geht's ein zur Stadt die troſtlos leidet,
durch mich geht's ein zum Schmerz, dem ewig wunden,
durch mich geht's ein zum Volk, das jeder meidet;

Gerechtigkeit zu üben Stund' auf Stunden,
hat Gottes Allmacht meinen Bau errichtet,
mit Lieb' und Weisheit untrennbar verbunden.

Nichts hat des Schöpfers Geiſt vor mir gedichtet,
als Ew'ges; wer beſchreitet meine Schwelle,
auf jedes Heil für ewig hat verzichtet.

Kaum eingetreten, vernehmen ſie das Weinen, Seufzen und Heulen der in der Vorhölle weilenden charakterloſen Seelen, deren Loos weder Seligkeit noch Verdammniß iſt und die mit den weder aufrühreriſchen noch gottgetreuen Engeln vermiſcht ſind. Sie ſind nackt und werden von Inſekten geſtochen. Am Acheron werden die Reiſenden von Charon empfangen, wie denn Dante's chriſtliche Hölle überall ein Abbild der heidniſchen Unterwelt iſt und ohne Scheu Geſchöpfe der Phantaſie beherbergt, die dem Chriſtentum fremd ſind. Sie ſteigen nieder zu dem erſten Kreiſe der eigentlichen Hölle, d. h. des trichterförmigen in Terraſſen abgetheilten Abgrundes. Hier weilen die Heiden, die ſich keiner Vergehen ſchuldig gemacht, ſondern nur aus Mangel der Taufe an dieſen Ort gebannt ſind. Hier waren auch, erzählt Vergil ſeinem Schützling, die tugendhaften Perſonen des Alten Bundes, bis Chriſtus bei Anlaß ſeiner Höllenfahrt ſie erlöſte und in den Himmel verſetzte. Vier Dichter des Altertums (Homer, Horaz, Ovid und Lucan) geben ihnen das Geleite an einen erhabenen Ort, von dem aus ſie die Zierden der antiken Mythe und Geſchichte überblicken, auch die weiſen Moslemim Averroes und Avicenna und den großen Saladin unter ihnen. In den zweiten Kreis niedergeſtiegen, finden ſie den ſeltſamer Weiſe als Teufel geſtalteten Minos, welcher die ankommenden Seelen der Sünder zum Geſtändniß bringt und den Grad der Verdammniß dadurch beſtimmt, daß er — ſeinen Schweif ſo viel Mal ſchwingt, als die Zahl des Kreiſes

anzeigt, zu dem er die betreffenden verurtheilt. In diesem Kreise befinden sich die fleischlichen Sünder, die vom Winde hin und her gepeitscht werden, unten ihnen Semiramis, Helena, Dido, Kleopatra, Achilleus, Paris, Tristan u. A., sowie die unglückliche Francesca von Rimini, die Dante ihre ergreifende Geschichte erzählt. Im dritten Kreise der Hölle, wo sich sogar der heidnische Kerberos findet, der die Geister krallt, zerfleischt und viertheilt, leiden die Schlemmer, die zudem unter einem unreinen Regen und bei einem der Erde entsteigenden Gestanke Hunden gleich heulen. Im vierten Kreise beherrscht der Gott Plutos (Reichtum) die Geizigen und die Verschwender, die sich gegenseitig mit Vorwürfen überhäufen, im fünften, wo die Styx entspringt, sind die Zornwütigen, die sich gegenseitig zerfleischen. Auf derselben Stufe des Höllenabhangs steht die Höllenstadt Dis, welche den sechsten Kreis der Verdammniß bildet und unter Aufsicht der Erinnyen die Ketzer beherbergt, die in glühenden Särgen eingeschlossen sind, unter ihnen Kaiser Friedrich II. Der siebente Kreis umfaßt in drei engeren Zirkeln die durch Gewalt Unrecht Verübenden und zwar im ersten die Mörder, Räuber und Brandstifter, und unter ihnen auch, bewacht von den phantastischen Geschöpfen des Altertums, dem Minotauros und den Kentauren, die Tyrannen, die in heißen blutroten Strudeln sieden. Im zweiten Zirkel sind die Spieler und sonstigen Verderber ihres eigenen Glückes, unter ihnen Petrus de Vineis, der Kanzler Friedrichs II., von den Harpyien gepeinigt und in Dornbüsche verwandelt, im dritten die Lästerer, Wucherer und Sodomiten, auf glühender Sandfläche unter einen Feuerregen gebannt. Die Abhänge zwischen den einzelnen Höllenkreisen sind bis dahin immer steiler und schauerlicher geworden. Der nun folgende, zum achten Kreise führende, kann nicht mehr beschritten werden, und die Reisenden lassen sich daher von dem Ungeheuer Geryon hinunter tragen. Der achte Kreis, der den besonderen Namen Malebolge (d. h. die schlimmen Behälter, „Bulgen") führt, umfaßt die durch Trug Unrecht Stiftenden (bis auf die schlimmste, dem untersten Kreise vorbehaltene Klasse) und ist in zehn Schluchten getheilt, die durch Klippen überbrückt sind, von denen aus die Besucher die Qualen überblicken können. Die erste Abtheilung enthält die von Teufeln gepeitschten Kuppler und Verführer, die zweite die in Kot versenkten Schmeichler und Buhlerinnen, die dritte die kopfüber in Löchern steckenden, an den Fußsohlen glühenden Simonisten, darunter mehrere Päpste, die der eifrig katholische aber kaiserlich gesinnte Dante mit besonderem Zorne behandelt und denen er prophetisch auch den zur Zeit der Dichtung noch lebenden Bonifaz VIII. zugesellt, — die vierte mit verdrehtem Halse die Zauberer, Wahrsager und Zeichendeuter, die fünfte die von Teufeln in siedendes Pech gedrückten Bestechlichen, die sechste, deren Brücke am Todestage Jesu durch das Erdbeben eingestürzt, die von

bleiernen Kutten beſchwerten Heuchler, die ſiebente die von Schlangen gequälten, oft vernichteten und dann wieder auflebenden Diebe, die achte die von Flammen gebratenen Betrüger, darunter ſeltſamer Weiſe Odyſſeus, über deſſen Geſchichte Dante ſehr mangelhaft unterrichtet war, die neunte die von Teufeln fortwährend zerhauenen und zerfleiſchten Urheber von (politiſchen und religiöſen) Spaltungen unter den Menſchen, unter ihnen Mohammed u. A., und die zehnte die von ekelhaften Krankheiten heimgeſuchten Fälſcher. Nun kommen die Reiſenden zu dem unterſten Höllenſchachte, der den neunten Kreis bildet und von den Giganten bewacht wird, die mit halbem Leibe aus ihm hervorragen. Einer derſelben, Antäos, hebt die Beſucher zu dem Höllengrunde hinab. In einem Eisſee ſtarren dort die Verräter an Verwandten, am Vaterland (darunter der unglückliche, verhungerte Piſaner Ugolino Gherardesca, der in unerſättlicher Rachgier ſeinem Todfeind Erzbiſchof Ruggiero das Genick benagt) und an Freunden. Zu unterſt aber ſteckt mit halbem Leib im Eiſe, der Satan, den bei dem Engelſturze Gott hier herein geworfen, und der nun mit drei Geſichtern die drei nach Dante's Anſicht ſcheußlichſten Verräter, nämlich die an der göttlichen und irdiſchen Majeſtät: Judas, Brutus und Caſſius, fortwährend zermalmt. Die Dichter klettern nun an Satans zottigen Leibhaaren zum Mittelpunkt der Erde hinab und ſteigen von dort durch einen Schacht auf die entgegengeſetzte Seite der Erde empor. Der Ort, wo dies geſchieht, iſt am Fuße des Berges der Läuterung (Purgatorium, oben S. 164) und iſt durch Cato von Utica bewacht, den Dante vom Schickſal der übrigen Heiden ausnimmt. Der Berg hat acht Terraſſen, die durch Abhänge mit Pfaden oder Treppen getrennt ſind und auf ſeinem Gipfel eine Hochfläche. Die erſte Terraſſe iſt die Vorhalle zum Purgatorium, auf den ſieben oberen befinden ſich die den ſieben bekannten „Todſünden" ergeben geweſenen, aber zur Reinigung fähigen Seelen und auf dem Gipfel das irdiſche Paradies, in welchem Adam und Eva lebten. Der erſte Vorſprung trägt die Säumigen aber Reuigen, ſowie die ohne Losſprechung Hingeſchiedenen, die ſich nach Verſöhnung ſehnen. In einem beſondern blumigen Thale, das ſich in den Abhang einbuchtet, weilen die Seelen der Fürſten, welche in dieſe Kategorie gehören. Die Stolzen, auf dem erſten der höheren Abſätze, müſſen ſchwere Laſten tragen und werden durch plaſtiſche Darſtellungen an den Felſen auf beſſere Beiſpiele gewieſen; den Neidiſchen, auf dem zweiten, ſind die Augen zugenäht und werden Ermahnungen zum Beſſern durch Stimmen von Geiſtern zugerufen; die Zornigen, auf dem dritten, wandeln in unreinen Dünſten und werden durch Viſionen abſchreckender und ermutigender Art belehrt; die Trägen, auf dem vierten, müſſen angeſtrengt laufen und erhalten ihre Belehrung durch gegenſeitige Vorſtellungen. Die Geizigen, auf dem fünften Abſatze, liegen weinend am Boden und werden

durch Gebet und Reden der Einzelnen zur Erkenntniß geführt; die Schlemmer im sechsten Kreise sind ausgehungert und abgemagert und erhalten ihre Belehrung aus den Zweigen eines Baumes, der ein Ableger des Baumes der Erkenntniß im Paradies zu sein scheint; im siebenten endlich müssen die Wollüstigen in Flammen wandeln und sich durch Gesänge von der Heiligkeit der Menschheit und durch Selbstbeschämung zur Seligkeit tüchtig machen. Durch die Flamme, die wol brennt, aber nicht zehrt, steigen die Dichter (denen sich auf dem vierten Absatze noch Statius angeschlossen hat, welchen Dante willkürlich zum Christen macht) endlich zur Gipfelplatte des Berges der Läuterung empor, zum irdischen Paradiese. Am Lethe, der hier fließt, findet Dante als Führerin durch den Garten eine schöne Frau, Mathilde mit Namen, deren Persönlichkeit nicht deutlich bezeichnet ist. Ein überirdisches Licht erhellt diesen Ort und himmlische Melodien erfüllen ihn, dessen Bäume wie Gold leuchten und welche Seelen bewohnen, weißgekleidet und mit Lilien und Rosen bekränzt, deren allegorische Bedeutung, wie vieles andere in Dante's Werk, gewissermaßen eine Verbildlichung der mittelalterlichen Scholastik bezweckt. In einem Wagen naht dann, mit dem strahlenden Gefolge der Tugenden, Beatrice, Dante's Jugendgeliebte, die Personifikation der himmlischen Weisheit, wie Vergilius die der irdischen ist, an dessen Stelle, der unmerklich verschwindet, sie nun als Führerin tritt. Durch Untertauchen im Lethe zur Sühne seiner Süden wird Dante würdig, die bisher Verschleierte in ihrer Herrlichkeit zu schauen. In der Quelle Eunoe gestärkt und durch den Hinblick auf Beatrice zum Auffluge befähigt, beginnt er, von ihr geleitet, die Reise durch die Himmel, das himmlische Paradies. Sie kommen zuerst in den Kreis des Feuers, sodann in die Kreise der vom Ptolemäischen System angenommenen sieben Planeten (Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn) und endlich in den Himmel selbst. Die Sprache des „Paradieses" ist dunkel und es ist nicht zu ergründen, ob die Himmelsreisenden blos in den von jedem Planeten beschriebenen Kreis, in seine Sphäre oder auf den betreffenden Weltkörper selbst kommen. Wahrscheinlicher ist das erstere, da die Geisterschaaren, denen sie begegnen, bei ihrem Weiterdringen aus einem Kreise in den andern ihrem Blicke entschweben und mit ihrer Sphäre weiter kreisen. Die in diesen Sphären weilenden Seelen nehmen verschiedene geringere Stufen der Seligkeit ein, so beherbergt der Kreis des Mondes solche, welche dem nach katholischer Ansicht ewig unlösbaren Klostergelübde entrissen worden, der des Merkur (wo Justinian das Wort führt) solche, in deren gute Bestrebungen sich Ehrgeiz mischte, jener der Venus Geister, die bei übrigens trefflichen Eigenschaften und Handlungen der Liebe zu viel Macht über sich einräumten. Nach damaliger Ansicht wirkte der Schatten der Erde bis auf die Venus und mit ihm

läßt Dante auch die Schwächen der Menſchen bis dahin nachwirken. Im Kreiſe der Sonne aber beginnen die nach Dante's Anſicht völlig reinen Seelen mit den Lehrern der Kirche, König Salomo, Boethius, Thomas von Aquino, Albertus Magnus u. A., die ſich hier frommen und gelehrten Betrachtungen hingeben. Im Kreiſe des Mars weilen die Kämpfer für den bibliſchen und chriſtlichen Glauben: Joſua, die Makkabäer, Karl der Große, Gottfried von Bouillon u. A., im Kreiſe des Jupiter die gerechten Fürſten, was die Lichtgeiſter dieſer Sphäre anzeigen, indem ſie ſich zu Inſchriften und zum Bilde des Adlers, als Symbols der Gerechtigkeit, zuſammenfügen; es ſind unter ihnen David, Trajan, Konſtantin u. A., im Kreiſe des Saturn endlich die frommen Mönche. Zuletzt gelangen die Reiſenden in den achten Kreis, den Fixſternhimmel, den ſie im Sternbilde der Zwillinge erreichen, als dieſe eben über Jeruſalem ſtehen, und blicken von hier auf die „verächtliche“ kleine Erde zurück. Nach oben aber erblickt der Dichter das Herrlichſte des Herrlichſten: eine blendende Sonne und zahlloſe Sterne; erſtere iſt der verklärte Leib Chriſti, letztere ſind die vollkommen Seligen, unter ihnen der prächtigſte Stern Maria, umkreiſt von einer Fackel, dem Erzengel Gabriel, ſo daß ſie von einer beſtändigen Glorie umhüllt erſcheint. Die Seligen, die den Triumphzug Chriſti bildeten, drehten ſich, Gott Lob ſingend, wie im Tanze, nachdem Chriſtus und Maria in den oberſten Himmel, das Empyraeum zurückgekehrt und zwar je gottbegnadigter, deſto ſchneller. Dante erkennt unter ihnen die größten der Apoſtel und ſpricht mit ihnen über die höchſten Dinge, wie auch mit dem erſten der Geſchaffenen, Adam, worauf Petrus wahre Philippiken gegen die ſchlechten und entarteten unter ſeinen „Nachfolgern“ ſchleudert. Dann ſteigen die Seligen und mit ihnen Dante und Beatrice in den neunten Kreis des Paradieſes, in das von den Scholaſtikern ſogenannte „primum mobile“, das oberſte, älteſte Bewegliche, d. h. die Gegend des Himmels, in welcher ſich unmittelbar der Atem und die Schöpferkraft Gottes ergießen, in welchem gleichſam die ganze Schöpfung wie im Keime liegt. Hier iſt auch der gewöhnliche Aufenthalt der Engel, die ſich in heiligem Tanze ſchwingen und deren (oben S. 155 erwähnte) neun Chöre und die drei Hierarchien, Dante kennen lernt, die er ſich ſo auslegt, daß er jede Hierarchie einer der drei göttlichen Perſonen zur beſondern Betrachtung zuweiſt und jede Ordnung wieder in der Weiſe unterſcheidet, daß ſie eine der göttlichen Perſonen für ſich oder im Verhältniß zur zweiten oder zur dritten betrachte. Endlich ſchweben Beatrice und Dante in den höchſten Himmel, das Empyraeum, empor, das ſich nicht mehr dreht wie die anderen Kreiſe, ſondern ewig ruhig bleibt und das Glorienlicht ausſtrahlt, welches den ſeligen Geiſtern das Anſchauen Gottes möglich macht.

„Und in mir ward ein neu Geſicht entzündet
alſo daß kein ſo laut'res Licht zu finden,
des meine Augen ſich verwehrt nicht hätten.
Ein Licht ſah ich, gleich einem Fluß geſtaltet,
von Blitzen ſchimmernd, zwiſchen zwei Geſtaden,
mit wunderbarer Frühlingspracht bemalet.
Lebend'ge Funken ſtiegen aus den Fluten
empor, allſeits ſich in die Blumen ſenkend,
Rubinen ähnlich, die mit Gold umfloſſen.
Dann tauchten, wie von Duft betäubt, ſie wieder
in jene wunderſamen Wogen unter . . .

Der Sitz der wahrhaften Seligen, der den Wanderern nun erſcheint, hat die Geſtalt einer rieſigen Roſe, deren innerer Kern ein Lichtmeer iſt, während die Seelen ſich auf den Blättern niederlaſſen, über der Roſe aber die dreieinige Gottheit ſchwebt. Beatrice iſt an ihren Platz in der Roſe zurückgekehrt und Bernhard von Clairvaux erklärt dem Dichter die Anordnung dieſes herrlichen Wohnſitzes. Auf dem Rande der Roſe, an erhabener Stelle, thront Maria; ihr ſitzt Eva zu Füßen und dann zieht ſich eine Reihe trefflicher Frauen des Alten Teſtaments nach dem Kern hin und theilt die Roſe in zwei Hälften, in deren einer, die ganz ausgefüllt iſt, die Seligen des alten, in der andern aber, die noch viele Lücken zeigt, die des neuen Bundes ihren Sitz haben, während auf der entgegengeſetzten Seite des Kernes die Kirchenväter und Ordensſtifter jene Grenze bilden, die dem Kerne nächſten Plätze aber von den ſeligen Kindern eingenommen werden. Alle ſind nach dem Grade der ihnen von Gott gewährten Gnade gereiht. Endlich wird Dante gewürdigt, die Gottheit zu ſchauen, die ſich ihm in einem dreifachen und dreifarbigen Glutlichte offenbart und ihm die Geheimniſſe der Dreieinigkeit und der Menſchwerdung kundgibt. So hat das rieſenhafte Gedicht ſeinen erhabenen Abſchluß gefunden, nachdem es die ſtrebende Seele aus dem Ort der Strafe für beharrliches Unrechtthun durch die Stätte der Läuterung, wo ſie nach Vollkommenheit ſtrebt, in die himmliſchen Räume der Seligkeit geführt hat. Es hat ſich darin das chriſtliche Mittelalter mit ſeiner Philoſophie und Theologie ſelbſt gezeichnet und mit fatten Farben, wie ſie die Handſchriften der Mönche zeigen, auf Goldgrund hingemalt. Es wollte ſelbſt nichts anderes als ein Purgatorium ſein, das ſich aus der gottverlorenen Unterwelt des heidniſchen Altertums durch Prüfungen und Kaſteinungen zu dem Paradies einer reinern Zukunft hinaufarbeitete, ohne zu ahnen, daß ihm eine Zeit folgte, welche anderen Idealen nachhing, nämlich nicht mehr denjenigen der Gottergebenheit und Selbſtqual, ſondern denen der menſchenwürdigen Freiheit und der naturbegeiſterten Menſchenliebe.

16. Das Jenſeits des Islam.

In die Herrſchaft der Welt theilte ſich während des ſogenannten Mittelalters mit dem Chriſtentum der Islam, die Religion der über die Stufe des Heidentums vorgeſchrittenen Araber. Beide Glaubensformen ſind Töchter des Judentums und erhielten ſich ungefähr eine gleiche Zeit lang in der unbeſchränkten Herrſchaft über die Gemüter im Norden und im Süden des Mittelmeeres. Etwa dreihundert Jahre nachdem das Chriſtentum herrſchende Religion im römiſchen Reiche geworden, entſtand Mohammed's Lehre, und dreihundert Jahre nachdem die Kirche Roms durch die Reformation einen anſehnlichen Theil ihrer Söhne und damit ihre unbedingte Herrſchaft im Abendlande, ſowie durch die Wiederherſtellung der Kenntniß des klaſſiſchen Altertums das unbeſtrittene Anſehen ihrer Dogmen verloren, nahm auch der Verfall des Islam durch den Aufſtand der Wahabiten im Herzen des Landes Mohammed's ſeinen Anfang. Beide Religionen aber haben, beinahe vom Entſtehen der jüngern an, ſich auf Leben und Tod bekämpft ſo lange die Kraft dazu in ihnen lag. Der Islam nahm dem Chriſtentum Aſien und Afrika weg und wurde von ihm mit Mühe abgehalten in Europa feſten Fuß zu faſſen, in deſſen Süden er überall eingedrungen war, wie er am goldenen Horn noch jetzt ſitzt. Sein Gebiet hat ſich von Senegambien bis nach Java und vom Altai bis Madagaskar ausgedehnt und bei den Negern macht er noch heute Fortſchritte, ſo unfruchtbar und farblos er auch iſt.

Durch den Islam iſt der ſtrenge Monotheismus, der in Ägypten Eigentum einer Kaſte und bei den Hebräern eines Volkes war, zur Weltreligion geworden, namentlich im Gegenſatze zum Chriſtentum, das ſich in ſeiner Dreieinigkeit, ſeinem Gottesſohne und ſeinen Heiligen einen geläuterten und idealen Polytheismus geſchaffen hatte. Schon die meiſten heidniſchen Glaubensformen der Araber anerkannten einen oberſten und in ſeiner Art einzigen Gott, Allah, welcher als Scheich einer Zahl von Dämonen oder Genien (Dſchinn) gedacht wurde. Mohammed, der Stifter des Islam, aus dem Stamme Koraiſch, geb. 571 in Mekka, geſt. 632 in Medina, that im Grunde nicht viel mehr, als daß er Allah noch höher erhob und jeden Götzendienſt verbannte. Auf ſeine Richtung wirkten vorzüglich die Hanife ein, eine in Arabien verbreitete Abzweigung der Eſſener, denen er ſich angeſchloſſen hatte. Zum Propheten machten ihn die epileptiſchen Anfälle, an denen er litt und in denen er mit bewußtem Betrug Offenbarungen zu haben behauptete, die dann geſammelt wurden und als Korân das jüngſte der größeren Religionsbücher des Menſchengeſchlechtes bilden.

Was nun die einzelnen Lehren der Religion Mohammeds betrifft, so enthält dieselbe im Grunde nur einen einzigen (freilich doppelten) Glaubenssatz, nämlich den bekannten: Gott ist Gott (oder: es gibt keinen Gott als Gott) und Mohammed ist sein Prophet. Dieser eine Gott wurde indessen von seinem Propheten und dessen gleichzeitigen Anhängern ganz materialistisch gedacht. Er erschien dem Mohammed als „ein bartloser Jüngling mit gekräuseltem Haar und reichlichem Haarwuchs, und mit goldenen Sandalen an den Füßen". Auch fühlte der Prophet die Kälte der Fingerspitzen Gottes auf seinen Schultern. Diesen heidnischen Vorstellungen trat später der Chalif Radi mit dem Verbote entgegen, von Gottes Händen, Füßen, Haar, Sandalen u. s. w., sowie von seinem Hinauf- und Herabsteigen zu sprechen. Nach der Lehre des Propheten war die Welt nichtig und gegenüber Gott nicht besser als ein Aas oder Düngerhaufen; hätte sie für Gott nur soviel Wert, wie der Flügel einer Mücke, sagt der vollendete Pfaffe, so würde Gott keinem Ungläubigen (Kafir) einen Trunk Wasser von ihr gönnen. Ueberhaupt liebte es Mohammed, seinen Gott von der furchtbaren und schrecklichen Seite zu zeigen, mit seinem Zorn und seiner Strafe zu drohen, und dieser Zug schuf eine asketische Richtung unter seinen Nachfolgern, die so stark war, daß der kräftige Omar aus Furcht vor dem Gedanken an die Hölle in Ohnmacht fiel. Eine Sekte, die der Morgiten, deren Blüte unter die Herrschaft der Ommajaden in Damask fiel, schlug eine mildere Richtung ein. Noch weiter gingen die unter dem Einflusse griechischer Philosophie stehenden Motaziliten, welche die Vernunft zum Schiedrichter in schwierigen Fragen wählten; sie läugneten, daß Gott als ewiges Wesen Eigenschaften haben könne, und erklärten sich gegenüber dem von Mohammed gelehrten Fatalismus für die Willensfreiheit. Unter den Abbasiden im neunten Jahrhundert blühend, sahen sie den Hof auf ihrer Seite, welchen, besonders unter Harun Arraschid, ein frivoler Ton in Glauben und Sitte beherrschte. Ja es wurde, was im Christentum niemals vorkam, eine rationalistische Inquisition errichtet, welche die Orthodoxen verfolgte und sogar Solche geiseln und hinrichten ließ, die an der Göttlichkeit des Korân und an der Hoffnung, im Himmel Gott zu schauen, festhielten! In spitzfindiger Dialektik gaben die Motaziliten den christlichen Scholastikern nichts nach. Zuletzt aber mußten sie mit ihrem Streben scheitern, wie Alle, welche zwischen Glauben und Vernunft vermitteln zu können wähnen, und das theologische Feld des Islam blieb seit dem zehnten Abbasiden, dem heuchlerischen Tyrannen Motawakkil bis auf die Gegenwart unbestrittenes Eigentum der „Rechtgläubigen," deren Wesen in durchaus sklavischer Aufrechthaltung des Korân im Wortlaute, im Glauben, daß derselbe geoffenbart und nicht geschaffen sei, und in dem auf die Spitze getriebenen Fatalismus besteht.

Durch dieſe Herrſchaft der orthodoxen Richtung wurde denn auch die ſchon früh im Islam eine Rolle ſpielende asketiſche Stimmung begünſtigt. Dieſelbe nahm ſich im Weſten die chriſtlichen und im Oſten die buddhiſtiſchen Einſiedler und Mönche (oben S. 58) zum Vorbilde. Es gab ſeit dem achten Jahrhundert mohammedaniſche Eremiten und Heilige beider Geſchlechter; Jerusalem war ein beliebter Sammelpunkt derſelben. Die Sufis, allgemeiner als „Derwiſche“ bekannt, entwickelten ſich zu einer Menge förmlicher Bettlerorden. Sie hatten ſogar ihre Martyrer, unter denen ſich der arabiſirte Perſer Hallag, ein Wollkrämpler von Beruf, am Anfange des zehnten Jahrhunderts einen Namen machte, welcher ſich in Folge ſeines pantheiſtiſchen Standpunktes für eine Fleiſchwerdung Gottes ausgab und dafür auf Betrieb der Orthodoxen martervolle Hinrichtung erlitt. Noch viele andere Schwärmer waren nach ihrer und Anderer Meinung göttliche Ausſtrahlungen. So erklärte am Anfange des elften Jahrhunderts Ismail Darazy den Chalifen Hakim von Aegypten für einen menſchgewordenen Gott und ſtiftete auf Grundlage dieſes Wahns die Sekte der Druſen. Fortwährend hat es auch mohammedaniſche Ekſtatiker mit den tollſten Viſionen gegeben, welche ſich getroſt mit ihren chriſtlichen Wahnesbrüdern vergleichen laſſen.

Der zweite Hauptgegenſtand der Verehrung iſt für die Mohammedaner neben Allah ſein und ihr Prophet. Keine Religion außer dieſer, die freilich die jüngſte von allen iſt, beſitzt eine ſolche unmittelbare und zuverläſſige Ueberlieferung von ihrem Stifter an durch perſönliche Zeugen bis auf die Gegenwart. Dennoch iſt die Perſon des Propheten von Mekka mit zahlreichen Mythen umgeben, wozu er ſelbſt in ſeinem Eigendünkel, dem abgeſchmackteſten, den je ein Menſch kundgegeben, den meiſten Anlaß gab. Mohammed behauptete, von Gott in die Lenden Adams geſandt und von dieſem durch deſſen Nachkommen bis auf die Zeit ſeiner Geburt fortgepflanzt worden zu ſein. Er behauptete, in einer Nacht auf einem Flügelpferde und in Begleitung des Engels Gabriel eine Reiſe in den Himmel gemacht zu haben. Wenn ſchon die Mohammedaner ſich etwas auf die angebliche Aufklärung zu gut thun, ihren Propheten nicht für Gottes Sohn zu halten, ſo iſt doch von ſeinen und ſeiner ſtrengen Anhänger Ueberſchwenglichkeiten kein weiter Schritt zur förmlichen Gottesſohnſchaft. Er wurde und wird noch von den Orthodoxen als unfehlbar betrachtet, und zwar von ſeiner Kindheit an, in welcher er doch noch ein Heide war! Sein Herz ſollte durch den Engel Gabriel ſelbſt gereinigt ſein, der einen Tropfen ſchwarzen Blutes als Antheil des Satans daraus entfernte; er wird daher als ſündenlos betrachtet. Am jüngſten Gerichte ſollte er als Fürſprecher für die verdammten Gläubigen auftreten. Zu dieſem Zwecke werden Anrufungen an ihn gerichtet, welche im Wortlaute eigentlichen Gebeten gleichkommen. Ja er wird thatſächlich öfter angerufen als Gott ſelbſt.

Keines Menſchen Geburt- und Grabesſtätte (nicht einmal Jeſus ausgenommen) wurde ſo gefeiert wie die ſeinen; denn nur den Islamiten iſt eine Wallfahrt dahin zur Pflicht gemacht, und wenn jemals dieſe Orte in ungläubige Hände gefallen, es hätte ſicherlich Halbmondszüge gegeben, die vielleicht erfolgreicher geweſen wären als die Kreuzzüge. Mohammed iſt übrigens nicht der einzige Heilige des Islam, welcher in der Zahl Solcher mit der katholiſchen Kirche kühn wetteifern darf. Als Heilige (Walis) werden nämlich auch ſeine Frauen und Kinder, Gefährten und Nachfolger verehrt, ſowie alle frommen Perſonen, die ſich durch ein ſtrenges und bußfertiges Leben auszeichneten. Beſonders bevorzugt ſind ſeine ränkevolle Lieblingsgattin Ajiſcha und ſeine Tochter Fatima, Ali's Frau, die als „Königin der Frauen im Paradieſe" die Stelle Maria's nahezu einnimmt, dann unter Mohammeds Gefährten beſonders Abu Bekr und Omar, deren Schmähung den Verluſt am Antheile des Staatseinkommens zur Folge hatte. Thatſächlich hat jede Stadt, jedes Dorf, jede Zunft, jede Familie ihre Heiligen, deren Gräber insgeſammt hoch geehrt werden und zu denen man wallfahrtet, obſchon man von Manchen nicht einmal den Namen mehr kennt. An Geſchichten von Wundern der islamiſchen Heiligen, denen ſogar Einwirkung auf die Schöpfung zugeſchrieben wird, iſt kein Mangel, und ebenſo wenig an Reliquien (Körpertheilen und Kleidungſtücken) Mohammeds und anderer Heiligen.

Was nun das Leben nach dem Tode betrifft, ſo hat ſich der Islam nicht als produktiv erwieſen. Seine Annahmen bezüglich des Jenſeits ſind dem Parſismus, dem rabbiniſchen Judentum und dem Chriſtentum entnommen, jedoch vorwiegend materialiſtiſch geblieben. Vor Einführung des Islam ging der Glaube der Araber dahin, daß die Seele eines Getödteten nicht Ruhe finde ehe ſein Mord durch die Blutrache geſühnt ſei. Der Islam ſelbſt läßt noch überall hervorblicken, daß er im Grabe außer dem Körper auch die Seele weilend vermute. Man grüßt die Gräber der Bekannten und glaubt, der Gruß werde von den Todten erwidert. Die in heidniſcher Zeit an den Gräbern üblichen Todtenopfer wurden vom Islam durch Leſen im Korân am Grabe erſetzt. Am obern Ende des letztern wird, wie bei Griechen und Römern, eine Öffnung gelaſſen, durch welche die Gebete und Segensſprüche der Hinterlaſſenen zu dem Todten dringen. Den wichtigſten Theil der Eſchatologie des Islam bildet indeſſen die Lehre von der Belohnung der Guten und der Beſtrafung der Schlechten nach dem Tode; doch geht aus allem hervor, daß im Islam der Unterſchied zwiſchen gut und ſchlecht weniger ein ethiſcher als ein dogmatiſcher iſt, d. h. daß das Schickſal des Menſchen nach dem Tode hauptſächlich von deſſen Glauben abhängig ſei. Der Islam lehrt, der Tod ſei die grauenvollſte aller Folterqualen und eben ſo grauenhaft ſei der Anblick des anweſenden Todesengels, der an die

unterlaſſene Buße für die Sünden erinnert. Nach dem Tode und der Beerdigung wird der Verſtorbene von den zwei „ſchwarzblauen“ Grabesengeln Moakar und Nakyr verhört; iſt er ein Gläubiger ſo erweitern ſie ſein Grab zu 70 Ellen (alſo zu einer kleinen Unterwelt) und verſetzen ihn in einen ſanften Schlummer, welcher bis zur Auferweckung der Todten durch Gott dauert. Iſt er aber ein Heuchler, ſo wird er auf das Geheiß der Engel von der Erde ſo feſt umſchlungen, daß die Rippen brechen, und ohne Aufhören gepeinigt bis zum letzten Gerichte. Das waren die an den jüdiſchen Scheol erinnernden Vorſtellungen in der erſten Zeit des Islam; ſpäter erweiterten ſie ſich zu derjenigen von einer Vorhölle, deren Inſaſſen das Weltgericht erwarten. Dies geſchah erſt, als die Richtung der Sufis die alte Vorſtellung vom Aufenthalt der Seele im Grabe zu Gunſten eines getrennten Daſeins von Körper und Geiſt beſeitigte. Noch weiter entfernten ſich von der alten materialiſtiſchen Anſicht die durch griechiſche Philoſophie gebildeten Motaziliten u. a. Freidenker (arabiſch Falâſifah). Sie behaupteten, die Seelen beſtänden für ſich unabhängig vom Körper und lebten ohne dieſen nach dem Tode fort. So waren, umgekehrt wie bei den Chriſten, bei den Moslemim die Orthodoxen Materialiſten und die Freidenker Spiritualiſten. Erſtere hielten an der Vorſtellung feſt, daß die Seele bis zur Auferſtehung mit dem Körper vereinigt bleibe und daß ſowol die Freuden wie die Qualen des Jenſeits materielle und keine rein geiſtigen ſeien wie die Freidenker (z. B. der „edle Schwärmer“ Sohrawardy) dafürhielten, worin denn allerdings die Parteien ſich den entſprechenden chriſtlichen wieder mehr näherten. Namentlich hingen die ſtrenggläubigen Moslemim von Mohammed an, nach dem Vorbilde des orthodoxen Juden- und Chriſtentums an dem Glaubensſatze von der Auferſtehung der Körper, welchen Standpunkt ſogar die meiſten Motaziliten theilten, während ihn die Falâſifah bekämpften. Einzelne moslimiſche Theologen hatten recht phantaſtiſche Vorſtellungen vom künftigen Aufenthalte der Seelen. Nach Naſafy's Lehre, die auffallend an heidniſche Anſchauungen erinnert, nehmen die Seelen der Propheten, nachdem ſie den Körper verlaſſen, ihre natürliche (?) Geſtalt wieder an, duften von Moſchus und Kampher und weilen unter Freuden im Paradies; die Seelen der Märtyrer wohnen in der Geſtalt („in der Kehle“) grüner Vögel (!) im Paradies; die Seelen der Frommen luſtwandeln ohne Genüſſe im Paradies; die Seelen der Gottloſen ſchweben zwiſchen Himmel und Erde. Die Altgläubigen behaupteten ferner, Gott lohne und ſtrafe lediglich nach ſeiner Willkür, ohne Rückſicht auf Verdienſt und Sünde, während ſich der Rationalismus der Motaziliten dahin verſtieg, die volle Willensfreiheit und Verantwortlichkeit des Menſchen zu vertreten. Mit Recht werfen Letztere den Orthodoxen vor, daß ihr Standpunkt das Weltgericht überflüſſig mache, worauf Dieſe ein erkünſteltes Syſtem aufſtellten, nach welchem.

Gott den Menſchen, welche das Streben nach Tugend an den Tag legen, auch die Kraft zur Ausübung derſelben verleihe, womit nach ihrer Anſicht die Verantwortlichkeit des Menſchen hergeſtellt ſein ſollte. Merkwürdiger Weiſe hingen aber die meiſten Motaziliten an der Ewigkeit der Höllenſtrafen für die Sündigen, während die Strenggläubigen Dieſe, ſofern ſie gläubig waren, ſchließlich einmal in den Himmel zulaſſen.

Der Islam hat eine ſehr ausgebildete Engels- und Teufelslehre. Auch nach dem Korân ſind die Teufel oder Dſchinns, wie ſie ſchon vor Mohammed bei den Arabern hießen, gefallene Engel, und der Fall derſelben wird ähnlich erzählt wie von den chriſtlichen Theologen. Iblis (von διάβολος), der Satan oder oberſte der Teufel, ſpielt eine große Rolle bei den Muſelmanen; er lauert den Menſchen beſtändig auf und ſucht ſie zum Böſen zu verführen. Die Engel aber ſchreiben jede That der Menſchen genau auf und benutzen ſie am jüngſten Gerichte.

Das Nahen des jüngſten Gerichts wird, wie in der Edda, im Korân durch verſchiedene grauenhafte Anzeichen verkündet. Mohammed ſoll neun ſolche angegeben haben: einen ſchwarzen dichten Rauch, der die Erde bedeckt, das Erſcheinen des Antichriſts, das Erſcheinen des Thiers der Erde (dâbbah alard), das in der Hand den Stab des Moſes und das Siegel Salomo's trägt, das Aufgehen der Sonne im Weſten, die Ankunft Jeſu Chriſti, den Durchbruch des Dammes von Jâgug und Mâgug (Gog und Magog), die Erſchütterung des Morgen- und Abendlandes, die Umſtürzung (?) Arabiens und einen ſchrecklichen Weltbrand, der in Jemen beginnen werde. Die Ähnlichkeit dieſer Anzeichen mit denen der Edda iſt ſo unverkennbar als unerklärlich, wenn man nicht annehmen will, daß beide Schauergemälde ihre hauptſächliche Nahrung aus der Offenbarung des Johannes oder ſchon aus dem Propheten Daniel oder aus anderen apokalyptiſchen Werken gezogen haben. Bei den Moslemim iſt das ſehr wahrſcheinlich und auch die künſtlicheren Gebilde der Edda ſind ohne Zweifel erſt geraume Zeit nach der Entſtehung des Chriſtentums geſchaffen worden, von deſſen Schriften ihre Verfaſſer, wenn auch ihnen ſich nicht unterwerfend, doch Kenntniß gehabt haben können. Deutlich iſt der apokalyptiſche Urſprung der Poſaunenſtöße, welche ſodann die Auferſtehung und das Weltgericht verkünden und die auch wol in dem Gjallarhorne, das Heimdall bei Ragnarök ertönen läßt, ihren Widerhall gefunden haben. Erſt vierzig Jahre (nach Bagury) nach dem erſten Poſaunenſtoß des Engels Israfil erfolgt der zweite, welcher die Todten zum Leben ruft. Dieſelben erſtehen nackt aus ihren Gräbern und zwar auf einer weiten Ebene, welche keine Erhöhung darbietet, hinter der, und keine Vertiefung, in welcher ſich die Schuldbeladenen verbergen könnten. Sind hier die Menſchen verſammelt,

ſo verſchwinden Sonne und Mond, und über der verfinſterten Erde ſpaltet ſich der Himmel, in deſſen Öffnung die Engel erſcheinen. Dann kehrt die Sonne wieder und tritt der Erde ſo nahe, daß die Menſchen in Schweiß vergehen und zwar je tiefer darin baden, je größer ihre Verſchuldung iſt. Es ſteigen ungeheure Engel vom Himmel herab und bringen die Auferſtandenen zum Verhör vor Gott, der jeden Einzelnen über ſeine Thaten fragt. Nach dem Ergebniß dieſes Verhörs werden die Menſchen in drei Schaaren geſchieden. Die keine gute That ausgeübt, werden von „ſchwarzen Hälſen", die ſich aus dem „Feuer" ſtrecken aufgefangen und in die Hölle gezogen. Die keine böſe That verübt, ziehen unter Anführung eines Herolds in das Paradies ein; die aber, welche weder gute noch böſe Thaten gethan, werden vor eine Wage geſtellt und auf derſelben vom Erzengel Gabriel ihre Thaten abgewogen. Die Seelen müſſen dann die Brücke Sirat, welche an diejenige des Aveſta (oben S. 78) und auch, doch weniger deutlich, an die Bifröſt der Edda erinnert, überſchreiten, welche über die Hölle nach dem Paradies führt und dünner als die Schneide eines Schwertes, feiner als ein Haar iſt, auf der aber die Guten ſicher gehen, die Schlechten dagegen unrettbar ausgleiten und in das Höllenfeuer hinabſtürzen. (Bezieht ſich dies auf alle Menſchen und nicht nur auf die Gewogenen, ſo widerſpricht es dem bereits erwähnten Schickſal der als gut und ſchlecht befundenen; aber der Vorſtellungen über das Jenſeits waren eben viele im Reiche des Islam.)

Die vom Korân u. a. islamitiſchen Schriften gelieferte Schilderung der Höllenqualen wetteifert in durchaus ebenbürtiger Weiſe mit den brahmaniſchen, buddhiſtiſchen, rabbiniſchen und chriſtlichen Vorſtellungen in dieſer Hinſicht. Nur hat die mohammedaniſche Hölle die Einförmigkeit der volkstümlichen ſpätjüdiſchen und chriſtlichen und nicht die maleriſche Manigfaltigkeit wie die Höllen der Brahmanen und Dante's Inferno. Es iſt in derſelben Alles Feuer, wozu nur die manigfaltigen Quälereien kommen, welche die Teufel über die Büßenden verhängen, deren Körper in ſcheußlicher Weiſe fortwährend zerriſſen werden und zu neuer Peinigung ſich wieder ergänzen.

Übrigens hat die Moslimenhölle, ähnlich wie Dante's, ſieben Stockwerke, nur daß dieſelben nach Glaubensrückſichten abgetheilt ſind. Im oberſten, das nach und nach leer wird, befinden ſich die ſündhaften Gläubigen, welche durch Mohammeds Fürbitte mit der Zeit ſelig werden; im zweiten ſchlimmern, leiden die Juden, im dritten die Chriſten, im vierten die Sabier oder Johannisjünger, im fünften die Feueranbeter, im ſechſten die Götzendiener und im ſiebenten die Heuchler aller Glaubensformen.

Eine große Wichtigkeit legt der orthodoxe Islam auf den ſchmalen Wall zwiſchen Hölle und Paradies, el Arâf genannt, welcher mit

denjenigen bedeckt ist, deren Verdienste und Sünden sich das Gleichgewicht halten, und den Verdammten ein Paradies, den Seligen eine Hölle zu sein scheint. Der Korân betrachtet Jene, die den Arâf leugnen, als die schlimmsten der Ungläubigen. Wahrscheinlich ist er nur eine Modifikation der Brücke Sirat oder umgekehrt und beide stammen von der persischen Brücke Tschinvat.

Im Paradies aber, dem Orte der höchsten Sehnsucht aller Moslemim, den zu erreichen sich die Krieger derselben zu allen Zeiten willig schlachten ließen, weil sie, wie die Kämpen Odins in Walhall, sicher waren, dort Einlaß zu finden, wohnen die Seligen mit verklärtem Angesicht in ewiger Freude. Das mohammedanische Paradies ist eine Art Schlaraffenland, in welchem der Boden aus Edelsteinen, die Hügel aus Wohlgerüchen bestehen, herrlicher Vogelgesang erschallt und Bäche von Wein und Honig fließen und der auf Erden verbotene Wein den Seligen erlaubt ist. Was die Gläubigen aber vor allem anzieht, das sind die ewig jungen und schönen Houris, die zu unaufhörlichem und nie erschöpfendem Liebesgenusse der Verdienstvollen geschaffen sind. Leider vergißt der in geschlechtlichen Dingen so überaus nachsichtige Islam (hierin das Gegentheil des Christentums), den Unsitten des Orients entsprechend, auch die unnatürliche Liebe nicht und verheißt den Liebhabern derselben sogar schöne Knaben im Paradiese!

Diese Vorstellungen haben wol nicht wenig dazu beigetragen, daß Fanatismus und Aberglauben die Völker des Islam stets beherrschten und daß diese bei blosem Glauben ohne besondere Verdienste der Seligkeit gewiß, in Thatlosigkeit versanken und ihre Länder in Kulturlosigkeit und ohne Fortschritt zur Humanität und höhern Geistesbildung versumpften. Die einzige Ausnahme, das Reich der Ommajaden in Spanien, lebte vom Kampfe mit dem Christentum und wurde vorzüglich durch den Antrieb seltener jüdischer Geisterheroen zu hoher Blüte gebracht, die nur zu bald durch den hervorbrechenden Korângeist geknickt wurde. Heute aber ist dem Islam sein Urteil gesprochen; wenn auch fortvegetirend, ist er zu thatlosem Unterliegen gegenüber mächtigeren Faktoren der menschlichen Kultur bestimmt.

17. Der ewige Jude.

Die Geſchichte der Vorſtellungen vom Jenſeits durch alle Zeitalter hin und bei allen Völkern bildet kein zuſammenhängendes Ganzes. Die Schöpfer jüngerer Syſteme von überſinnlichen Dingen haben wol oft, ſogar meiſt auf ältere Syſteme Rückſicht genommen, ſolche ausgeſchmückt, weiter geſponnen, abgeändert u. ſ. w., aber ſtets in der Abſicht, etwas neues, urſprüngliches aufzuſtellen, das keiner Grundlage, keiner Vorgänger bedurfte. So geht uns denn oft der Faden der Geſchichte vom Jenſeits verloren, und ſpätere, aufgeklärtere Zeiten und Lehren bieten um dieſer Eigenſchaft willen noch nicht notwendig erleuchtetere Vorſtellungen von dem über dem Menſchen Stehenden und von dem nach ihm Kommenden dar als frühere und weniger vorgeſchrittene Glaubensformen. Oppoſitionen gegen herrſchende Religionslehren gingen oft gerade im Punkte des Jenſeits nicht über dieſe hinaus oder nahmen wol auch gar keine Rückſicht auf dieſen Punkt. Es war zudem oft die Manier herrſchender Kirchen, den von ihnen Abgefallenen namentlich bezüglich der Jenſeits-Vorſtellungen recht abſurde oder empörende Anſichten anzudichten, wie z. B. den Manichäern gegenüber geſchah. Die richtigen Lehren der ſogenannten Ketzer in dieſer Hinſicht ſind daher, da deren Schriften in der Regel eifrig und mit Erfolg vernichtet wurden, größtentheils nicht zuverläſſig bekannt. An ſolchen oppoſitionellen Lehren fehlte es zu keiner Zeit in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche, und da es unter den Lichtern der letztern ſelbſt viele gab, die in manchen Beziehungen von einander abwichen, ehe über den betreffenden Punkt eine allgemein verbindliche Lehre aufgeſtellt war, ſo herrſchte unter den „Ketzern“ natürlich um ſo größerer Wirrwarr. Es kam aber eine Zeit, in welcher die von der herrſchenden (katholiſchen) Kirchenlehre abweichenden Anſichten, unter der gebildeten Welt wenigſtens, geradezu die Oberhand erhielten. Dieſe Zeit beginnt, nach manigfachen Vorbereitungen in früherer Zeit, die ſich namentlich in den Albigenſern des 13. und in den „Brüdern vom freien Geiſte“ des 14. Jahrhunderts äußerten, im fünfzehnten Jahrhundert, zur Zeit der großen, zum Theil ſchismatiſchen Kirchenverſammlungen. Es verband ſich damals mit der Regung unabhängiger religiöſer Überzeugungen das mächtige Eindringen der wiedererwachenden Kenntniß des griechiſchen und römiſchen Altertums in die denkenden Kreiſe des Abendlandes, welche Bewegung auf das kirchliche Syſtem, das vom antiken Geiſte ſo weit abgewichen war, nicht anders als zerſetzend einwirken konnte. Es kann nicht im Allgemeinen geſagt werden, welche Geſtalt dieſe doppelte Bewegung dem Jenſeitsglauben verlieh; aber ein gutes Beiſpiel bietet Dante's unſterbliches

Werk dar. Dante war zugleich einer der ersten Humanisten, d. h. Pfleger der erwachenden Neigung zum Altertum und ein Gegner der päpstlichen Politik. Obschon in dogmatischer Hinsicht so rechtgläubig wie möglich, konnte er doch nicht umhin, dem Jenseits eine Gestalt zu geben, welche die Kirche nicht gelehrt hatte. Er versetzte Staffagen der heidnischen Unterwelt in die christliche Hölle; er verlegte das Purgatorium zu den von den Kirchenvätern und selbst von den aufgeklärten arabischen Astronomen geleugneten Antipoden; er drang selbst mit dem überchristlich verhimmelten Paradiese in Sternenwelten und über solche hinaus, welche kein Scholastiker anders als in abstrakter Dialektik geahnt hatte. Er wagte es endlich, und das ist nichts kleines, die ungetauften Kinder, deren er einfach nicht gedachte, aus der Hölle zu befreien. Die Verdammniß der ungetauften Kinder war einer der Punkte, über welche die Kirche von ihren Anfängen an stets einig war, weil sie die Taufe als eine Vergebung der Sünden auffasste. Nur in einem untergeordneten Punkte wichen die östliche und westliche Kirche von einander ab. Die griechischen Kirchenväter nehmen einen besondern Ort in der Hölle, ohne Genuß und ohne Qual, Limbus genannt, an, in welchen sie sowol die ungetauften Kinder, als die Personen des Alten Testamentes versetzten, letztere jedoch nur bis zur sogenannten Höllenfahrt Jesu, durch welche sie, wie oben erwähnt, erlöst sein sollten. Es blieben sonach die Kinder allein im Limbus; die lateinischen Kirchenväter hingegen versetzten die unschuldigen Kleinen unbarmherzig wenn auch nicht ausdrücklich in das höllische Feuer, doch wenigstens an einen Ort ausschließlicher Qual; jedoch kam man später im Abendlande vielfach auf den Limbus zurück, immerhin an der Verdammniß festhaltend. Während der milde Augustinus in dieser Hinsicht noch schwankte, wetterte Fulgentius ohne Zaudern die harte Lehre in die zitternde Welt hinaus. Ja die Konzilien des Mittelalters wetteiferten, den angstvoll lebenden Müttern jede, auch die schwächste Hoffnung zu rauben, als wäre das ohne Taufe verstorbene Kind noch irgendwie zu retten.

Was Dante stillschweigend gethan, das bewirkte thatsächlich die Reformation. Viele ihrer Fehler, die sie in ihren verschiedenen Gestalten durch übertrieben ängstliches Beibehalten unvernünftiger Dogmen beging, hat sie dadurch gut gemacht, daß sie zum Aufgeben der widersinnigen Kinderverdammniß hinleitete. Freilich gilt dies Lob nur der Reformation Zwingli's und Calvin's, indem Luther die Kinderverdammniß nicht nur mit Eifer festhielt, sondern als ihren Schauplatz ausdrücklich das Höllenfeuer bezeichnete, an dem nicht einmal die Scholastiker gehangen hatten. Calvin, so sehr er sonst von fanatischem Glaubenseifer erfüllt war und so sehr er gleich der katholischen Inquisition mit Feuer und Schwert wütete, war bezüglich der Kinder der mildern Ansicht, daß die Absicht, sie zu taufen eben so wirksam sei wie

die heilige Handlung ſelbſt. Es geſchah dies freilich nicht aus Humanität, ſondern in Folge des von Calvin und ſeiner Schule eingenommenen Standpunktes, daß Ceremonien überhaupt von untergeordnetem Werte ſeien; an dem wahnwitzigen Hauptgrundſatze jener Schule, der Gnadenwahl, nach welchem der Gott der Liebe ſeine meiſten Geſchöpfe von vornherein ſeinem ewigen Haſſe widmete und nur Wenige auserwählte, — änderten ſie ja nichts! Die calviniſtiſche Richtung hielt an dem Glauben feſt, daß der Menſch verdorben zur Welt komme und daher ſelbſt getaufte Kinder verdammt ſeien, wenn ihnen die Gnade fehle. Die ſchottiſchen Presbyterianer und engliſchen Puritaner übertrieben den Fanatismus der Verdammungsſucht ſo weit, daß in ihren Anſichten von milden Zügen nichts mehr zu entdecken war. Vortheilhaft von Calvin ſticht in jeder Beziehung der Reformator der deutſchen Schweiz, Zwingli ab. Er nahm einen in der allgemeinen Geſchichte der Reformation nur zu wenig beachteten freiſinnigen Standpunkt ein, welcher viele Anſichten antizipirte, die noch in ſehr neuer Zeit als beſonders aufgeklärt galten. Er war der einzige unter den Reformatoren, welcher die bis auf ſeine Zeit und noch lange nachher in allen chriſtlichen Lehrarten feſtgehaltene unnachſichtliche Verdammung aller Ungetauften verwarf und daher ſowol die Kinder als die tugendhaften Juden und Heiden ausdrücklich als zur Gemeinſchaft der Seligen berufen, bezeichnete. Luther gab ihn daher ſchaudernd auf; er blieb allein und ſo hatte die Reformation an ſich in den Anſchauungen der Menſchen vom Jenſeits keine weſentlichen Veränderungen hervorgebracht. Dagegen bahnte ſie wider den Willen ihrer Bannerträger dem Geiſte der Kritik vermöge des in ihr von vorn herein liegenden Prinzips der freien Forſchung den Weg und ſie wurde trotz aller fanatiſchen Auswüchſe der Lehren ihrer Vertreter die Urſache der ſpäter erwachenden Aufklärung, die auch auf dem Gebiete des Jenſeitsglaubens alle inhumanen Schrullen, wie die ewige Verdammniß, die Höllenfahrt der ungetauften Kinder u. ſ. w. nach und nach untergrub.

Ehe jedoch dies gelang, machte die Phantaſie der Menſchen allerlei merkwürdige Sprünge in Bezug auf den Jenſeitsglauben. In der aufregenden Zeit des Uebergangs der ältern chriſtlichen in eine neue, mehr kosmopolitiſche, weil mit antikem Geiſte getränkte Weltanſchauung zur Zeit der Scheide des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts verbanden ſich dichteriſche Geſtalten- und philoſophiſche Gedankenſchöpfung zur Herſtellung von Geiſtesgebäuden, die wol geeignet waren, den von Dante betretenen Pfad weiter zu verfolgen, denen aber zur Erreichung dieſes hohen Ziels die ſchöne Form und die tiefere Durchdringung des Gegenſtandes mit dem Geiſte fehlten. Dieſe zwei damals bloße Sagengebäude gebliebenen Dichtungen ſind: Der ewige Jude und Doktor Fauſt. Beide ſtellen das Ringen des Menſchengeiſtes nach zwei verſchiedenen

Richtungen dar; die erstere Gestalt, durch ein Machtgebot zur Rastlosigkeit im Diesseits verurteilt, sucht Ruhe im Jenseits; die zweite, durch das Geschick in einförmiges, abgeschlossenes Wirken im Diesseits eingeengt, strebt mit Hilfe der Mächte des Jenseits nach vollem Genusse des bunten Lebens. Ahasver strebt nach dem Nirvana, Faust nach dem Sansara der Buddhisten. Beide sind aber echt deutsche Charaktere und malen das rastlose Ringen der höher gearteten Geister dieser Nation nach dem vorschwebenden Ideal.

Die Gestalt des ewigen Juden taucht unter diesem Namen in Europa zum ersten Male in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auf; der Gedanke aber, daß ein Mensch nicht sterben könne und sein Dasein durch die Jahrhunderte hin schleppen müsse, ist reich an Sagengebilden aus früherer Zeit, wie wir im Verlaufe dieser Schrift wiederholt gesehen und wofür aus dem Gebiete der Mythologie noch weitere Beispiele anzuführen wären. Die Sage, von welcher wir sprechen, hat die Vorstellung von der Wiederkunft Jesu zur Grundlage, findet ihre erste Erwähnung aber eigentümlicher Weise im Gebiete des Islam. Im sechszehnten Jahre der Hedschra soll im arabischen Lager in Syrien dem Heerführer Fadhilah ein Greis erschienen sein, der sich Vassi Hadhret Issa nannte und sagte, er sei von Jesus in der Welt gelassen worden bis zu seiner Rückkehr, welche erfolgen werde, sobald einst alle Zucht, Sitte und Menschenliebe untergegangen sein werde.

Die Sage vom unterirdischen Fortleben des Tannhäuser, Karls des Großen, Barbarossa's, der Tellen klingen weniger deutlich an jene Vorstellung an, indem sie dem Kreise heidnischer Mythen entnommen sind, welche die untergegangene und ihren Wiederaufgang erwartende Sonne bedeuten. Eine christliche Sage berichtet von einem Priester in Konstantinopel, der eben die Wandlung in der Messe vornahm, als die Türken (1453) die Stadt eroberten und, damit die Hostie nicht beschimpft würde, von einer Wand umschlossen wurde, aus welcher er wieder hervorgehen werde, sobald einst Byzanz von den Türken befreit sei. Reich sind die christlichen Legenden und die deutsche Sage an Leuten, welche, wie die sieben Schläfer und die Bergleute im Kuttenberge, lange Zeit in Höhlen schliefen und bei ihrem Erwachen Alles verändert und Jahrhunderte oder wenigstens Jahre verflossen fanden. Außerordentlich langes Leben wird in der Sage auch dem bekannten Schmied von Jüterbogk und andern Gestalten zugeschrieben, und Analogien des ohne Ruhe auf der Erde wandelnden „Ewigen Juden" sind der ohne Ruhe durch die Lüfte sausende „Wilde Jäger" und der ohne Ruhe das Meer durchschneidende „Fliegende Holländer". Der englische Chronist Matthias Paris († 1259) erzählt zuerst von „jenem Josef, der bei dem Leiden des Herrn zugegen war und zum Beweise der Wahrheit der christlichen Lehre bis auf den heutigen Tag lebe". Ein armenischer Erzbischof soll die Kunde

von ihm, den er ſelbſt gekannt, in England, wohin er reiſte, mitgetheilt und unter anderm berichtet haben, jener Joſef habe ihm erzählt: Kartaphilos, der Pförtner im Palaſte des Pilatus, habe den zum Tode verurteilten Heiland ungeſtüm mit der Fauſt zum Gehen angetrieben, worauf Jeſus geantwortet habe: Ich gehe, aber du ſollſt warten bis ich wiederkomme. Sobald nun Kartaphilos hundert Jahre zurückgelegt, falle er in eine Ohnmacht, erwache aber geſund aus derſelben und ſtehe wieder in dem rüſtigen Alter, in dem er zur Zeit des Todes Jeſu ſtand. Er habe ſich übrigens von Ananias taufen laſſen und den Namen Joſef erhalten und wohne meiſt in Armenien, als gerechter und frommer Mann, der die Leute erhebe und tröſte durch den Hinblick auf des Herrn Ankunft, von dem auch er Gnade hoffe.

Im fünfzehnten Jahrhundert, als die Alchemie das (in damaliger Weiſe) gebildete Europa erregte und wider Wiſſen und Willen ihrer Adepten den Grund zu chemiſchen Kenntniſſen legte, da waltete namentlich auch der Glaube an Lebenselixire und andere Mittel der Lebensverlängerung und der Verjüngung. Als der Arzt und Wunderthäter Theophraſtus, welcher die Thier- und Pflanzenſprache verſtand, durch die neidiſchen Aerzte in Innsbruck vergiftet, ſeinen Tod nahe fühlte, befahl er ſeinem Diener, ſobald er verſchieden ſei, ſein Gläschen mit der Goldtinktur in den Inn zu ſchütten, die Leiche dann in kleine Stücke zu zerſchneiden, dieſe in eine eherne Truhe zu legen und ein Pulver, welches er ihm reichte, darauf zu ſtreuen, aber erſt nach neun Monaten zu öffnen, worauf er reichen Lohn erhalten werde. Theophraſt ſtarb, das Gläschen kam in den Inn, der noch heute davon zuweilen goldhellen Glanz ſtrahlt, und der Wundermann lag zerſtückt in der Truhe. Aber die Neugierde zwang den Diener, dieſe ſchon nach ſieben Monaten zu öffnen, und er erblickte mit Schreck — eine menſchliche Siebenmonat-Frucht, die ſich krümmte und vom Zutritt der kalten Luft ſtarb. So mißlang Theophraſts Verjüngung, — erzählt Alpenburg in ſeinen Tiroler Sagen. In dieſe Zeit paßte es denn, daß die Sage den ewigen Juden auch nach Europa brachte. Sein erſtes Erſcheinen in unſerm Erdtheil wurde in das Jahr 1505 und zwar nach Böhmen verlegt. Eingehender wird ſein Auftreten in Hamburg im Jahre 1547 erzählt, wo ihn Paulus von Eitzen, Biſchof von Schleswig, in einer Kirche während der Predigt, in Andacht verſunken, aber ärmlich gekleidet und zerriſſen, geſehen und mit ihm geſprochen haben wollte. Der ewige Jude iſt nach dieſem Berichte zu einem Schuſter, Namens Ahasverus geworden, welcher dem zur Kreuzigung geführten Heiland verwehrt habe, an ſeinem Hauſe auszuruhen. Chriſtus habe ihn darnach aufgefordert, zu „gehen bis an den jüngſten Tag“. Er ſei, wie von einer unſichtbaren Macht getrieben, Jeſu auf den Richtplatz gefolgt und nach deſſen Tode, ohne

ſein Heim und ſeine Familie wieder geſehen zu haben, ohne Raſt und Ruhe auf der Erde umher geirrt; Jeruſalem habe er erſt nach Zerſtörung der Stadt wieder erblickt.

In dem Volksbuche, welches vom ewigen Juden handelt und ſeit Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts unter verſchiedenen Geſtalten herausgegeben worden und deſſen Grundlage obige Erzählung des Paulus von Eitzen bildet, wird weiter ausgeführt, daß der ewige Jude während des ſechszehnten bis achtzehnten Jahrhunderts in vielen Städten faſt aller Länder Europas geſehen worden ſei. In jedem Lande ſoll er deſſen Sprache gleich einem Eingeborenen geredet haben. Auch in anderen Büchern jener Zeiten wird er erwähnt, jedoch unter manigfachen Widerſprüchen bezüglich ſeines Namens (der auch: Iſaak Laquedem, angeblich Iſaak aus der Vorwelt? heißt) und Gewerbes und ſeines Verhaltens; bald ſoll er jedes Geſchenk ausgeſchlagen, bald ſolche angenommen haben. Die Aufgeklärten der Zeit hielten ihn für einen Betrüger. Soweit wirklich ein ſolcher Mann oder auch mehrere Solche auftraten und ſich für den ewigen Juden ausgaben, mögen ſie wol recht gehabt haben; wahrſcheinlich iſt aber das Auftreten ſelbſt oft erdichtet worden oder hat ſich als Sage ausgebildet. Ja der ewige Jude iſt ſelbſt in die mythiſche Volksſage übergegangen und hier wahrſcheinlich mitunter an des wandernden Thor oder Odin Stelle getreten. Namentlich in der Schweiz weiß man von ihm Manches, was an die arabiſche Sage von Chidher (dem Patriarchen Henoch) dem ewig Jungen erinnert. Er wanderte dreimal durch das Entlibuch; das erſte Mal fand er auf der Schrattenfluh einen Weinberg, das zweite Mal eine Alpweide und das dritte Mal kahle Felſen. Aehnlich wird vom Matterberg, der Grimſel und andern Höhen erzählt, wo das erſte Mal unter andern eine Stadt, das zweite Mal Wald und das dritte Mal ein Gletſcher ſich ausbreitete. Seit der Mitte des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts verſtummen die Berichte vom Erſcheinen des ewigen Juden. Es könnte zweifelhaft erſcheinen, ob er in die Geſchichte des „Jenſeits" gehört; doch denken wir, dieſe Sage beleuchte treffend die fortdauernde Sehnſucht der Menſchen nach einem jenſeitigen Leben, welche ſich dadurch recht plaſtiſch kundgab, daß man es als die denkbar furchtbarſte Strafe anſah, von jenem beſſern Leben ausgeſchloſſen und zu immerwährendem Wandern auf dieſer Erde verdammt zu ſein.

18. Die Faust-Mythe.

Während der ewige Jude in heißer Sehnsucht nach dem Jenseits sich ihm demütig unterwirft, um aus dem lästig gewordenen Diesseits erlöst zu werden, will Faust zugleich das Diesseits voll genießen und dem Jenseits gebieten, wodurch er die dem ewigen Juden stillschweigend vorbehaltene Seligkeit verscherzt. Das Mittelalter in seiner naiven Gläubigkeit mußte die tiefe Reue Ahasver's bewundern, die Vermessenheit Faust's aber schaudernd verdammen. Die neue Zeit in ihrem wilden Losringen von aller Autorität belächelt den rastlosen Wanderer mitleidig, kämpft und ringt aber sympathisch mit Faust und spricht ihm von der Verschuldung, die ihm die ältere Anschauung auferlegte, schließlich frei.

Die Liebhaberei für geheime oder verborgene Wissenschaften, wie sie gegen das Ende des Mittelalters überhand nahm, war eine Folge der anfangs verstohlenen, weil gegen die Disciplin der Kirche verstoßenden Beschäftigung mit profanen Dingen, wie sie die Wiederentdeckung des klassischen Altertums mit sich brachte. Diese verborgenen Wissenschaften waren größtentheils von den Arabern, den Trägern der Wissenschaft im Mittelalter, überkommen; es gehörten zu ihnen besonders die Astrologie, aus welcher sich die neuere Astronomie, die Alchemie, aus der sich die Chemie entwickelte, und die unnütz gebliebenen Wahngebäude der Physiognomik, der Chiromantie und, was uns hier besonders interessirt, der Nekromantie oder Todten- und Dämonenbeschwörungskunst. Diese angebliche Wissenschaft vom Jenseits oder Kunst, dasselbe unschädlich zu machen, knüpfte sich in der Zeit, von der wir sprechen, soweit sie aktive Zauberei und nicht blos das passive Hexenwesen betrifft, großentheils an die historische Person des vielgenannten und vielgezeichneten Doktor Faust, der sich nach der Volkssage des sechszehnten Jahrhunderts, dem damals spukenden Hexenglauben gemäß, dem Teufel verschrieb, mit dessen Hilfe üppig lebte und die tollsten Zauberthaten vollführte, aber nach Abfluß der ihm bestimmten Zeit vom Satan jämmerlich umgebracht wurde, — eine wahre Personifikation des damaligen Zauberglaubens, — dessen Geschichte jedoch für unsere Zeit nur noch in Bezug auf die durch ihn hervorgerufene poetische Literatur, von dem Volksbuche des Jahres 1588 an bis auf Goethe's Titanenwerk und dessen Epigonen Interesse bietet. Die Klasse des Aberglaubens, welche mit seinem Namen verknüpft ist, der Geisterwahn, bezieht sich bezeichnender Weise in der Periode des Hexenwesens fast ausschließlich auf den Teufel und dessen Heer, und nur als Gegensatz hierzu auf die guten Geister, — fast gar nicht aber auf die Geister Verstorbener (Gespenster)

und noch gar nicht auf diejenigen Lebender (Doppelgänger), welche erst später spukten, nachdem das Reich des Satans und der Hexen seinen Kredit verloren hatte.

Der Faustische Geisterwahn des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ist in unzähligen gleichzeitigen Zauberschriften dargestellt und abgehandelt, welche zu bedeutendem Theile als „Doktor Faust's dreifacher Höllenzwang", „der schwarze Rabe", „Meergeist" und dergleichen betitelt sind. Ein solches, die „schwarze Magie", erschien unter dem Namen eines Jesuiten Fr. Herpentil zu Salzburg 1505 (wo es jedoch noch keine Jesuiten gab), ein anderes ohne Jahrzahl als „Wahrhafter Jesuiten-Höllenzwang" von dem Jesuiten Eberhard in Ingolstadt, ein drittes „Magia Ordinis", von dem Augustiner Johann Kornreuther 1515 ohne Druckort. — Diese Höllenzwänge befaßten sich durchweg mit Beschwörung der Geister. Die menschliche Verrücktheit hatte deren ganze Heere erdichtet. Es gab nach ihr neun Klassen der Engel und ebensoviele der Teufel, die wieder in eine Menge Unterabtheilungen zerfielen. Es gab Geister der Planeten, der zwölf Himmelszeichen, der vier Elemente, der vier Weltgegenden, der Jahreszeiten, Monate, Tage und Stunden. Selbst talentvolle Männer, wie ein Paracelsus, hatten sich förmliche Systeme der „Elementargeister" geschaffen und glaubten an deren Existenz und Wirken.

Die Namen dieser Geister waren genau bekannt, jedoch in verschiedenen Schriften verschieden. Man benützte dazu die Namen der in der Bibel vorkommenden Engel und Teufel, sowie erdichtete und solche des klassischen Altertums. Man hielt dafür, daß diese Geister die Kräfte zur „Geburt aller Stoffe der drei Reiche" lieferten, und so führten dieselben wieder in die anderen abergläubigen Reiche, die Astrologie und Alchemie. Man phantasirte auch von Hütern der verborgenen Schätze, welche die Gestalt schwarzer Hunde oder Katzen, oder die von Kröten, Eulen u. s. w. besaßen. Diese Schätze waren die Hauptsache, die bei der Benutzung der Geister in Betracht kam. Um sie zu erlangen, beschwor man die Geister mit allerlei Formeln, die aus lateinischen, griechischen, hebräischen, wie aus ganz sinnlosen und unverständlichen Wörtern und Sätzen zusammengesetzt und in den Büchern mit phantastischen Figuren vermischt und verziert waren. Beim Aussprechen dieser Formeln bekreuzte man sich; auch waren dazu Zauberkreise mit allerlei Figuren, eine besondere Kleidung (Mütze und Talar von besonderer Form und mit Zeichen bemalt), Zauberspiegel, Zauberruthen, sowie namentlich auch Räucherwerk aus schwer zu bekommenden Ingredienzien erforderlich. Es fehlte auch nicht an Anleitungen, welche Tage und Stunden zur Geistercitation die tauglichsten seien.

Jene Zeit war auch reich an Erscheinungen von Teufeln, die man auf dem Felde, in den Häusern, in den Kirchen und überall

ſah, bald in wirklicher Teufels-, bald in Pferde-, Hunde- und anderer Geſtalt, ja ſelbſt geboren werden ließ, ſo 1595 zu Bacherach, wo ein Trunkenbold zu ſeiner Frau ſagte, ſie habe den Teufel im Leibe, worauf ſie auch wirklich ein drachenartiges Teufelsweſen geboren, dieſes aber ſeinen Vater ſofort umgebracht habe. Als beliebter Schauplatz von Teufelsgeſchichten wurde das „Zauberland“ Spanien benützt, wo nach der Sage der Teufel zu Salamanca Vorträge über die „ſchwarze Kunſt“ hielt und ſich den zuletzt hinausgehenden Studenten als Honorar ausgebeten hatte. Der Letzte hatte jedoch die Geiſtesgegenwart, den Teufel — auf ſeinen Schatten, als den wirklich Letzten zu verweiſen, entbehrte aber von nun an des Schattens. Ja, in einer akademiſchen Abhandlung behauptete der Profeſſor und Doktor der Medizin, Peter Lotichius zu Rinteln, in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, der Teufel ſei im Jahre 1626 im Triumph zu Mailand eingezogen und habe dort als „Fürſt von Mammon“ regiert. Spricht da nicht das Tollhaus vom Katheder?

Da nun jene Zeit auch die Blütezeit der Hexenprozeſſe (oben S. 156) war, ſo wurde das den Mittelpunkt dieſer Gräuel bildende Bündniß mit dem Teufel auch zur Hauptſache in der „Wiſſenſchaft“ der Nekromantie. Der Glaube an den Teufel beherrſchte ſo ſehr das Leben und Treiben der damaligen Menſchen, daß ſelbſt ein Luther ſich mit dem Fürſten der Hölle beinahe ſoviel beſchäftigte, wie mit dem Könige der Himmel. Der als Reformator und Kraftmenſch große, als Denker aber außerordentlich kleine Mann ſagte u. A.: „Da droben in der Luft ſchweben die böſen Geiſter wie die Wolken über uns, flattern und fliegen allenthalben um uns her wie die Hummeln mit großem unzähligem Haufen, laſſen ſich wol auch ſehen mit leiblicher Geſtalt, wie die Flammen am Himmel daherziehen, in Drachengeſtalt oder anderen Figuren, item in Wäldern und bei dem Waſſer, da man ſie ſiehet, wie die Böcke ſpringen oder börnen wie die Fiſche, kriechen in die Sümpfe und Tümpel, daß ſie die Leute erſäufen und das Genick brechen, und ſind gern an wüſten Orten und Winkeln, als in wüſten Häuſern, alſo daß ſie die Luft und Alles, was um und über uns iſt, ſo weit der Himmel iſt, inne haben.“ Luther glaubte feſt an Zauberei als des Teufels Werk. Bekannt iſt, daß er auch das Papſttum als des Teufels Stiftung betrachtete. „Der Papſt,“ ſagte er, „hat ſein Papſttum in des Teufels Namen mit allerlei Lügen und Gottesläſterung angefangen und auf die hölliſche Grundſuppe aller Laſter und Schande bracht, die wir jetzt zu Rom ſehen öffentlich am Tage, das auch an den Früchten wol zu erkennen iſt, was für ein Baum ſei und wer denſelben gepflanzt hat ... Man kann es greifen, daß der Papſt muß beſeſſen und voller Teufel ſein, daß er ſogar alle Sinn und Vernunft verloren hat.“ Die römiſchen Prieſter ſind nach Luther „des

Teufels Pfaffen", die Mönche des Teufels Zauberer und Gaukler. Luther nannte seinen Austritt aus dem Mönchstum eine Apostasie, aber im guten Sinne, nämlich eine solche vom Teufel zu Gott. Ganz ähnliche Ansichten hegte Calvin, der geradezu alle Zauberei aus der römischen Kirche ableitete, und so widerhallte denn auch in der gesammten Literatur aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, soweit sie nicht im Dienste des römischen Stuhles stand, die Abneigung gegen das Papsttum und römische Wesen. Namentlich spricht dies gerade aus den ältesten Bearbeitungen unserer Faustsage deutlich heraus, in welchen jede Gelegenheit benützt ist, den Papst und die römischen Gebräuche lächerlich zu machen.

Die Bündnisse mit dem Teufel, welche während des Mittelalters und in der nächsten Zeit danach bezüglich verschiedener Personen erzählt werden, haben entweder den Zweck, mit Hilfe des obersten der bösen Geister Reichtum zu erwerben und Genüsse aller Art zu kosten, oder durch dasselbe Mittel verborgene Kenntnisse zu sammeln. Beide Arten von Bündnissen werden bezeichnender Weise auch Päpsten zugeschrieben, erstere Art z. B. Paul II., letztere Silvester II. (Gerbert). Beide Arten, sonst getrennt, vereinigen sich in einem Sagenhelden, und dies ist eben der genannte Johannes Faust, der den Materialismus und den Idealismus in seinem Streben vereinigende Vertreter der irrenden Menschheit, mit dessen schriftlich verewigten Thaten sich diejenigen aller früheren bekannten Zauberer und Hexenmeister verschmelzen. Nach dem Volksbuche von Faust, das zuerst 1587 erschien, hätte dieser Zauberer zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gelebt. Auch Zeugnisse ernster Schriftsteller behandeln ihn als wirklich lebenden „fahrenden Schüler" und als Zeitgenossen Luthers, so Philipp Camerarius, Johannes Weier oder Wier, der Gegner der Hexenprozesse, der Naturforscher Konrad Geßner u. m. A. Er ward auch für eine Person mit Johannes Fust, dem Zeitgenossen Gutenbergs gehalten und der Abt Johann von Tritenheim unterscheidet von ihm den Zauberer Georgius Sabellicus als „jüngern Faust". Als sein Geburtsort wird Knittlingen (auch Kundlingen) in Schwaben betrachtet; in Krakau sollte er die Zauberei gelernt haben und in einem würtembergischen Dorfe zuletzt vom Teufel umgebracht worden sein. Wahrscheinlich sind Georg Sabellicus und Johann Faust Namen einer Person, eines übrigens obskuren Gauklers und Vagabunden zu Luthers Zeit, der aber in der Folge viel von sich reden machte, doch von dem Buchdrucker Fust, mit dem er als „Schwarzkünstler" vielfach vermengt wurde, wol zu unterscheiden ist.

Die Faustsage bezieht sich so vielfach und so eindringlich auf das Jenseits, daß sie treuer als jedes andere geistige Erzeugniß die Anschauungen der Menschen im Uebergange vom Mittelalter zur soge-

nannten Neuern Zeit über die jenſeitigen Dinge abſpiegelt. Dieſe Anſchauungen bieten nicht gerade viel Neues, aber ſie ſind durch den phantaſtiſchen Miſchmaſch, den ſie aus antiken, jüdiſchen und chriſtlichen Jenſeitsbildern zuſammenbrauen, inſofern intereſſant, als ſie einen ſich aufbäumenden Titanenſinn, ein raſtloſes und unaufhaltſames Streben nach Eroberung des geſammten Wiſſens darſtellen. Schon das älteſte Fauſtbuch ſagt in einer dem Mittelalter noch kaum geläufigen Wendung: „Dr. Fauſti Datum ſtunde dahin, das zu lieben das nicht zu lieben war, dem trachtet er Tag und Nacht nach, name an ſich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforſchen“ u. ſ. w. Da ſich Fauſt zu dieſem Zwecke dem Teufel verſchreibt, was als ſelbſtverſtändlich hingeſtellt iſt und ohne vorangegangene Wahl geſchieht, indem ſich natürlich das gute Prinzip, Gott, nicht zu Oeffnung der den Menſchen gebotenen Schranken hergegeben hätte, ſo beziehen ſich die in der Fauſtſage erwähnten jenſeitigen Dinge vorzugsweiſe auf die Hölle, das Reich des Böſen, oder, wie er, in geradezu parſiſcher Auffaſſung heißt, des „helliſchen Gottes.“ Es werden vier hölliſche Herrſchaften nach den vier Weltgegenden angenommen (die öſtliche unter Lucifer, die nördliche unter Beelzebub, die weſtliche unter Aſtaroth und die ſüdliche unter Belial), jedoch nur eine derſelben, die öſtliche, mit dem Oberhaupte Lucifer, dem „gefallenen Engel“, in Verbindung mit der Erde und den Menſchen gebracht, und dieſer gehört auch der dem Fauſt zur Bedienung zugewieſene Geiſt Mephoſtophiles (μὴ φωτὸς φίλος, Nicht-Lichtfreund) an. Als Lucifer fiel, war die Hölle ſofort bereit, nämlich eine Finſterniß, wo er mit Ketten gebunden wurde. Es war nichts anderes darin zu finden als Nebel, Feuer, Schwefel, Pech und anderer „Geſtank“. Wie die Hölle entſtand, wiſſen die Teufel ſelbſt nicht; denn ſie iſt von Gott ohne Ende noch Grund erbaut. Es gibt zehn Regimenter und Königreiche der Hölle, nämlich 1. Lacus mortis (Todtenſee), 2. Stagnum ignis (Feuerſumpf) 3. Terra tenebrosa (finſteres Land), 4. Tartarus, 5. Terra oblivionis (Land der Vergeſſenheit), 6. Gehenna (oben S. 86), 7. Herebus,, 8. Barathrum (Abgrund), 9. Styx und 10. Acheron. Je mehr Einer geſündigt hat, deſto tiefer wird er hinunter geworfen. Die Hölle iſt ein ewiges unauslöſchliches Feuer, eine Wohnung der hölliſchen Drachen, Würmer und Ungeziefer; es iſt darin eine unerträgliche, täglich wachſende Pein und Marter. Die Verdammten klagen und heulen umſonſt. Alle die in die Hölle von Gott verſtoßen ſind, bleiben ewig darin und haben keine Hoffnung auf Gottes Gnade. Wie dieſe fürchterliche Auskunft Fauſten erſchütterte und auf Augenblicke zur Reue bewog, bis ihn der Teufel wieder in Geſtalt eines üppigen Weibes verlockte, ſo iſt auch dieſe Prieſterfabel in Zeiten, wo die Menſchheit noch ohne ethiſche Grundſätze war und ſich nicht aus ſich ſelbſt erheben konnte, ohne Eigen-

nutz Gutes zu thun, insofern von Nutzen gewesen, als sie die Menschen doch hin und wieder vom Bösen abhielt und zum Guten führte. Merkwürdig ist, wie das Faustbuch dem Mephostophiles einen Bericht über die Weltschöpfung in den Mund legt, durch den er Faust irre zu leiten gesucht haben soll, er habe ihm nämlich vorgegeben, die Welt sei von Ewigkeit her gewesen; Land und Meer hätten sich auf derselben über ihre Vertheilung verglichen und Gott nur die Schöpfung des Himmels und des Menschen zugegeben. Der Verfasser des Buches machte dazu die naive Randglosse: „Teufel, du leugst, Gottes Wort lert anders hievon". In der Folge erschienen dem Faust nach dem Volksbuche die verschiedenen Teufel selbst, deren Gestalt in der abenteuerlichsten Weise beschrieben wird; einige haben die bekannte Teufelsgestalt, andere erscheinen in Thierleibern, theils in gemischten aus verschiedenen Thierarten, theils in solchen einer bestimmten Art, z. B. als Schweine, Bären, Hirsche, Affen, Böcke, Esel, Schlangen, Vögel u. dergl., theils in Gestalt fabelhafter Thiere, z. B. Drachen. Interessant ist, daß ein Teufel Anubis heißt und die Gestalt dieses hundsköpfigen (vielmehr schakalartigen) ägyptischen Gottes hat. Faust erhält von den Teufeln die Lehre, das Ungeziefer sei nach dem Sündenfall geschaffen worden, um den Menschen zu plagen, und um ihm dies zu beweisen, verwandelten sie sich sofort in eine solche Menge von Ungeziefer, daß sich Faust aus seinem Zimmer flüchten mußte. Faust ist aber nicht zufrieden, die Teufel kennen gelernt zu haben; er will die Hölle selbst sehen, weil ihn der Gedanke, ihr einst für ewig anzugehören, nicht ruhen läßt. Beelzebub trägt ihn auf seinem Rücken in einem Tragsessel Mitternachts dahin, d. h. in der Einbildung; es wird ihm von den Teufeln blos ein Blendwerk vorgemacht, daß er glaubt in der Hölle zu sein, und zwar als ob selbe nicht so schlimm wäre wie er gefürchtet, wenn er auch grausige Gestalten und genug des Feuers, Rauches, Donners u. s. w. wahrnehmen mußte. Später wurde er auf einem mit Drachen bespannten feurigen Wagen an den Himmel hinauf geführt und sah sowol die sämmtlichen Länder der Erde unter sich, als die Gestirne um sich. Die dritte Reise vollbrachte er auf seinem in ein Pferd verwandelten dienstbaren Geiste durch alle Länder und Städte der Erde, und auf derselben, so wird gefabelt, sah er auf dem Kaukasus, der eine Insel heißt, das Paradies, das noch von dem Cherub mit flammendem Schwerte bewacht wird. So hat Faust nach der Sage die mystischen Reisen Dante's nachgelebt, vielleicht ohne daß die Sage von dem Werke des Florentiners etwas wußte.

Unter den vielerlei Zaubereien, welche Faust nach der Sage infolge eines Bundes mit dem Teufel vollbringt, sind für unsern Zweck die Erscheinungen Verstorbener von Bedeutung, welche er vollbringt. Es wird erzählt, Faust habe dem Kaiser Karl V. Alexander den Großen

und ſeinen Schülern die ſchöne Helena (nach einer Ausgabe ſogar alle Helden der Achäer vor Troja) erſcheinen laſſen. Ja die Letztere habe er, heißt es, durch ſeinen Geiſt herbeiſchaffen laſſen, ſie zu ſeiner Buhlerin gemacht und mit ihr einen Sohn, Juſtus, gezeugt; bei ſeinem Tode ſeien aber Mutter und Kind verſchwunden. Die ſchauderhafte Art ſeines Todes, wie er unter furchtbarem Sturm vom Teufel zerriſſen wurde, iſt bekannt.

Unter den ſpäteren Bearbeitungen der Fauſtſage iſt für die Geſchichte der Vorſtellungen vom Jenſeits nur eine einzige von wirklicher Bedeutung, nämlich der unſterbliche Fauſt Goethe's, welchem wir, obſchon Erſcheinungen, die ihm lange vorangingen, uns nachher noch beſchäftigen werden, des Zuſammenhangs wegen hier unſere Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen. Goethe's Fauſt beſchäftigt ſich mit dem Jenſeits weit eingehender als alle übrigen Fauſtbücher und Fauſtdichtungen, welche das Hauptgewicht theils auf Fauſts ideales Streben, theils auf ſeine Jagd nach dem Vergnügen, theils auf ſeine Zaubereien legen. Schon der Prolog zu dem Titanenwerke unſeres größten Dichters ſpielt, nach Art der Myſterien des Mittelalters, im Himmel. Dieſe Scene, ſo erhaben zum Theil, ſteht noch dem Standpunkte nach im Banne des mittelalterlichen, aus dem Parſismus durch das Spätjudentum gewanderten Dualismus, in deſſen Wandelungen das böſe Prinzip zwar dem guten immer mehr untergeordnet wurde, aber doch ſeine Selbſtſtändigkeit in gewiſſem Grade zu wahren wußte. Der Gedanke, daß Gott einen Menſchen dem Teufel zum Experimentiren überläßt, entſtammt dem Buche Hiob (I. 6 ff.), wo ſich der Satan unter den Söhnen Jahveh's befindet, mit Letzterm vertraulich verkehrt und von ihm ſeinen „Knecht" Hiob zur Prüfung ausgeliefert erhält. Auf der andern Seite hat aber das Verhältniß des Mephiſtopheles (wie Goethe den Namen verändert) zum Herrn, von dem er „gern geſehen wird", der „ſeines Gleichen nie gehaßt hat", mit dem „zu brechen er ſich hütet", wieder etwas echt deutſch Gemütliches und zeugt von einer gänzlichen Vergeſſenheit der Sage vom Engelfall, welche dagegen der romaniſche Dante (oben S. 163 ff.) ſo ſtark betont, daß ſein Lucifer auf ewig im Höllengrunde eingerammt und angefeſſelt bleiben, den Himmelshöhen alſo wol oder übel ferne bleiben muß. Den Widerſpruch eines Gott dienenden und von ihm Befehle annehmenden, zugleich aber ihm entgegenarbeitenden böſen Geiſtes ficht natürlich die aller Logik bare Poeſie des Volksgeiſtes nicht an.

Im erſten Theile des „Fauſt" tritt das Jenſeits mit Ausnahme einiger citirten Geiſter nicht hervor; um ſo mehr iſt der ganze zweite Theil eine Schöpfung außerhalb dieſer Welt. Spielt auch darin ein Reich mit, das dem Kaiſerreiche des Mittelalters ähnlich iſt, ſo hat es doch keinen hiſtoriſch-plaſtiſchen, vielmehr einen traumhaften romantiſch-

phantaſtiſchen Charakter. Aller Inhalt des zweiten Theils gehört keiner wirklichen Welt an; es verſchmelzen alte und neue Zeiten, nahe und ferne Orte, Menſchen und Geiſter ineinander. Der Genienkreis, unter Ariels Führung, der gleich am Anfange Fauſt umſchwebt, die Sphärenharmonie, mit welcher die Sonne aufgeht, zeigen dies prologhaft an. Es iſt eine neue Welt, ein Paradies, das den gleichſam Auferſtandenen umgiebt. Das Kaiſerreich wird durch Fauſts und Mephiſto's Künſte zu einem märchenhaften Idealſtaate, einem Utopien, wie ſie zur Zeit der erſten Entſtehung der Fauſtſage vielfach auftauchten (Thomas Morus, Campanella, Bacon von Verulam u. A.). Nachdem dies der Wirklichkeit widerſprechende Reich durch die Erfindung des Papiergeldes zu einem wahren Schlaraffenlande geworden, verſpürt der Kaiſer noch jenſeitigere Neigungen und will Geiſter der Vergangenheit ſehen. Mephiſto verweiſt Fauſten, um ſie herzuzaubern, zu den „Müttern", einer ergreifenden, geheimnißvoll anmutenden Jenſeits-Schöpfung, den in einer Unterwelt wohnenden Kräften idealer Geſtaltungskraft. Durch den hervorgebrachten Geiſterſpuk und den Eindruck, den die erſcheinende Helena auf Fauſt hervorbringt, wird die ganze Scenerie des Stückes in eine dem Altertum entſprechende Kulturperiode und nach einem idealen Griechenland verſetzt, — ein neues Wandeln in ein Jenſeits! Der in der Zwiſchenſcene, wo wir Fauſts Studirzimmer wieder ſehen, von dem ledernen Wagner fabrizirte Homunculus gehört ebenfalls in eine der natürlichen fremde Welt, in das Traumreich der Alchemie, wie er hier den Führer in das verzauberte Hellas und zu der wiederbelebten Helena macht; es fallen wie im Traume zeitliche und räumliche Schranken. Die phantaſtiſche Frucht des ſymboliſchen Ehebandes zwiſchen Griechen- und Germanentum, Euphorion (etwas ungeſchickter Weiſe auf Lord Byron gedeutet) vergeht meteorengleich und ebenſo die phantaſtiſche, in ein ihr fremdes Gedankenreich verpflanzte Helena.

Nach verlebtem antiken Traume kehrt Fauſt in das Gebirge ſeiner Heimat zurück, gefolgt von dem aus der ihm fremden Welt ſich in ſeinem Element wiederfindenden Mephiſto. Es wird daran eine ſarkaſtiſche Geſchichte der Erdbildung aus des Teufels Munde geknüpft, der „dabei geweſen" ſein will. Fauſt ſehnt ſich nach einem neuen Reiche, diesmal nicht bloßer Phantaſie, ſondern reger Schaffenskraft; zwar iſt auch dies ein Utopien, ein Jenſeits, doch erhält er es durch Kampf für ſeinen Kaiſer, und er ringt dem Meere das Land ab. Endlich alt geworden, naht ihm das wirkliche, d. h. das vom Volke geglaubte Jenſeits. Es nahen ihm Mangel, Not, Schuld und Sorge und die letzte blendet ihn durch ihren Hauch. Die Lemuren (oben S. 105) graben ſein Grab, während ihm Mephiſto vorgibt, ſie arbeiten an ſeinen Werken, und er träumt noch, auf freiem Grund mit freiem Volke den unvergänglichen Ruhm ſeiner Erdentage kommen zu ſehen, als er ſtirbt. Nun ſind wir

im Jenſeits. Der bisher ſo ſchlaue Satan, der ſchon die Höllenmächte aufbietet, wird zum „dummen Teufel“ der mittelalterlichen Volksſage, zum Nachfolger der heidniſchen Rieſen („dummen Tutten“) und läßt ſich die ſchon ſicher geglaubte Seele des Vertreters der Menſchheit durch die himmliſchen Heerſcharen, die er ſtupid-ſinnlich bewundert, entreißen. Zum Schluſſe ſehen wir den Aufenthalt der Seligen nach Goethe's Dichterphantaſie, die ihn zunächſt zu einem romantiſchen Gebirge macht, beſiedelt von frommen Eremiten. Die Naturſchönheit des Hochgebirges wird darin panegyriſch zum Paradies erhoben. In höherer Region, über dem Gebirge, ſchweben die Engel mit Fauſts Seele, und um die Himmelskönigin reihen ſich die ehemals ſündigen Büßerinnen, denen nun das erlöſte Gretchen beigeſellt wird, das den Geliebten verjüngt wiederfindet. So ſchließt der Fauſt des großen Poeten mit dem antiken Geiſte ganz Danteartig, chriſtlich-mittelalterlich, aber mit klaſſiſcher Weihe in Wort und Geiſt.

Wir können Goethe in der Geſchichte des Jenſeits nicht verlaſſen, ohne eines zweiten Werkes von ihm zu gedenken, welches ähnlich dem Fauſt, namentlich aber dem zweiten Theile desſelben, in ein von dichteriſcher Einbildungskraft geſchaffenes, der volkstümlichen Vorſtellung fremdes Jenſeits führte. Es ſind die unvollendeten und wenig verſtandenen Wanderjahre Wilhelm Meiſters. Dieſelben verhalten ſich zu den nach demſelben Namen benannten „Lehrjahren“ wie der zweite Theil des Fauſt zum erſten. In beiden großen Werken ſpielt der erſte Theil (wenn man bei Fauſt wenige entbehrliche Scenen wie die Geiſter in der Studirſtube, die Hexenküche und die Walpurgisnacht ausnimmt) in der wirklichen Welt; denn ſelbſt Mephiſto iſt nicht der wirkliche Teufel, ſondern ein menſchlicher Charakter, das Gegenbild zu Fauſt; der zweite Theil aber iſt unwirklich, ſymboliſch, allegoriſch; er ſtellt in beiden Werken blos Ideen unter Bildern dar, wie ſie in der Welt nicht vorkommen. Beide zweite Theile ſind weſentlich jenſeitig; denn auch ſoweit ſie in unſrer Welt ſpielen, ſind ſie kulturhiſtoriſch unmöglich, ſie ſind ohne lokale oder nationale, ohne chronologiſche Färbung und Charakteriſtik. Beide zweite Theile ſind nicht realiſtiſch, ſie ſtellen blos Ideale dar; ſie ſind Utopien. Die Wanderjahre handeln dagegen nicht wie Fauſt vom religiöſen Jenſeits, mit dem ſich dieſe Zeilen beſchäftigen, und ſind daher auch im Speziellen hier nicht weiter zu berückſichtigen.

19. Die protestantischen Nachfolger Dante's.

Blieb auch die Reformation bezüglich des Jenseits bei den Vorstellungen der katholischen Kirche des Mittelalters stehen, so haben sich doch innerhalb des Kreises der Völker, die sich ihr anschlossen, wenn auch nur in auserwählten Geistern, Anschauungen ausgebildet, deren Selbständigkeit vorher unerhört gewesen wäre. Erst seit den mit der Reformation gleichzeitigen und zusammenhängenden Ereignissen gelangt die Individualität zu ihrem Rechte. Selbst ein Dante, der als erhabenster Geist des Mittelalters das Dies- und Jenseits umfaßte, lag doch mit seinem Dichten und Trachten noch im Banne der geistlichen und weltlichen Hierarchie, welche den Charakter des Mittelalters ausmacht. Erst seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und dem Lebendigwerden des Gedankens der Kirchenreform gibt es Menschen, welche völlig neue, selbständige Gedanken äußern, die über den Gesichtskreis ihres Volkes und ihrer Zeit hinausgehen. Wir brauchen nur an einen Savonarola, Luther und Zwingli, Macchiavelli, Hutten und Münzer, Calvin und Loyola, Giordano Bruno und Bacon von Verulam, Colombo und Koppernik, Michelangelo und Holbein, Rabelais und Cervantes, Arioſto und Shakespeare zu erinnern. Sie vertreten eine Welt von Gedanken, wie sie zu keiner frühern Zeit und vollends nicht in so kurzem Zeitraume und auf so eng begrenztem geographischem Gebiete geäußert worden sind. Es wurden in ihren Seelen Pläne neuer staatlicher und gesellschaftlicher, religiöser und künstlerischer, wissenschaftlicher und literarischer Gebilde geboren, die früher niemals gelebt hatten.

Besonders deutlich erkennen wir das Vorschreiten freierer Bewegung der Geister seit der neuern Zeit gerade in den Dichtern, welche den Flug ihrer Phantasie dem Jenseits zuwendeten. Hatte Dante allerdings sich bereits ein eigenes Bild vom Jenseits gebaut, so war doch selbes, von seinen Maßangaben abgesehen, eine Vermengung christlicher und antiker Anschauungen; die Personen seines Jenseits, die Geister der Abgeschiedenen natürlich ausgenommen, haben keinen Charakter; sein Lucifer ist ein gefühlloses stupides Ungeheuer, seine Gottheit eine sublimirte Idee. Aber auch seine Abgeschiedenen handeln nicht; sie leiden nur. — Sehen wir nun nach, wie es sich in dieser Hinsicht bei den protestantischen Dichtern verhält.

Shakespeare, der unsterbliche Schwan vom Avon, bleibt zwar mit seinen unnachahmlichen Gestalten im Diesseits; aber er läßt Geister des Jenseits handelnd in die Geschichte seiner Helden eingreifen. Cäsar

verkündet dem Brutus im Traume die Niederlage bei Philippi. Die Geiſter der von dem blutigen Richard III. Umgebrachten bereiten ſein Unterliegen vor und wenden ſeinem Gegner Richmond den Sieg zu, indem ſie beiden Feinden in der Nacht vor der Entſcheidung erſcheinen, des Einen Schlaf aufſtörend, den des Andern ſegnend. Der Geiſt von Hamlets Vater mahnt den Sohn, ſich dem Wachenden zeigend, zur Rache an ſeinem Mörder. Die weiteſte Rolle aber ſpielen die Geiſter in Macbeth, im Verein mit den 3 Hexen und ihrer Vorſteherin Hekate. Der durch Mord zur Krone gelangte Streber ſieht den erſchlagenen Banquo an ſeinem Platze beim Gaſtmahle. Die Hexen zeigen ihm prophetiſche Geſpenſter, die ſeine Zukunft wahrſagen, und ſogar das ganze künftige Geſchlecht Banquo's, acht Könige (die Stuarts).

Der größte britiſche Dichter nach dem „Speerſchüttler", Milton, iſt der erſte Nachfolger Dante's, indem er gleich dieſem ein mächtiges Gedicht in die Welt ſendet, das die brennendſten Fragen des Menſchenlebens und ſeiner Zukunft behandelt. Aber welcher Unterſchied in der Auffaſſung! Am treffendſten wird ſelber mit dem Worte „Freiheit" bezeichnet. Was der Republikaner vom Arno, Bürger einer einzelnen Stadt, die nur für ſich, ja nur für einzelne ihrer Parteien freie Bewegung anerkannte, nicht ahnte, das war dem Republikaner von der Themſe erſchloſſen, deſſen freies Land keine Knechte kannte und Freiheit für Alle verkündete. Menſch, Teufel und Gott ſind bei Dante Werkzeuge höherer Zwecke, in beſtimmte Grenzen eingebannt, die ſie nie verlaſſen können; Menſch, Teufel und Gott ſind bei Milton Charaktere, die ſich frei bewegen und nach Grundſätzen handeln. Dante iſt nicht über die Schablonen der Scholaſtik hinausgekommen, wenn er ſie auch mit echtem Dichtergeiſte verklärt; Dante hat Hölle, Fegfeuer und Paradies hübſch und reinlich nach beſtimmten metriſchen Verhältniſſen abgetheilt; aber es geſchieht nichts darin als das Altgewohnte, ſeine eigene Reiſe iſt das erſte dortige Ereigniß ſeit Jeſu Höllenfahrt. Milton dagegen mißt und zirkelt nicht lange; als Proteſtant kennt er überdies kein Fegfeuer; aber es geht etwas vor in ſeiner Hölle und ſeinem Himmel, es wird dort beratſchlagt und gehandelt und iſt ſtets Alles in lebendiger Bewegung.

Miltons „verlorenes Paradies" beginnt mit dem Sturze der rebelliſchen Engel. Dieſelben werden durch Gottes Zorn in bodenloſe Tiefe geſchleudert, neun Tage und neun Nächte tief und liegen dort, mit diamantenen Ketten angeſchmiedet, in feurigem Schlund. Hier erkennen ſich, nachdem ſie ſich vom Schrecken erholt, obſchon grauenhaft verändert, der Oberſte der Gefallenen, Satan, und der zweite, Beelzebub. Sie beſchließen, ſich aus dem feurigen Pful an deſſen Ufer auf eine „Ebene" zu retten und dort eine neue Heimat zu gründen, in welche ihnen die übrigen Gefallenen folgen. Die Hölle iſt mithin nach

Milton älter als die Erde, alſo nicht im Innern dieſer, ſondern irgendwo im Weltraum. Die Gefallenen ſuchen ſich in ihr Schickſal zu finden, wollen lieber in der Hölle herrſchen als im Himmel dienen und richten ſich dann in jener häuslich ein. Sie ſind es nach altchriſtlicher auch von Milton getheilter Auffaſſung, die von den heidniſchen Völkern als Götter verehrt wurden. Milton nennt unter ihnen die bei den Hebräern Jehova das Feld ſtreitig machenden Moloch, Baal, Aſtarte u. ſ. w.; denn die böſen Geiſter können ſowol männliche als weibliche Geſtalt annehmen. Auch die griechiſchen und römiſchen Götter ſind von der verdammten Schaar nicht ausgenommen. Dieſelbe wird jedoch von Milton nicht in der verächtlichen und abſtoßenden Weiſe geſchildert wie ſie in chriſtlicher Auffaſſung gewöhnlich iſt; ſeine gefallenen Engel ſind trotzige Rebellen, aber mit einem idealen Zuge; ſie halten treu zuſammen, ſind tief ergriffen von ihrem Sturze, nicht ohne heimliche Sehnſucht nach dem Himmel, aber, weil einmal aus demſelben verwieſen, zum Kriege gegen ihn entſchloſſen, den ſie mit Begeiſterung zu unternehmen erklären, um die von Gott beſchloſſene Weltſchöpfung ſeiner Alleinherrſchaft zu entreißen. Der Oberſte der gefallenen Engel, Satan, iſt namentlich eine kühne, titaniſche Schöpfung des Dichters, kein thieriſches Weſen wie Dante's Lucifer, kein ſich heuchleriſch bückender Bedienter wie Fauſts Mephiſto. Die Höllengeiſter graben unter Mammons Leitung aus dem Boden ihres Aufenthaltes Gold und bauen die prachtvolle Palaſt-Stadt Pandämonium. Darauf tritt die große Ratsverſammlung der Hölle zuſammen, in welcher beraten wird, ob man Schritte zur Wiedereroberung des Himmels thun wolle, ſchließlich aber für beſſer befunden wird, die geweiſſagte Schöpfung einer neuen Welt näherer Aufmerkſamkeit zu unterziehen; Satan unternimmt es, dies auszuführen. Der Weg dazu ſteht ihm aber nicht ohne weiteres offen. Die Thore der Hölle ſind dreifach mit Erz, dreifach mit Eiſen und dreifach mit Diamantfels verſchloſſen und von zwei furchtbaren Geſtalten bewacht. Es ſind Sünde und Tod; erſtere war, noch im Himmel, als Satan mit Aufruhrgedanken umging, ſeinem Haupt entſprungen und er hatte dann mit ihr den Tod erzeugt. Sie war mit den rebelliſchen Engeln in die Tiefe geſtürzt, ihr aber der Schlüſſel zur Hölle gegeben worden; dann hatte ſie den Tod geboren, dieſer aber in blutſchänderiſcher Umarmung mit ihr ſchauderhafte Ungeheuer erzeugt, von denen ſie umgeben blieb. Satan verſpricht der Sünde und dem Tode die Herrſchaft auf der neu zu erſchaffenden Welt und veranlaßt ſie hierdurch die Thore zu öffnen und ihn hinaus zu laſſen. Damit iſt der neuen Welt Glück verſcherzt und die Thore der Hölle ſind nie wieder geſchloſſen worden. Satan kommt auf ſeinem Wege nach der Erde erſt durch den zum erſten Male von den ausbrechenden Flammen der Hölle erleuchteten Abgrund, in welchem Chaos und Nacht, Zwie-

tracht, Lärm und Verwirrung regieren, die persönlich gedacht sind. Weiter kommt Satan, in einer Verstellung als Engel von Uriel, dem Sonnengeiste zurecht gewiesen, zur Erde, wo er im Paradiese an den ersten Menschen sein nach der jüdisch-christlichen Mythe unheilvolles Werk verübt, das hier außerhalb unserer Betrachtung liegt. Vom Himmel gibt Milton keine nähere Beschreibung; es thront dort Gott, zu seiner rechten Hand der noch nicht menschgewordene Sohn, umgeben von Engeln, die so dicht wie Sterne geschaart sind, und das Lob Gottes singen. Von dem Jenseits im engsten Sinne, dem Aufenthalte der abgeschiedenen Seelen, konnte natürlich bei Milton, dessen unsterbliches Gedicht vor dem Tode irgend welches Menschen spielt, keine Rede sein.

Auf Klopstocks „Messias" hat Miltons „Paradies" unverkennbar eingewirkt. In beiden Werken tritt die Topographie des Jenseits, welche bei Dante die Hauptsache bildete, in den Hintergrund und spielt die Dämonologie, die Schilderung der guten und bösen Geister, der Engel und Teufel, die vorwiegende Rolle. Was indessen bei dem Puritaner Milton als Ausfluß aufrichtiger religiöser Begeisterung ungekünstelt erscheint und daher auch ergreift, das ermüdet auf der Leier des Sohnes eines aufgeklärten Jahrhunderts und gewinnt einen phantastisch-mystischen Anstrich. „Der „Messias" hat nicht die charaktervolle Plastik des „Paradieses"; seine Figuren sind verschwommen und dem menschlichen Maßstabe ganz entrückt.

Der Himmel, das „Urbild der Welten", erhebt sich, nach Klopstocks dichterischer Annahme, mitten in einer Versammlung von Sonnen, zwischen denen die Harmonien der Sphären ertönen. Ein verklärter Aetherstrom floß ehedem als Weg vom Himmel für Gott und die Engel nach Eden herab; mit dem Sündenfall jedoch wandte er sich hinweg, aber wird wieder hergestellt werden, wenn die Welt verjüngt aus der Asche des Weltgerichts hervorgehen wird. Von den Sonnen aus beten die Engel Gott an; der erhabenste aber von ihnen, Eloa, ist bei Gott selbst und zu seinem unmittelbaren Dienste bestimmt. Er ist der älteste, aus einer Morgenröte erschaffen. Er empfängt den Engel Gabriel, der das Gebet Jesu überbringt, und zwar in Gestalt eines Räucheropfers, das er auf dem einem Gebirge ähnlichen Altare des Messias vollzieht. Seiner Antwort auf das Opfer läßt Gott ein Donnergewitter vorausgehen und eröffnet das Allerheiligste des Himmels, in welchem Seraphim und Cherubim die „labyrinthischen Tafeln" der Vorsehung, die „Bücher des Lebens", welche die Namen der künftigen Christen enthalten, die Bücher des Weltgerichts, tödtlichen Anblicks für niedere Seelen, den Gerichtsstuhl, der von ferne tödtet, und die „zur Rache gerüstete Glut" erblicken.

Wo aber weilen die Abgeschiedenen nach Klopstocks weitstrebender

Phantaſie? Nach derſelben iſt die Erde hohl. Am Nordpol befindet ſich eine verſchließbare Öffnung, durch welche der Engel der Erde, Gabriel, in die Höhlung hinabſteigt. Darin brauſen Oceane. Im Mittelpunkt aber leuchtet eine Sonne, welche mit der äußern die Jahreszeiten der Erde hervorbringt. Es wohnen auf ihr Engel, die Beſchützer der irdiſchen Königreiche, und die Seelen der Kinder, die ſich hier auf den Himmel vorbereiten. Auf der wirklichen Sonne aber, deren Engel Uriel iſt, weilen die Väter von Adam an. Die Seelen der noch ungeborenen Menſchen befinden ſich auf einem dunkeln Weltkörper Adamida, der beim Tode Jeſu die Sonne verfinſtert, und werden dann von Uriel auf die Erde geführt vor ihren ſterbenden Erlöſer.

Die Hölle verlegt Klopſtock, gleich Milton, nicht mehr in das Innere der Erde. Dieſe mittelalterliche Vorſtellung mußte mit dem geocentriſchen ptolemäiſchen Weltſyſteme fallen. Deutlicher als Milton verweiſt Klopſtock die Hölle an die äußerſten Grenzen des Weltalls, wo der Schimmer der letzten Sterne nur noch ſchwach wahrnehmbar iſt. Gott erſchuf ſie in drei ſchrecklichen Nächten „prächtig und vollkommen". In ſeiner Welt war kein Raum für Orte der Qual.

Satan, der Fürſt der Hölle, obſchon es ihm nicht an Genoſſen und Ratgebern fehlt, deren Einer, Adramelech, ſogar als ſein eigener Mephiſto erſcheint, iſt dennoch bei Klopſtock der „dumme Teufel" der mittelalterlichen Volksauffaſſung; denn er ſtrebt das Nämliche an, was Gott ſelbſt, er befördert den Tod des Meſſias, welches Ereigniß doch nach chriſtlicher Lehre den Menſchen die Erlöſung und damit Satans Reiche den bitterſten Schaden bringt. Eine eigentümliche Schöpfung Klopſtocks iſt der ſeinen Fall bereuende Seraph Abbadona, der ebenſo verblendet, wie Satan, deſſen Plan bekämpft. Von Milton hat er dagegen Abdiel entlehnt, der beim Engelfalle allein unter den Schaaren der Abtrünnigen umkehrte und ihr Treiben verurteilte. — Klopſtocks namentlich gegen das Ende ſeines Epos hin immer myſtiſchere und himmelndere Richtung fand zwar zu ſeinen Lebzeiten viele Verehrer; aber ſie verflog bald wieder und wurde vergeſſen und der „Meſſias" hat heute kaum mehr Leſer, jedenfalls keine ausharrenden.

20. Schwärmer und Schwindler der Aufklärungszeit.

Die zweite Hälfte des 17. und das 18. Jahrhundert bilden eine Periode, während welcher der gebildetere Theil der europäischen Menschheit einen Kampf des Geistes der Denkfreiheit gegen die Mächte des Glaubensdruckes in verschiedenen Kirchen führte, um deren lästige Herrschaft niederzuringen; man nennt diese Periode die der Aufklärung. Der Kampf, in dem die Geister damals gegen einander anstürmten, konnte nicht anders als allerlei Erscheinungen hervorbringen, welche in ruhigen Zeiten nicht leicht wahrnehmbar sind. Der Glaube an ein jenseitiges Leben erfuhr zwar im Anfange jener Periode keine Angriffe; allein seine eifrigen Anhänger fürchteten unwillkürlich solche und trieben daher zum Theile ihre Lieblingsmeinung in's Phantastische, zum Theil sogar scheuten sie nicht die Täuschung und selbst den Betrug, um für die Ehrfurcht vor dem Geisterreiche Propaganda zu machen. Wir betrachten sonach zuerst die Schwärmer, d. h. die Kämpfer für das bedrohte Jenseits aus ehrlichen, und darauf die Schwindler, d. h. die aus unehrlichen Gründen für dasselbe auf den Kampfplatz des Geistes traten.

Zu den Schwärmern jener Zeit gehörten vor allem die Stifter und Angehörigen der zahlreichen Sekten, die während der beiden genannten Jahrhunderte auftauchten, wie der Jansenisten in Frankreich, denen die Quietisten auf katholischer, die Camisarden auf protestantischer Seite folgten, die Puritaner, Methodisten, Quäker u. A. in Großbritannien u. s. w. Mit dem Jenseits hatten diese Erscheinungen wenig oder nichts außergewöhnliches zu thun. Die Vorstellungen, welche jene Sekten davon hatten, unterschieden sich nicht von den im Christentum herrschenden. Es wurden wie anderwärts der Himmel als Ort der Belohnung, die Hölle als Stätte der Strafe geschildert, aber ohne neue Gedanken. Verzückungen aller Art, Ekstasen, somnambule Zustände, Selbstquälereien, sogar Kreuzigungen aus religiösem Wahn kamen mehrfach vor; auch das Wunder spielte seine Rolle, und diese diesseitigen Thorheiten machten die Hauptsache aus. Mehr Bezüge auf das Jenseits wurden bei einzelnen für sich allein wirkenden Personen beobachtet. Der mystische und phantastische Arzt Johann Baptist van Helmont aus Brüssel (1577—1644) hatte einen Traum, in welchem er sich selbst als eine von der Erde bis zum Himmel reichende Wasserblase (!) erschien, unter welcher ein Abgrund gähnte und über welcher ein Sarg thronte. Von dem feurigen Wunsch erfaßt, seine eigene Seele zu erblicken, sah er in einem Traum einen Schein derselben durch eine Ritze, nach 23jährigem Grübeln über diesen Traum aber seine Seele selbst in

menſchlicher Geſtalt, aber — ohne geſchlechtliche Kennzeichen. Er hielt, neben anderen naturgeſchichtlichen Tollheiten, die Fiſche für verwandeltes Waſſer, in das ſie wieder verwandelt werden könnten, behauptete alle Metalle in Gold verwandeln zu können, nahm alle Dinge in der Natur als beſeelt an, glaubte, jede Seele, welche er „Archeus" nannte, beſtehe aus „Lebensluft" und dem „Samenbilde", baue ſich ihren Körper ſelbſt und beſchaue eigentlich blos Gott, alle andern Dinge aber nur durch ihn. Nach ſeiner Meinung entſtanden die Krankheiten dadurch, daß der „Archeus" böſe werde, in Wut gerate, Furcht empfinde u. ſ. w., und die Heilung ſollte in ſeiner Beſänftigung beſtehen. Ihm durchaus ähnlich war ſein Sohn Franz Mercucius van Helmont (1618—1699). Er verwarf zwar die Dreieinigkeit, nahm aber Chriſtus als ein Mittelweſen zwiſchen Gott und Menſchen an, hielt alle Körper für beſeelt und alle Seelen für körperlich und behauptete, es gebe ſieben Welten, von denen jede 7000 Jahre dauere, deren letztes Tauſend der Weltſabbat ſei, daß am Ende der ſiebenten Welt oder nach 49,000 Jahren, alle Weſen ſelig werden, auch wenn ſie vorher in der Hölle geweſen, die gröbſten Sünder ausgenommen, welche jenes Ziel erſt nach 365,000 Jahren erreichen. Auf das Jahr 1732 ſagte er die allgemeine Bekehrung der Heiden, auf 1777 die der Juden und auf 3003 das Ende unſerer Welt voraus.

Der Schwärmer Joh. Georg Gichtel, feuriger Anhänger und Herausgeber der Werke Jakob Böhme's (geb. 1638 zu Regensburg, geſt. 1710 zu Amſterdam) behauptete, in einer Viſion von Gott ſelbſt in den dritten Himmel erhoben und in die Hölle geführt worden zu ſein, wo Jener ihm alle Geiſter gezeigt habe. Seine Seele, heißt es ferner in überſchwenglicher Ausdrucksweiſe, ſei ſammt dem Leibe in eine flammende Kugel zuſammengerollt und fünf Tage nacheinander in Gottes majeſtätiſches Wunderauge eingetaucht worden!

Ein anderer gleichzeitiger Schwärmer, Hans Engelbrecht, fiel, nachdem er an Melancholie und Selbſtmordsmanie gelitten, 1623 in Scheintod, in welchem er in Hölle und Paradies verſetzt wurde. Auf einer Reiſe ſah er einmal „einen Engel Gottes" in der Geſtalt einer feurigen Kugel oder eines freurigen Glanzes, der gleich der Sonne leuchtete. Dieſer Glanz begleitete ihn eine ganze Meile weit, ſagte ihm viel Troſtreiches und zuletzt, daß er zum Zeichen der göttlichen Gnade gewürdigt worden ſei, nun drei Wochen ohne Speiſe und Trank zuzubringen. Achtzehn Tage hielt er dieſes aus; in den drei letzten Tagen gebot ihm der gleiche Engel, daß er etwas Waſſer in den Mund nehmen und daß dieſes in den köſtlichſten Wein ſolle verwandelt werden, — was nach ſeiner Betheuerung auch vollkommen der Fall war. Als die drei Wochen um waren, ging er aus dem feſt verwahrten Gemach in Hamburg, worin er ſich hatte einſchließen laſſen, ſtärker her-

vor, als er zuvor war. Auch ſchon früher hatte er wochenlang gefaſtet, z. B. in jener Ekſtaſe, in welcher er Himmel und Hölle ſah. Die Convulſionen dieſer Ekſtaſe, aus welcher er wie vom Tode aufwachte, erzeugten bei ihm einen ſcheußlichen, unſagbar ſtinkenden Schweiß, den er als Beweis ſeines Aufenthaltes in der Hölle anführte. Das Gleiche nimmt man manchmal auch bei Beſeſſenen wahr, die ſich dann durch derlei kritiſche Ausſcheidungen weſentlich erleichert fühlen. Engelbrecht roch, von ſeiner Höllenfahrt zurückgekommen, wie ein Zeitgenoſſe ſagte, „auch für Andere nach dem hölliſchen Schwefelpfuhl“.

Die eitle Myſtikerin Jane Leade ſtiftete 1697 in ihrem 75. Jahre eine ſogenannte philadelphiſche Geſellſchaft, deren Mitglieder, unter ihnen auch der Prediger und Arzt Pordage, ſchon früher häufige Geſichte von Himmel und Hölle, Engeln und Teufeln und ſolche in den abenteuerlichſten Geſtalten, ja ſogar von ihnen Eindrücke in Fenſter und Dachziegel gemacht zu ſehen glaubten. Dergleichen kurioſe Schwärmer gab es noch viele in jener Zeit. Dieſer Wahn ging auch im achtzehnten Jahrhundert fort. Der engliſche Geiſtliche John Beaumont, welcher 1705 eine Schrift über Geiſter, Erſcheinungen und Hexen herausgab, behauptete, mit der Gabe des „zweiten Geſichts“ ausgerüſtet zu ſein, Geiſter zu ſehen, die mit ihm ſprachen, vor ihm ſangen und läuteten u. ſ. w.; ja ſie bedrohten und ſchlugen ihn, wogegen ihn einer beſchützte, der ſich zu ihm ins Bett legte!

Eine ähnliche krankhafte Erſcheinung war die Gattin des ſpaniſchen Generals Marquis de la Croix, geborene von Jarente, Tochter des Marquis von Sènes. In ihrer Jugend höchſt weltlich geſinnt, lebte ſie einige Zeit, von ihrem Manne getrennt, als Geliebte des Vicelegaten Aquaviva in Avignon, wo ſie vollſtändig herrſchte, kehrte dann zu ihrem Manne zurück, der Vicekönig von Gallizien wurde, und ging als Witwe nach Lyon, wo eine Krankheit ſie plötzlich zu ſo großer Frömmigkeit bekehrte, daß ſie, mit der gewöhnlichen nicht zufrieden, auf den Einfall kam, die Dreieinigkeit enthalte eigentlich vier Perſonen, deren vierte — Melchiſedek ſei. Sie begann dann, Krankheiten durch Teufelaustreibung zu heilen, welche ſie durch Gebet, Handauflegen, Weihwaſſer und Oel zu bewerkſtelligen glaubte. Die ausgetriebenen Teufel meinte ſie in verſchiedenen Geſtalten zu ſehen, wie z. B. denen chineſiſcher Pagoden u. ſ. w., und wollte überdies Erſcheinungen ganzer Geiſterſchaaren, bald in Prozeſſionen von Büßenden, bald in Bällen von Angehörigen verſchiedener Jahrhunderte, bald in Feuerwerken gehabt haben! Sie imponirte damit und vielleicht nicht weniger mit ihrer Schönheit, deren Reſte auch das Alter nicht zu tilgen vermochte, ſogar ungläubigen Schriftſtellern aus dem Kreiſe der Encyklopädie, welche dann ſelbſt wieder Geſpenſtererſcheinungen hatten! Andere aber merkten ihre ſchwache Seite, führten ſie auf das Eis oder hielten ſie zum Beſten, indem ſie Spukgeſchichten

veranſtalteten und ſie zur Beſchwörung einluden. Sie ſcheint in allem Ernſte an die Wahrheit ihrer Erſcheinungen geglaubt zu haben, denn in allen übrigen Angelegenheiten blieb ſie geiſtreich und war ſtets liebenswürdig in Geſellſchaft und wohlthätig gegen die Armen. Als ein „Beſeſſener", den ſie beſchwor, ihr in voller Geſellſchaft alle ihre Sünden vorhielt, antwortete ſie mit Thränen bitterer Reue über ihr früheres Leben. Die Revolution hielt ſie für ein Werk des Teufels.

Zu ihren Anhängern gehörte der ſonderbare Jakob Cazotte, 1720 zu Dijon geboren und bei den Jeſuiten erzogen. Er bekleidete ein Amt bei der Marine, dann auf der Inſel Martinique, wo er ſich ein ſchönes Vermögen erſparte, dasſelbe aber verlor, nachdem er es den Jeſuiten zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Er lebte hierauf in Paris und ſtand als Dichter mit den Literatenkreiſen in Verbindung. Da er in ſeiner Novelle „der verliebte Teufel" die Teufelslehre Bodins benutzt hatte, hielten ihn Wunderſüchtige für einen Beſitzer geheimer Wiſſenſchaften und brachten ihn in die Geſellſchaft der Martiniſten, welche ihn vollends zum Myſtiker machten. Auf dieſen ſeinen Standpunkt ſtützt ſich denn auch die wunderliche Prophezeiung, welche die Sage ihm in den Mund legte, daß er nämlich im Jahre 1788 in einer luſtigen Geſellſchaft frivoler Herren und Damen mit Sehermiene die Revolution und den blutigen Tod der meiſten Anweſenden vorhergeſagt habe, und zwar mit allen Spezialitäten, die natürlich erſt erzählt wurden, nachdem ſie vorbei waren. Die Revolution im Allgemeinen vorherzuſehen, war in jenem Jahre keine Kunſt mehr. Cazotte ſelbſt, nachdem er dem Septembermorde mit Not entgangen, wurde am 25. September 1792 guillotinirt.

Das größte Aufſehen unter den an ihre Phantaſien glaubenden Geiſterſehern des 18. Jahrhunderts erregte aber Emanuel von Swedenborg, geboren 1688 zu Stockholm, geſtorben 1773 zu London. Dieſer Mann, welchen Kant den Erzgeiſterſeher unter allen Geiſterſehern, den Erzphantaſten unter allen Phantaſten nennt, über den der größte Theil ſeines Buches „Träume eines Geiſterſehers" handelt und von welchem er beſorgt, daß ein künftiger Philoſtratos aus ihm einen neuen Apollonios von Thana ſchmieden könnte, machte mehrere Reiſen nach Deutſchland und England, Frankreich und Italien, leiſtete Vieles im Gebiete der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften, lebte, ſeitdem er 1747 ſeine Bergämter zu Upſala aufgegeben, zu Stockholm als Hageſtolz aus ſeinem beträchtlichen Vermögen und widmete ſich nur noch der Geiſterſeherei und der Schriftſtellerei über dieſelbe. Seine zahlloſen Werke ſind meiſt latiniſch abgefaßt. Er ſcheint von ſeinen ungebildeten Wahrnehmungen vollkommen überzeugt geweſen zu ſein, und man konnte ihm keinen Betrug nachweiſen. Dagegen wurde er der Mittelpunkt eines völligen Sagenkreiſes. Sein Hauptwerk, in welchem Kant auch nicht

einen Tropfen Vernunft findet, zählt acht Quartbände, ist betitelt: Arcana coelestia und in plattem Stile geschrieben. Es besteht aus Berichten über seine Erscheinungen und aus verrückten, an die Bibel geknüpften Betrachtungen darüber, oder wie Kant sagt, aus Wahnsinn und Wahnwitz. Erstere, die Erscheinungen, theilt Swedenborg in drei Arten: die Befreiung vom Körper, ein Zustand zwischen Schlafen und Wachen, in welchem er Geister sah, hörte und sogar fühlte, was ihm aber nur drei- oder viermal begegnete, — die Wegführung durch den Geist in andere Gegenden, die er deutlich wahrnahm, ohne doch, da er zu gleicher Zeit an seinem Wohnorte wandelte, sich zu verirren, was zwei- oder dreimal vorkam, und endlich die gewöhnlichen Erscheinungen, die er täglich im wachenden Zustande hatte. Er lehrte, daß alle Menschen in inniger Verbindung mit der Geisterwelt ständen ohne es zu empfinden, während dagegen sein eigenes Innerstes „aufgethan" sei. Der Mensch habe ein inneres und ein äußeres Gedächtniß, dieses für die sichtbare Welt, jenes für die Geisterwelt, indem darin alle Vorstellungen, die der Mensch je hatte, bis nach dem Tode aufbewahrt werden. Die Geister nun haben keine Empfindung von der körperlichen Welt, sondern verkehren blos mit dem innern Menschen und bilden mit der Seele der Menschen eine Gemeinschaft. Nach dem Tode verändern die Seelen ihre Stellen nicht, können aber einander die Erscheinung menschlicher Gestalt geben. Swedenborg behauptete, durch seinen innern Sinn nicht nur mit abgeschiedenen Menschenseelen, sondern auch mit Bewohnern anderer Welten, und sogar mit Gott reden zu können und genau zu wissen wie es im Himmel u. s. w. zugehe, den er sich ganz wie die Erde, nur viel schöner vorstellte. Wir wollen es unterlassen, diesen Unsinn weiter zu spinnen, über den er mit Fragen und Beratungen bestürmt wurde, die er aber oft selbst gegenüber Männern wie Lavater nicht beantwortete. — Die hervorragendsten Erscheinungen des Sehers, von welchem wir sprechen, haben ihre ganze Begründung blos im Gerüchte und entbehren jeder Spur eines Beweises. Wir erwähnen ihrer zwei. Die erste hatte zur Veranlassung die Verlegenheit der Witwe eines holländischen Gesandten in Schweden, welche von einem Goldschmiede wegen eines Silberservices belangt wurde, aber im Glauben stand, dasselbe sei von ihrem Manne bezahlt worden. Swedenborg, um seinen Rat angegangen, benachrichtigte die Dame nach einigen Tagen, daß in einem verborgenen Fache die Quittung für die streitige Schuld liege. Man suchte und — fand! Die zweite Erscheinung ist die allgemein bekannte, welche Swedenborg 1756 bei seiner Rückkehr aus England in Götaborg hatte, indem er dort im Geiste eine in Stockholm ausgebrochene Feuersbrunst wahrgenommen haben soll. Eine dritte Erzählung, daß Königin Louise Ulrike von Schweden unsern Seher mit Aufträgen an ihren verstorbenen Bruder beehrt habe und

durch seinen Bericht im höchsten Grade überrascht worden sei, ist längst dahin aufgeklärt, daß Swedenborg von dem einflußreichen Reichsmarschall Grafen Brahe veranlaßt wurde, die Königin von ihrem ihm bekannt gewordenen heimlichen diplomatischen Verkehr mit ihrem Bruder Friedrich dem Großen durch Drohungen abzubringen, was sie allerdings überraschen mußte. — Bezeichnend ist, daß Swedenborg von dem orthodoxen Luthertum seines Landes als Ketzer verfolgt wurde. Seine Lehre wird von einer nach ihm benannten Sekte, besonders in England, stets noch fortgepflanzt.

War Swedenborg der seßhafte Geisterseher der vornehmen Welt, die allein im Stande war, sein sieben Pfund Sterling kostendes verrücktes Buch zu kaufen, so folgte ihm als Geisterseher des Volkes der Deutsche Jung-Stilling. Johann Heinrich Jung, bekannt unter seinem Schriftstellernamen Stilling, wurde 1740 im Nassauischen geboren, war erst Schneider, studirte dann aber zu Straßburg Medizin, lebte als Arzt und Professor, namentlich als geschickter Augenoperateur, zu Elberfeld, Heidelberg, Kaiserslautern, Marburg und starb 1817 als Geheimer Hofrat zu Karlsruhe. Die Einzelheiten seines Lebens findet man in seiner romanhaft und volkstümlich zugleich bearbeiteten Selbstbiographie, welche seit 1777 in sechs zierlichen Bändchen erschien. Auch er war gleich Lavater ein Freund Goethe's, obschon seine mystisch-fromme Richtung, die ihn namentlich auch mit den Herrnhutern in Berührung brachte, zu dieses Dichters Weltlust schlecht paßte. Sein Leben und Tod war ein Kult zu Gunsten Jesu, vor welchem, wie bei allen christlichen Mystikern, Gott bescheiden zurücktreten mußte. Sein Schwiegersohn, der rationalistische und dennoch ihm innig befreundete Kirchenrat Schwarz in Heidelberg, sagte von ihm, er wäre für seinen Welterlöser jeden Augenblick freudig in den Tod gegangen, und findet, Jung wäre geeignet gewesen, Sektenstifter zu werden, was ihm allerdings Schwärmer oft zugemutet, er aber beharrlich abgelehnt habe, wie er auch diese Leute in seinem Roman „Theobald oder die Schwärmer" bekämpft hat und der „Kirche" treu geblieben ist. Intolerant war er nicht und schloß keine Konfession, selbst die Juden nicht, von der Seligkeit aus. Dagegen bekämpfte er mit „heiligem Ernste" unchristliche Ansichten. Sein Familienleben war musterhaft, wie das Lavater's, ohne Mißton, heiter und fromm zugleich.

Indem wir uns nun zur Schattenseite seines Wirkens wenden, welche die erwähnte Lichtseite im Gedächtnisse der Nachwelt beinahe überwuchert hat, finden wir dieselbe vertreten in seinem Buche: Theorie der Geister-Kunde, in einer natur-, vernunft- und bibelmäßigen Beantwortung der Frage: was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse. (Nürnberg 1808.) Dem Titel gegenüber ist das Bildniß der sogenannten „weißen Frau", Gräfin

Agnes von Orlamünde, eingeheftet, und das Buch dem Großherzog Karl Friedrich von Baden, dem „Patriarchen der Fürsten und Christus-Verehrer auf dem Throne“ gewidmet. Es beginnt mit der Frage: Kann die menschliche Einbildungskraft etwas erdichten oder erschaffen, zu dem sie keinen Stoff, keine Materie hat? „Jeder vernünftige, redliche Denker,“ sagt Stilling, „wird antworten: nein!“ Daraus folgert er denn „unwidersprechlich“, daß der Mensch niemals etwas von einer unsichtbaren Geisterwelt geahnt hätte, wäre dieselbe ihm nicht geoffenbart worden. Denn die Thiere hätten keine Geistererscheinungen, weil ihnen keine Geisterwelt geoffenbart worden. Frage man nun aber, wo sich eine solche Offenbarung finde, so antwortet der ächte Israelit sowol als der gläubige Christ: „In der Bibel“. So bewegt sich der Verfasser in einem Zirkelschluß: Weil die Menschen an eine Offenbarung glauben, so gibt es eine solche, und weil es eine solche gibt, muß man daran glauben. Noch jedes Volk, seit Anfang der Geschichte, sagt Jung, habe an Ahnungen, Gesichte und Geistererscheinungen geglaubt und Christus habe diesen Glauben nicht bekämpft, vielleicht selbst getheilt. Es ist natürlich, daß mit einer solchen Lehre das Kopernikanische Weltsystem, welches die Erde zu einem untergeordneten Weltkörper erniedrigt und daher die Erlösung durch Christus zum Unsinn stempelt, unverträglich ist; Stilling geräth daher auf die geistreiche Unterscheidung: dieses neue Weltsystem gelte nur für unsere sinnliche und trügerische Anschauung; für die übersinnliche, die Geisterwelt sei blos das alte, ptolemäisch-biblische Weltsystem richtig. Und auf diese naive Ansicht gründet sich nun Stilling's sogenannte Geisterkunde. Weil die Bibel lehre, daß es gute und böse Engel und Geister gebe und selbe auf uns einwirken, habe weder die Vernunft noch die Natur etwas dagegen einzuwenden, vielmehr finde der aufmerksame Beobachter zu Zeiten unläugbare Spuren solcher Einwirkungen. Vernunft und Natur seien nicht auf die Geisterwelt angewiesen; Geistererscheinungen u. s. w. seien Ausnahmen von der Regel und sie zu suchen schwere Sünde. Stillings Seelentheorie behauptet, jeder Naturforscher wisse (?), daß „ein gewisses höchst feines und höchst wirksames Wesen die ganze Schöpfung, soweit wir sie erkennen, erfülle“. Stilling will dieses „Wesen“ „feine Himmelsluft“ oder mit einem Worte „Aether“ nennen. Es sei Newton's Sensorium Dei, Euler's Quelle des Lichts u. s. w. Licht, Schall, Elektrizität, Galvanismus, vielleicht auch die magnetische Kraft des Eisens seien „höchst wahrscheinlich“ nur verschiedene Erscheinungen dieses einen „Wesens“, und dasselbe sei der „Uebergang aus der Sinnen- in die Geisterwelt und der Mittler zwischen beiden“. Ferner: Alle Aerzte und Naturforscher stimmen darin überein (?): daß im Gehirn und in den Nerven des Menschen ein „feines Wesen“ oder Kraft sei, von welcher alle Bewegungen, das Leben und die Empfindung, folglich auch die

Wirkungen aller fünf Sinne herrühren; dieſes Weſen werde „Kraft“, „Nervenſaft“ oder „Lebensgeiſt“ genannt. Nun beweiſe der thieriſche Magnetismus, daß dieſe Grundkraft in Gehirn und Nerven nichts Anderes als der oben erwähnte Aether ſei. Der Menſch zerfällt daher nach Stilling in drei Theile: den Körper, jenes Lichtweſen, das „Seele“ genannt werden kann, und den „nach dem Bilde Gottes erſchaffenen“ Geiſt. Seele und Geiſt zuſammen bilden die „Menſchenſeele“ und dieſe wird durch den thieriſchen Magnetismus ſo weit gebracht, daß ſie nicht nur überhaupt ohne Beihilfe des Körpers ſehen, ſondern ſelbſt noch weit klarer ſehen kann, als in ihrem „Fleiſchkerker“. Der Somnambulismus iſt alſo nach Stilling der vollkommenſte Zuſtand des menſchlichen Lebens; denn die mit ihm Beglückten leſen in den Seelen Anderer! Ja, es wird behauptet, man könne durch „lange Uebungen im Wandel vor Gott in Entzückungen und in den Zuſtand des magnetiſchen Schlafes“ gelangen, und in demſelben können „ſehr weit geförderte fromme Seelen auch mit guten Geiſtern oder gar Engeln in Rapport kommen“, was „die Erfahrung lehre (?!)“, ja ſogar „mit Gott und Chriſto Umgang haben (!!), obſchon dies bloße Täuſchung der Einbildungskraft ſei“. Stilling führt an, daß ein frommes Frauenzimmer in ihren Entzückungen mit Engeln umgeben war und dieſe ſingen ließ; der Geſang ſei aber ein „gemeiner Gaſſenhauer“ geweſen! — — Es könne auch vorkommen, fährt er fort, daß ſich ein Menſch bei lebendigem Leibe an einem entfernten Orte zeigen könne, indem ſich ſeine Seele auf einige Zeit vom Körper entbände und frei wirke. Sichtbar aber mache ſie ſich, indem ſie „aus dem Dunſtkreis Materie an ſich ziehe, daraus einen Körper bilde, der dem ihrigen ähnlich ſei, und ſich dann mit Dem, dem ſie erſcheinen wolle, in Rapport ſetze. So können ſich Menſchen ſogar ſelbſt erſcheinen (Doppelgänger). Auf dieſe Weiſe gehe es denn auch zu, wenn ein Verſtorbener erſcheine“. Stilling weiß ganz genau, daß die Geiſterwelt an dem nämlichen Orte ſei, wo die Körper- und Sinnenwelt; die abgeſchiedenen Seelen kommen nämlich zunächſt in den „Scheol“ oder „Hades“, und dieſer befinde ſich in unſerer Atmoſphäre, gehe in den Erdkörper hinab, bis „da, wo die Hölle anfange“, und ſteige ebenſo hinauf „bis da, wo im reinen Aether der Aufenthalt der Seligen beginne!“ Wir denken, dieſe Probe werde genügen, und fügen der Vollſtändigkeit wegen nur noch bei, daß Stilling auf ähnliche Art auch andere myſtiſche Vorgänge erklärt, die Ahnungen als Offenbarungen eines „Schutzengels“, an deren wirkliche Exiſtenz Stilling feſt glaubte, das geiſterhafte Erblicken von Leichenzügen vor dem Tode des Betreffenden als Mittheilung von den dazu im Geiſterreiche getroffenen Anſtalten an Leute, die mit der krankhaften Gabe hierfür ausgeſtattet ſeien, ſogar die Hexerei (!) als wirklichen Umgang mit böſen Geiſtern (!), der zwar an ſich den Menſchen keinen Schaden bringe,

aber doch dem Satan, an welchen Stilling glaubt, zuzuſchreiben ſei u. ſ. w. Den Reſt des mitleiderregenden Buches bilden Erzählungen von Geiſtererſcheinungen. Als daſſelbe 1808 durch die Regierung von Baſel verboten und durch den König von Würtemberg konfiszirt wurde, ſchrieb Stilling als Nachtrag die „Apologie“ ſeiner Theorie der Geiſterkunde, in welcher er ſeine Anſichten vertheidigte.

Verſchieden von den bisher genannten, durch ihre Einbildungskraft beherrſchten Schwärmern, die ſich das Jenſeits erſchloſſen glaubten, ſind diejenigen Abenteurer und Schwindler, welche den Glauben an eine andere Welt zu eigennützigen Zwecken ausbeuteten. Ihre Reihe beginnt mit dem ſogenannten Grafen Saint-Germain. Nach der glaubwürdigſten Annahme unter vielen ſolchen war derſelbe ein Elſäſſer Jude, Namens Simon Wolff. Er ſprach die bedeutendſten europäiſchen Sprachen mit gleicher Leichtigkeit. Seit dem Jahre 1750 trat er, zuerſt unter dem Namen eines Marquis von Montferrat, auf; in verſchiedenen Ländern nahm er verſchiedene Namen an, zuletzt aber überall, namentlich in Frankreich, den eines Grafen Saint-Germain. Völlig enträtſelt iſt er niemals worden, ſelbſt nicht von ſo ſcharfblickenden Beobachtern wie Friedrich der Große. Er erlangte ſich Zutritt an allen Höfen und miſchte ſich ſogar in die diplomatiſchen Angelegenheiten, ſo z. B. arbeitete er am franzöſiſchen Hofe unter Ludwig XV. der Allianz mit Oeſterreich entgegen und ließ ſich von ſeinem Gönner, dem Kriegsminiſter Graf Belleisle, dem Gegner Choiſeul's, nach den Niederlanden ſenden, um einen Frieden zu unterhandeln. Der dortige, hiermit umgangene franzöſiſche Geſandte, der Schweizer Affry, bewirkte jedoch, daß Choiſeul die Auslieferung des Abenteurers verlangte, der dann ſchnell nach England floh. Während die Revolution, welche Peter III. ſtürzte und Katharina II. emporhob, war er in Petersburg und ſoll ſich an jenem Ereigniſſe betheiligt haben. In den 70er Jahren hielt er ſich als Ratgeber verſchiedener Fürſten in Deutſchland auf und ſtarb 1780 bei dem Landgrafen Karl von Heſſen in Eckernförde. Eigentlichen Schaden hat Saint-Germain, wenigſtens ſoweit bekannt, nicht geſtiftet. Er liebte es beſonders, glauben zu machen, daß er mehrere hundert Jahre alt ſei und vermöge eines Elixires niemals älter zu werden ſcheine als ungefähr 50 bis 60 Jahre. Doch ſtellte er keine beſtimmten Behauptungen über ſein Alter auf, ſondern erzählte blos, er habe in dieſen und jenen vergangenen Zeiten mit dieſem und jenem berühmten Manne geſprochen, z. B. mit Karl V. oder Franz I., und ſchilderte dann jene Zeit ſo, als wäre er ihr Genoſſe geweſen. Er lebte ſehr mäßig, und ſein Rat, den er hochſtehenden Perſonen ertheilte, betraf nicht gerade Goldmacherei im ältern Sinne, ſondern verſchiedene induſtrielle Rezepte und Projekte.

Der nächſte, aber weit gefährlichere Geiſtesverwandte Saint-Ger-

main's war der mit gleicher Anmaßung den Grafentitel führende Caglioſtro. Derſelbe hieß von Hauſe aus Giuſeppe Balſamo, war 1743 zu Palermo geboren, Sohn eines bankerotten Bandhändlers, und nahm den Namen Caglioſtro von dem Gatten ſeiner Pathin an. Er wurde in einem Kloſter erzogen, gewann dort Geſchmack an Chemie und Medizin, mußte aber wegen boshafter Streiche fliehen. Er übte ſich hierauf ſowol im Zeichnen, nicht zu künſtleriſchen, ſondern zu Zwecken der Fälſchung, als auch im Raufen und Fechten, gab ſich mit Schatzgraben und Kuppeln ab, ſchwindelte den Leuten Geld ab und machte falſche Teſtamente. Dann begab er ſich auf Reiſen, deren Ziele nicht hinlänglich bekannt ſind. Dabei hat er ſich eine ſpäter den Leuten vorgelogene romantiſche Lebensgeſchichte zuſammengeſtoppelt, nach welcher er in Mekka und Medina erzogen und in Aegypten in geheimen Wiſſenſchaften ausgebildet ſein wollte. Nach ſeiner Rückkehr wußte er ſich in Malta als Alchemiſt bei dem Großmeiſter einzuſchmeicheln und erhielt von ihm Empfehlungen nach Rom und Neapel. An einem dieſer Orte heiratete er 1770 ein armes aber ſchönes Dienſtmädchen, machte falſche Wechſel, durchzog Italien, lebte dabei von den Reizen ſeiner Frau und wurde öfter wegen Gaunereien verhaftet. Hierauf hielt er ſich als Quackſalber in Paris, in den Niederlanden und in Deutſchland auf, beſuchte Palermo, wo er wegen ſeiner alten Streiche verhaftet, aber von einem durch ſeine Frau gewonnenen Prinzen mit Gewalt befreit wurde, bereiſte in angemaßter preußiſcher Uniform Spanien und Portugal, wo er Schönheitwaſſer, ſowie Seide und Gold machte und Kabbala trieb, ließ ſich in London als Freimaurer aufnehmen und hielt von nun an in verſchiedenen Ländern ſeine berüchtigten „ägyptiſchen Logen“ ab, in denen er als „Groß-Koftha“ den beſtehenden zahlreichen Syſtemen ein neues noch ſchwindelhafteres an die Seite ſetzte, das er in den Pyramiden Aegyptens erlernt haben wollte. Unbegreiflicher Weiſe blendete er alle Welt, worin ihn freilich ſeine gewandte Menſchenkenntniß unterſtützte. Er wußte genau, wie er ſich zu benehmen hatte, und während er in Paris den Bonvivant ſpielte und alle Frivolitäten mitmachte, trat er in den ernſteren Kreiſen Deutſchlands als Sittenprediger auf. Materialiſten beſchäftigte er ebenſo eifrig mit der Verwandlung der Metalle, mit Geheimmitteln und techniſchen Projekten, wie Idealiſten mit der Geiſterwelt. Obſchon ſein geſellſchaftliches Benehmen ungeſchliffen war, was die Gutmütigen ſeinen orientaliſchen Reiſen zuſchrieben, verehrte, ja vergötterte man ihn, trug ſein Bild auf Fächern, Ringen und Medaillons, errichtete ihm Büſten, und viele Freimaurer anerkannten ihn als ihren Obern. Den Männerlogen geſellte er Frauenlogen (ſogenannte Adoptionslogen) bei, in welchen ſeine Frau den Vorſitz führte. Er gab nun ſogar vor, 150 Jahre alt und der Sohn eines Engels zu ſein und den Engeln gebieten zu können, ſowie den Stein der Weiſen zu

beſitzen, über deſſen Erlangung er die unverſchämteſten Märchen auftiſchte. Nach einem derſelben ſollte zu dem angegebenen Zwecke ein Gebäude errichtet werden, in welchem 13 „Altmeiſter" mittels Gebet und allerlei Experimenten die Unſterblichkeit erlangen könnten. Ein ſolches Gebäude ließ er in der That auf einer Anhöhe bei Baſel errichten. In ſeinen Logen benutzte er ein herbeigeholtes Kind, das er natürlich vorher unterrichtet hatte, zu Viſionen von Engeln und dergleichen. Das ſogenannte magiſch-philoſophiſche Syſtem, welches er lehrte, war eine Zuſammenſetzung unſinniger Phraſen, von denen man nicht begreift, wie ſie im Zeitalter der „Aufklärung" Eindruck machen konnten. Moſes, Elias und Chriſtus waren nach demſelben die drei Hauptvorſteher des Erdballs, von dem ſie ſich nach höheren Regionen hinaufgeſchwungen; ſie ſchufen nun ſelbſt neue Welten und theilten dieſe Fähigkeit auch ihren „treuen Schülern" mit. Ihre nächſten Untergeordneten waren die unbekannten Oberen der Freimaurer, zu denen Caglioſtro ſelbſt gehören wollte, und welche ſtufenweiſe die Fähigkeit haben ſollten, durch eine geheime Arznei Methuſalem's Alter zu erreichen, Gold zu machen, mit Geiſtern zu verkehren und endlich gleich den Hauptvorſtehern in den Himmel zu fahren. Auch ſollten die Wunder der heiligen Schrift immer noch bewirkt werden können. So pflanzte und beförderte der Gaukler überall die Neigung zur Myſtik und zum Aberglauben. Er trug zugleich Verehrung der Juden und der Jeſuiten zur Schau und ſeine geheimnißvolle Chiffre war I. H. S. (das Jeſuitenzeichen). Allein die Tage ſeines Ruhmes waren gezählt! — In Berlin verrechnete er ſich bereits, indem er vorgab, die Siege Friedrich's ſeien einer Geſellſchaft von Magiern in Aegypten, an deren Spitze Alexander der Große ſtehe, zu verdanken. Man lachte ihn aus. Auch in Petersburg ſtieß er auf viele Ungläubige, und in Paris wurde er in die berüchtigte „Halsbandgeſchichte" verwickelt. Den dabei in ſtarkem Maße betheiligten Kardinal Rohan lud er 1785 ein, bei ihm mit Heinrich IV., Voltaire und Rouſſeau zu ſpeiſen, und mußte einige Zeit in der Baſtille zubringen. Ungeachtet der nach ſeiner Entlaſſung von ſeinen Anhängern ihm gefeierten prachtvollen Feſte 1786 aus Frankreich verbannt, erließ er aus England ein Schreiben an die Franzoſen, in welchem er angeblich Zerſtörung der Baſtille und Aufhebung der Lettres de cachet prophezeite. In Deutſchland entlarvte ihn die Schriftſtellerin Eliſa von der Recke durch ihren Bericht über ſeinen Aufenthalt acht Jahre vorher in Mitau —, indem ſie ihn zugleich als Sendling der Jeſuiten anklagte, und nun fand er ſeines Bleibens nirgends mehr. Umſonſt verbreitete er einen neuen Roman über ſein Leben. — Alle Regierungen vertrieben ihn, und als er nun nach Rom kam, bemächtigte ſich 1789 die Inquiſition ſeiner und verurteilte ihn, nicht als Betrüger, ſondern als Ketzer und Freimaurer zum Tode, worauf jedoch Papſt Pius IV.

ihn zu lebenslänglichem Kerker begnadigte, in welchem er 1795 ſtarb. Seine Frau war in ein Kloſter geſteckt worden. Im Gegenſatze zu dem großen und ſtattlichen Saint-Germain war er klein und ſchielte.

Ebenſo großen Einfluß als Caglioſtro übte auf die geheimnißſüchtige Freimaurerei ſeiner Zeit der berüchtigte Johann Georg Schrepfer, geboren 1739 zu Nürnberg, erſt Soldat, dann Kaffeewirt zu Leipzig. Ohne daß man wußte, ob und wann er Freimaurer geworden, errichtete er 1772 in ſeiner Wirtſchaft auf eigene Fauſt eine ſogenannte ſchottiſche Loge, um die Zahl ſeiner Gäſte zu vergrößern, und behauptete, eine beſſere Maurerei zu lehren, als die eigentlichen Logen. Von einer ſolchen (Minerva zu Leipzig) zurechtgewieſen, benahm er ſich trotzig, erſchien in derſelben mit einer Piſtole, ſtreute Zettel auf den Straßen umher, auf welchen er die Mitglieder beleidigte und maureriſche Gebräuche verriet, wurde aber endlich auf Befehl des Herzogs Karl von Kurland, Protektors der ſächſiſchen Logen, verhaftet, und erhielt auf der Wache Stockprügel, die er beſcheinigen mußte. Da nun aber ängſtliche Brüder zu Braunſchweig, welche fürchteten, er würde die maureriſchen „Geheimniſſe“ veröffentlichen, ſeine Verſöhnung mit der Loge Minerva bewirkten und angeſehene Männer ſich bethören ließen, an ſeinen Gaukeleien Theil zu nehmen, hinter welchen er geheime Kenntniſſe zu verbergen vorgab, vergaß ſich ſelbſt der Herzog von Kurland und ſank zu einem Schüler des Schwindlers herab, den er hatte durchprügeln laſſen. Seitdem ſtolzirte und reiſte Schrepfer in franzöſiſcher Uniform mit Degen umher, und gab ſich unter dem Namen eines Oberſten und Barons von Steinsberg oder Steinbach für den Baſtard eines franzöſiſchen Prinzen aus. Zugleich gab er in ſeiner Loge, wo eigentliche maureriſche Arbeiten nie vorkamen, Vorſtellungen in Geiſterſeherei. Ein ſchriftſtellernder Zeitgenoſſe und Augenzeuge erzählt: „Ich ſelbſt bin bei Schrepfer's Operationen gegenwärtig geweſen und will Ihnen offenherzig erzählen, was ich geſehen habe: Ich habe geſehen, daß Menſchen, welche das Wunderbare liebten, ihre eigenen Sinne betäubten, nicht ſehen wollten, daß ſie auf die gröbſte Art betrogen wurden, ſondern ſich überzeugten, die erſchienene Figur ſei wirklich ein Geiſt, ſehe wirklich ihrer ſeligen Frau oder ihrem ſeligen Vater gleich; ich habe geſehen, daß ſchwache Köpfe und Schwärmer weiß für ſchwarz und ſchwarz für weiß anſahen, weil ſie das Vorurteil mit hinbrachten, es müſſe alſo ſein; ich habe geſehen, daß Andere durch gewiſſe Mittel übertäubt wurden, ſo daß ſie in ihrer erhitzten Phantaſie wirklich erblickten, was nicht da war; ich habe geſehen, daß Andere, welche die Sache nicht genau unterſuchten, hintergangen wurden und daß Manche aus Furcht vor der allgemeinen Stimme, welche für die Sache war, obgleich ſie das Ding beſſer wußten, dennoch nicht das Herz hatten, den Betrug zu entlarven, — Alle dieſe beförderten im Volke den Glauben an Schrepfers Wunderwerke, ſo wie

es einige Jahre nachher auch mit Gaßnern ging.“ (Welch trefflicher Kommentar zu den Wundergeſchichten aller Zeiten und Völker!) Der Nämliche fährt fort: „In dem Zimmer, in welchem die Beſchwörungen geſchahen, ſtand ein großes Billard, die Wege um dasſelbe her wurden noch dazu mit Stühlen, worauf Kruzifixe und dergleichen lagen, verſperrt. Die, welche den Geiſt ſehen ſollten, befanden ſich jenſeits, der Geiſt erſchien diesſeits des Billards. Und damit Schrepfer noch vollends gewiß ſein konnte, daß Niemand ſo ſchnell dem Geiſte auf den Leib ſpringen dürfe, mußten alle Zuſchauer auf beiden Knieen liegen. Er ließ nicht Jeden zu; man mußte ſich überzeugt und gläubig ſtellen, um gegenwärtig ſein zu dürfen. Die Beſchwörungen waren abenteuerlich, aber lang, ermüdend, betäubend, in den Zwiſchenfriſten wurde Punſch gereicht.“ — — — Dieſer Punſch war offenbar mit betäubenden Ingredienzien vermiſcht, welche dem Zwecke des Beſchwörers zu Hilfe kamen und die Zuſchauer glauben machten, ſie ſähen mehr als da war. Ein anderer enttäuſchter Schüler Schrepfer's, Johann Samuel Schlegel, berichtet: Schrepfer habe ſeine magiſchen Arbeiten in zwei Klaſſen getheilt, in die pneumatiſche, wo Geiſter erſchienen, und in die elementariſche, wo in finſteren Zimmern auf ſeine Beſchwörung jede verlangte Perſon in einem andern Lichte erſchien; in einem Walde habe er Sturmwetter entſtehen, große Knalle und andere Dinge hören laſſen. Ja er beſchwor ſogar Sterne und behauptete, ſolche verſetzen zu können, obſchon er ihre Namen und Stellung nicht einmal kannte. Den Zuſchauern bei den Geiſtererſcheinungen, vor deren Beginn er ſich ſchon am Morgen desſelben Tages einſchloß, bis am Abend die Stunde der Vorſtellung kam, — war der Gebrauch von Brillen und Gläſern verboten, und die Vorſtellungen fanden ſtets bei dem Scheine blos eines Lämpchens ſtatt. Die Geiſter erſchienen in dickem, faſt undurchſichtigem Rauche von oft betäubendem Geruch, meldeten ſich gewöhnlich mit großem Geräuſch, ſogar Gebrüll, und Schrepfers Haupthelfer war, wie Schlegel verſichert, ſein erſter Marqueur. Freunden vertraute er an, er habe den Auftrag, den Freimaurerbund mit dem aufgehobenen Jeſuitenorden zu verſchmelzen und ſtehe unter des Herzogs von Orleans Protektion; auch hätten ihm die Jeſuiten einen Theil ihrer geretteten Schätze in Verwahrung gegeben. Um ſeine Macht zu beweiſen, ließ er in dem Palaſte des Herzogs von Kurland zu Dresden, der beſonders dazu eingerichtet war, vor ſeinen Getreuen den Geiſt des verſtorbenen Marſchalls von Sachſen erſcheinen. Er ſelbſt ſchlug während ſeines dortigen Aufenthaltes ſeine Wohnung im Polniſchen Gaſthofe auf und empfing den Herzog nur noch mit leichtem Kopfnicken. Als aber ſeine Oberen ihn zu plump und marktſchreieriſch fanden, ließen ſie ihn fallen. Seitdem war er genötigt, Schulden zu machen, um ſein verſchwenderiſches Leben fortſetzen zu können, und als er endlich am Rande des Ruins und ſeiner Entlarvung

durch Scharfsichtigere stand, ging er am Morgen nach einer in gewohnter Weise gehaltenen Geisterloge, am 8. Oktober 1774, mit vier seiner Anhänger in das Rosenthal bei Leipzig, um ihnen, wie er sagte, eine wunderbare Erscheinung zu zeigen, entfernte sich dort in ein Gebüsch und erschoß sich. Vorher hatte er einem Freunde als Unterpfand für ein Darleihen von tausend Louisd'or eine angeblich mit Ordengeheimnissen gefüllte Kiste übergeben. Als man sie nach seinem Tode öffnete, waren alte Wäsche und Steine darin. Nach einer andern Erzählung hatte er ein Packet mit den angeblichen Jesuitenschätzen bei einem Bankhause niedergelegt, in welchem man aber bei der Untersuchung blos leeres Papier fand.

Eine dritte Gruppe von Persönlichkeiten neben den entschiedenen Schwärmern und den entschiedenen Schwindlern bilden Leute, von denen nicht leicht zu beurteilen ist, ob sie mehr das eine oder das andere waren. Ihre Wirksamkeit bezieht sich zwar nicht unmittelbar auf den Glauben an das Jenseits, hängt aber mit demselben, namentlich mit Gestaltungen, die er in neuester Zeit annahm, so eng zusammen, daß sie der Vollständigkeit wegen hier kurz erwähnt werden muß. Es bilden diese Gruppe: der Teufelsbeschwörer Gaßner und Mesmer, der Erfinder des „thierischen Magnetismus".

Josef Gaßner, geboren 1727 zu Bludenz in Vorarlberg, trat in den katholischen Priesterstand und wurde Pfarrer zu Klösterle in derselben Landschaft. Die Praxis der Teufelsbeschwörung an für besessen gehaltenen, d. h. hysterischen oder verrückten Personen, welche nicht selten mit dem Abgang eines Bandwurms endete, war noch im aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert durchaus nichts Seltenes; sie wurde vielmehr von Bischöfen beschützt und von den Mönchsorden, besonders aber von den Jesuiten häufig in Scene gesetzt, wobei es die ärgerlichsten Auftritte gab. — Gaßner soll auf diese Industrie durch heftige Kopfschmerzen verfallen sein, welche er, da ihm die Aerzte nicht helfen konnten, dem Teufel zuschrieb und durch Anrufung des Namens Jesu zu heilen glaubte. Von da an verlegte er sich mit Eifer auf den Exorzismus und erzielte, wie man meinte, auch bei anderen Personen Heilungen. In Wahrheit trat er im Interesse der klerikalen Partei auf und wurde thatsächlich von den Mitgliedern des aufgehobenen Jesuitenordens zu ihren Zwecken benutzt. Sein Ruf gewann eine solche Verbreitung, namentlich seitdem er (1774) zu Kempten seinen „Unterricht wider den Teufel zu streiten" im Drucke herausgegeben, daß er in dem genannten Jahre nach Meersburg, dem damaligen Sitze des Fürstbischofs von Konstanz, berufen wurde. Vom Jubel des Volkes empfangen, behandelte er sofort eine taube Frau, einen blinden Pfarrer, einen lahmen Kaplan und eine „Besessene", aber ohne Erfolg. Als man vielmehr bei einem angeblich mit Paroxismus behafteten Mädchen

offenbaren Betrug entdeckte, jagte der Prälat den Wunderthäter mit Schimpf und Schande fort und bewirkte, daß ihn sein Bischof, der von Chur, nach Hause rief. Es ging aber nicht lange, so ließ der Bischof von Regensburg den Teufelsbeschwörer nach Ellwangen kommen. Es entstand ein großer Zulauf dahin. Gaßner rief bei den Kranken, unter denen sich welche aus den höchsten Ständen befanden, Krämpfe hervor und stillte sie durch den bloßen Ausspruch: „Cesset!“ Er kommandirte auch im Namen Jesu, daß die Kranken den Verstand sofort verlieren und dann wieder erhalten sollten, und lachte dabei auf die unwürdigste Art, — ja er rief in ihnen Zorn und wildes Toben hervor und behandelte sie zugleich auf die roheste Weise. Ein aufmerksamer Augenzeuge, dem wir die Erzählung dieser Fälle verdanken, nahm dabei nichts wahr, als daß der Teufelsbeschwörer die Kunst besaß, die Phantasie des Kranken so zu lenken, daß derselbe that, was Jener wollte. Diese Schaustellungen nannte man in Ellwangen die Gaßner'sche Komödie, und es befanden sich stets viele Zuschauer in derselben, der Adel in vorderster Reihe. Gaßner verhörte die Kranken und befragte sie, wie sie zum Teufel gekommen, worüber sie genaue Auskunft gaben; aber seine Befehle an die bösen Geister wurden gar oft nicht befolgt und setzten ihn dem Gelächter der Ungläubigen aus.

Der Lärm dieser traurigen Komödien, welche Mesmer für Wirkungen seines thierischen Magnetismus erklärte, erfüllte das aufgeklärte Deutschland. Es erschien eine Masse von Flugschriften für und wider den Wunderthäter. Und so konnte es nicht fehlen, daß auch Lavater, der Patriarch der Aufklärungsfeinde jener Zeit, auf den neuen Propheten aufmerksam wurde. Derselbe hatte schon vorher durch den Glauben Anstoß erregt, den er einer „Prophetin“ seiner Heimat schenkte, welche im Rufe stand, durch Gebete Wunder zu wirken, die er dann aber selbst für eine Schwärmerin erklären mußte. Als nun Gaßner auftrat, war Lavater wieder weit entfernt, dessen Treiben für Betrug zu halten. Er trat mit ihm, und andern Personen über ihn, in Korrespondenz, wobei es unbegreiflich ist, daß trotz der genannten, von Augenzeugen beobachteten plumpen Betrügereien, Aerzte unserm Lavater versichern konnten, ihre Patienten seien von Gaßner vollkommen geheilt worden. Nachdem Lavater auch dem Theologen Semler, dem geharnischten Gegner des Teufelsglaubens, die Frage vorgelegt, was von Gaßner zu halten, und die Antwort erlangt, es seien entweder psychologische Vorgänge oder Betrug, was er bewirke, reiste er 1778 selbst nach Augsburg, wo sich der Exorzist damals befand, und wurde, obschon er keine seiner Kuren mit ansah, von der Kraft desselben völlig überzeugt. Freilich glaubte er nicht an Gaßner's Lehre, daß alle Uebel vom Teufel herrühren; aber es war ihm dasselbe, den Teufel und die Göttlichkeit „der Schrift“ zu leugnen. Gaßners Ruf nahm indessen schon damals ab,

namentlich da er ſich ſogar erdreiſtete, Todte auferwecken zu wollen, die aber todt blieben, und mit angeblich beſeſſenen Mädchen unzüchtige Handlungen vornahm. Er ſtarb 1779, bereits verſchollen und vergeſſen! Die Erzbiſchöfe von Prag und Salzburg hatten ſchon 1776 durch beſondere Hirtenbriefe alles Exorziren in ihren Diöceſen verboten.

Franz Anton Mesmer wurde 1734 zu Iznang im Amte Radolfzell am Bodenſee geboren und bildete, ſeine Jugend in der freien Natur zubringend, wie ſein Biograph und Schüler Juſtinus Kerner meint, in ſich jene Kraft aus, die ihn angeblich befähigte, in dem in ſeiner Nähe der Ader entnommenen Blute Veränderungen oder mit ſeiner Hand in den Körpern der Menſchen beſondere Empfindungen hervorzurufen. Nach vollendeten Studien wurde er 1766 zu Wien Doktor der Medizin. Seit dem Jahre 1772 ſuchte er den Magnetismus und die Elektrizität zu Heilungen zu benützen, glaubte aber ſchon ein Jahr darauf, daß er „ohne Berührung des Magnets mit ſeiner bloßen Hand viel kräftiger auf den Organismus einwirke“, indem er eine Kraft annahm, welche „das All durchdringe und alle Körper verbinde“ und welche ſich ſowol im Magneten als im Menſchen befinde! Dieſe angebliche Entdeckung, welche er nur von anderen Charlatanen, wie Helmont und Becher geborgt hatte, nannte er den thieriſchen Magnetismus und machte darauf Anſpruch, denſelben zu einer Wiſſenſchaft zu erheben. Er begann durch Heilungen von Krankheiten mittels Streichens der Hand über den kranken Körper Aufſehen zu erregen, und hatte beſonders in Ungarn großen Zuſpruch, indem die Wunderſucht ſeiner Zeitgenoſſen dieſem Schwindel bereitwillig entgegenkam. Man glaubte in ſeiner Gegenwart krankhafte Gefühle zu haben und wenn er muſizirte, ſchläfrig zu werden; Kranke gerieten in Krämpfe und warfen Schleim aus, wenn er mit dem Finger auf ſie wies, ja ſogar wenn eine Mauer zwiſchen Beiden war und ſie einander nicht ſehen konnten. Er heilte, wie man annahm, durch Berührung der Ohren die Taubheit. Durch Berührung mit der Hand rief er Uebelkeiten, durch Hinweiſung mit derſelben das Aufhören ſolcher herbei. Ja er wirkte ſogar durch Hinweiſung auf das Spiegelbild eines Menſchen auf deſſen wirklichen Körper ein. Später gebrauchte er indeſſen ſtatt der bloßen Hand auch ein ſogenanntes magnetiſches Becken, d. h. ein Gefäß mit ſogenannten magnetiſirten Körpern, wie Waſſer, Glas, Sand, Steinen u. ſ. w., in welches der Kranke einen Stab hielt. Die Kranken wurden auch durch Bildung einer Kette mit den Händen magnetiſirt. Man beobachtete an denſelben ſchon in der erſten Zeit des Auftretens Mesmers, daß ſie irre redeten, worin Kerner bereits die Vorboten des ſpäter entdeckten Schlafwachens und Hellſehens erblickte. Die Art, wie Mesmer nach ſeiner eigenen Erzählung zu ſeinen Ideen kam, kennzeichnet ihn hinlänglich als Phantaſten und Schwärmer: „Ein

verzehrendes Feuer, sagt er, erfüllte meine Seele. Ich suchte die Wahrheit nicht mehr voll zärtlicher Neigung, ich suchte sie voll der äußersten Unruhe. Felder, Wälder und die entlegensten Einöden hatten allein noch Reize für mich. Da fühlt' ich mich näher bei der Natur. In der heftigsten Bewegung glaubte ich zuweilen, daß mein von ihren vergeblichen Lockungen ermüdetes Herz sie wild von sich stieße. O Natur, rief ich bei dergleichen Anfällen aus, was willst du von mir? Bald hingegen glaubte ich sie zärtlich zu umarmen oder voll der höchsten Ungeduld zu beschwören, sie möchte doch meine Wünsche erfüllen. Zum Glück hatte meine Heftigkeit in der Stille der Wälder niemand als die Bäume zum Zeugen. Denn wahrlich, ich muß einem Wahnsinnigen sehr ähnlich gesehen haben." Diese Wendung ist bezeichnend.

Mesmer theilte seine Grundsätze, die er in 27 Thesen formulirte, 1775 allen Akademien der Wissenschaften mit, wurde aber von einer derselben kurz abgewiesen, von allen anderen dagegen nicht einmal einer Antwort gewürdigt.

Um von den Grundansichten Mesmers einen Begriff zu geben, führen wir die vier ersten seiner Thesen an:

I. Es findet ein wechselweiser Einfluß unter den Himmelskörpern, der Erde und allen belebten Wesen statt.

II. Eine Flüssigkeit, die allgemein verbreitet und so ausgedehnt ist, daß sie keinen leeren Raum gestattet, deren Feinheit mit Nichts verglichen werden kann, und welche ihrer Natur nach fähig ist, alle Eindrücke der Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzutheilen, ist das Hilfsmittel bei diesem Einfluß.

III. Diese wechselseitige Wirkung ist mechanischen Gesetzen unterworfen, die bis jetzt ganz unbekannt waren.

IV. Aus dieser Thätigkeit entspringen abwechselnde Wirkungen, die man wie Ebbe und Flut betrachten kann u. s. w.

Diese Lehre fand zwar vielen Anhang und wurde u. A. von den Jesuiten begünstigt; aber sie stieß auch auf heftigen Widerspruch, und Manche, auf welche der neue Prophet als auf Freunde und Anhänger gerechnet hatte, überschütteten ihn nun mit Angriffen und Hohn. Dazu trug namentlich eine Kur bei, die er um jene Zeit vollführte. Ein blindes Mädchen mit dem Familiennamen Paradies in Wien, das als talentvolle Klavierspielerin von der Kaiserin Maria Theresia beschützt wurde, aber von mehreren Aerzten erfolglos behandelt worden, soll unter der „magnetischen" Behandlung Mesmers nach und nach sehend geworden sein. Diese Veränderung machte sie aber nicht glücklich, sondern die wechselnden Eindrücke, die sich ihr nun darboten, und die zudringlichen Besuche, die man ihr machte, erzeugten in ihr Schwermut, ja beinahe Verzweiflung; das Klavierspielen wurde ihr in Folge der Zerstreuung ihrer Sinne schwerer. — Nun behaupteten die Gegner

Mesmers, es beruhe alles auf Betrug, die Paradies sei immer noch blind, und ihr Vater wurde selbst gegen Mesmer eingenommen und wollte die Patientin ihm entreißen, wobei sich ein wilder Auftritt entwickelte, in Folge dessen die Patientin wieder blind geworden sein soll. Mesmer will sie, die wegen Krankheit sein Haus nicht verlassen konnte, nochmals zum Sehen gebracht haben; aber der Geiz ihrer Eltern, welche ihrer Blindheit wegen eine Pension von der Kaiserin bezogen und dieselbe zu verlieren fürchteten, entfernte sie von dem Magnetiseur, worauf sie wieder (oder noch?) blind war. Dieser Vorfall bewirkte, daß Mesmer, trotz mancher anderer glücklicher Kuren und trotz seiner Ernennung zum Mitgliede der Akademie, den in Wien ihm drohenden Verfolgungen durch eine Reise entging, die er nach Paris unternahm. Die dortige Akademie, sowie die Presse wollten jedoch nichts von seiner neuen Lehre wissen. Dagegen ehrten ihn gutmütige Schwärmer wie Lafayette u. A. und begünstigten die Errichtung magnetischer Heilanstalten, welche zu pompösen Schaustellungen wurden, die nicht ohne den Verdacht einer Beförderung unsittlicher Handlungen blieben. Eine von der Regierung angestellte Untersuchung (1784) mit höchst ungünstigem Ergebniß vertrieb ihn aus Frankreich. Nach der Revolution hielt er sich abwechselnd in Frankreich, der Schweiz und Deutschland auf, bis er 1815 zu Meersburg am Bodensee starb. Er hatte durch sein Auftreten Reichtum erworben und war in seiner letzten Zeit sogar als Ratgeber in politischen Fragen und zwar in klerikalem Geiste benutzt worden. Seitdem er in Frankreich gewesen, schrieb er meistens französisch. In seinen Schriften hinterließ er mehrere vernünftige medizinische Lehren; dagegen grenzen die Erzählungen Kerner's von Mesmer's magnetischer Einwirkung auf Thiere, namentlich auf Vögel, die ihm stets nachflogen, an das Phantastische, wenn nicht geradezu an das Lächerliche.

Erst während des Aufenthaltes Mesmer's in Frankreich und durch einen Franzosen entstand jene Weiterentwicklung seines Systems, welche man im Gegensatze zum einfachen Magnetismus den Somnambulismus nennt. Puysegur, so hieß der Erfinder dieser neuen Gattung von Schwindel, den er namentlich in Straßburg ausbildete, wollte dem Magnetismus nur dann Heilkraft zuschreiben, wenn sich durch denselben Schlafwachen und „inneres Schauen" kundgab. Mesmer selbst war durch diese Neuerung, welche sich rasch auch nach Deutschland verbreitete, gar nicht erbaut und erklärte sie für einen verderblichen Mißbrauch. Doch war er weit entfernt, den Somnambulismus zu leugnen, den er vielmehr an der Hand einer selbstgemachten unwissenschaftlichen Physiologie in einer verworrenen Weise zu erklären suchte, welche klar zu finden nur einem Justinus Kerner möglich war.

Während sonach Mesmer den „thierischen Magnetismus", Puysegur aber erst den Somnambulismus als Heilmittel proklamirte, war es La-

vater vorbehalten, beiden Erſcheinungen die myſtiſch-religiöſe Färbung ſeiner Richtung zu ertheilen. Er verehrte „dieſe neu ſich zeigende Kraft“ als einen „Strahl der Gottheit“, als einen „königlichen Stern der menſchlichen Natur“, als ein „Analogon der unendlich vollkommenen prophetiſchen Gabe der Bibelmänner“, als eine „von der Natur ſelbſt dargebotene Beſtätigung der bibliſchen Divinationsgeſchichten“ und als Mittel, „die Exaltation zu bewirken“. Er ſtellte unter dem Beiſtande ſeines Bruders, welcher Arzt war, ſelbſt Verſuche magnetiſcher Heilung mit ſeiner Frau an, und die Letztere ſoll im angeblich magnetiſchen Schlafe Dinge gewußt und ausgeſagt haben, die ihr im Wachen unbekannt waren. Aehnliche Erfolge ſoll er auch bei anderen Kranken erzielt haben. Auch glaubte er angeblichen Augenzeugen, daß magnetiſirte Somnambulen Schriften durch einen dicken Pappdeckel geleſen hätten. Es iſt jedoch bezeichnend, daß Lavater von Mesmer ſagte, ſein Auftreten ſei zu „theatraliſch“, „eigennützig“ und „zerſtreut“ geweſen, und er habe mehr verſprochen als geleiſtet, während hinwieder Mesmer's Bewunderer Kerner Lavatern beſchuldigte, den Magnetismus dem wolfeilen Spotte des Unglaubens und der Unwiſſenheit ausgeſetzt zu haben.

Die Blütezeit des thieriſchen Magnetismus und Somnambulismus fiel, in Verbindung mit der Schelling'ſchen Philoſophie, erſt in die Reſtaurationsperiode unſeres Jahrhunderts; allein trotz aller Bemühungen ſogar eines Hufeland u. A. in Berlin und der Schwärmer Ennemoſer, Eſchenmayer, Paſſavant u. A. vermochte er nicht durchzudringen und geriet endlich in allgemeinen Mißkredit, da ihm nicht einmal der Schatten einer wiſſenſchaftlichen Begründung gelungen war.

21. Aufgewärmte Myſtik.

Schon an den vorhin angeführten Beiſpielen ſahen wir, daß ſich die das Jenſeits beherrſchen zu können wähnende Schwärmerei und Schwindelei ſogar in das neunzehnte Jahrhundert herein erſtreckte. Wird auch das achtzehnte Jahrhundert das der Aufklärung genannt, ſo war doch neben dem Streben nach dem Wahren um ſo eher in demſelben eine Verirrung auf die Seite des Trügeriſchen begreiflich, weil jenes Streben noch weniger auf genauer wiſſenſchaftlicher Forſchung beruhte als auf einem unklaren Triebe nach Befreiung von alten Feſſeln. Im neunzehnten Jahrhundert, welches ſich allſeitiger wiſſenſchaftlicher Vertiefung rühmen kann, iſt es weit auffallender, daß neben den Er-

gebniſſen der letztern Erſcheinungen zu Tage treten konnten, welche ihr in ſo äußerſtem Maße widerſprechen, als dies nur immer denkbar iſt. Es iſt jedoch nicht zu vergeſſen, daß die wiſſenſchaftliche Forſchung auch in unſerm Zeitalter und noch lange keine allgemein verbreitete iſt und ſein wird. Noch übt der Aberglaube eine große Macht aus und wird in manigfachen Formen ſogar von Kirchen gepflegt, zu ſchweigen von den vielfachen Privatorganen, die ſich ihm aus Beſchränktheit, Neugier oder Eigennutz widmen. Wir unterſcheiden hier den Aberglauben des neunzehnten Jahrhunderts, ſoweit er ſich auf das Jenſeits bezieht, in drei Gruppen, 1. die katholiſche, 2. die proteſtantiſche, 3. die konfeſſionsloſe und internationale.

Auf dem katholiſchen Gebiete dreht ſich in der angegebenen Beziehung das meiſte um die Erſcheinung der „Mutter Gottes“. Das erſte Beiſpiel dieſer Art iſt das von La Salette in Frankreich. Das „Siècle“ erzählt dieſes „Wunder“ in folgender Weiſe:

„Es waren einmal in den Bergen der Dauphiné zwei Hirtenkinder (ein Knabe und ein Mädchen), die hüteten ihre Schafe. Der Knabe hieß Maximin, das Mädchen Melanie.

Als ſie eines Tages ihre Lämmer auf einſamer Haide weideten, wurde plötzlich ein überirdiſches Licht über ſie ausgegoſſen, und ihre Augen erblickten in göttlicher Schönheit, aber gekleidet wie die Frauen des Thals, eine Frau. Es war die heilige Jungfrau Maria. Maximin und Melanie, überwältigt und geblendet von der Glorie der Erſcheinung, warfen ſich auf die Kniee.

Umſonſt war die Jungfrau nicht zur Erde niedergeſtiegen, ſie hatte den kleinen Schafhirten eine Mittheilung zu machen. Mit ſanfter Stimme erklärte ſie, man möge in dieſer Wildniß eine Kirche erbauen, denn eine ſchreckliche Sintflut bedrohe die Erde, man müſſe beten um ſie abzuwenden. Die Kinder waren von der Jungfrau auserſehen, der Welt dieſe Botſchaft zu verkünden, aber ſie vertraute ihnen auch ein großes Geheimniß an und ließ ſie geloben, dies zu bergen in ihres Herzens tiefſtem Schrein. Darauf verſchwand die Erſcheinung.

Maximin und Melanie ſtiegen eiligſt in ihr Heimatdorf hinab und erzählten ihre Viſion. Man hörte den Bericht und weil er recht blödſinnig war, fand er ſofort Glauben. Die Nachricht von der himmliſchen Erſcheinung ging wie ein Lauffeuer über die ganze Dauphiné und ganz Frankreich, denn die klerikale Preſſe beeilte ſich, die Himmelsbotſchaft aller Welt zu verkünden. Damals lebte ein Papſt in Rom, der abergläubiſch und unwiſſend war, und man fing ſofort an, die Verheerungen der Epidemie durch Wallfahrten zu konſtatiren. Die Pilger ſtrömten in unabſehbaren Maſſen nach dem Gnadenort La Salette, wo man ſchleunigſt eine Kapelle errichtete. Man ſchlug Medaillen, die Malerei miſchte ſich in die Geſchichte und ſtellte die Erſcheinung dar,

Maximin und Melanie wurden unſterblich, ihr Leben gehörte der Geſchichte an. Die glühendſten Bewunderer der Kinder wurden die Wirte und Herbergsväter der Gegend, welche den Pilgern das Geld abnahmen. Jahraus, jahrein kamen die Prozeſſionen nach La Salette, die Pfarrer führten ihre Gemeinden hin, die Eltern ihre kranken Kinder, von Nah und Fern kamen die Züge; Wunder geſchahen auf Wunder in der Kapelle, und vor derſelben betrieb man einen ſchwunghaften Handel mit Weihwaſſer, Reliquien, Roſenkränzen, vor Allem aber füllte man das Waſſer von La Salette in Flaſchen und Krüge, denn die Unglücklichen, denen es verſagt blieb, nach dem Gnadenort zu wallen, wogen das Wunderwaſſer mit Gold auf. Welcher Stolz für die Diözeſe von Grenoble! Welcher Jubel in den klerikalen Blättern!

Was aber wurde im Laufe der Jahre aus Maximin und Melanie, dieſen enfants chéris der heiligen Jungfrau? Maximin war in ein Seminar getreten; man wollte ihn zum Prieſter machen. Die Wege des Herrn ſind oft wunderbar! Der Hirtenknabe der Dauphiné fühlte ſich zum geiſtlichen Stande nicht berufen und ging in Rom unter die päpſtlichen Zuaven. Hier war er lange Zeit der Gegenſtand der Bewunderung; ein Mann, der mit der Jungfrau Maria geſprochen, mußte Aufſehen erregen. Aber ſeltſam, der Mann der Offenbarung hatte einen unbezwinglichen Hang zu geiſtigen Getränken. Er warf ſich dem Bacchus in die Hände und war faſt Tag für Tag betrunken. Wenn dann der Geiſt des Weines über ihn kam, hofften ihn die Gläubigen das von der Jungfrau vertraute Geheimniß zu entreißen, allein ſtets fing er dann zu lallen an, und man wußte, daß Gott ſelbſt ihn am Sprechen hindere.

Und Melanie? Auch ſie hatte die heimatlichen Berge und Schafe der Dauphiné verlaſſen und man ſchickte ſie ins Kloſter, wo ſie zur Erzieherin ausgebildet und nach Caſtellamare, am Ufer des Meeres, dicht bei dem heidniſchen Pompeji geſchickt wurde. Da das Städtchen im Sommer von Badegäſten beſucht wird und es ruchbar geworden, daß Melanie ſich intimer Beziehungen zur Jungfrau Maria rühmen dürfe, ſo erhielt ſie viel vornehmen Beſuch und ſtatt ihre Schulkinder zu unterrichten, verlegte ſie ſich aufs Prophezeien, unternahm Wunderkuren und kam ſo bald in den Geruch größter Heiligkeit.

Der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht. Eines Tages als Melanie eben das Dunkel der Zukunft lichtete, kam eine Botſchaft aus Rom. Der Papſt hieß ſie nach dem Vatikan kommen. Schweſter Melanie beſtieg einen ganz profanen Schnellzug, langte in Rom an und klopfte an der Pforte des Vatikans an. Der Statthalter Chriſti hatte eine ſehr ernſte Unterredung mit dem Hirtenmädchen aus der Dauphiné, und ſiehe da, die Schwindlerin geſtand dem Papſte ein, daß ſie ſeit zwanzig Jahren einen großen Theil der katholiſchen Chriſtenheit

in ganz ſchändlicher Weiſe genarrt habe. Die ganze Geſchichte von der Erſcheinung der Madonna war von A bis Z erfunden und die Pilgerſchaaren, die Prieſter und frommen Journale fielen einem Betrug zum Opfer.

Das ganze Geſtändniß der Schweſter Melanie iſt ſeinem Wortlaute nach nicht bekannt geworden, aber es muß ein ſehr klares und umfaſſendes geweſen ſein, denn Papſt Leo XIII. erklärte durch ein Dekret vom 25. Januar 1879, welches an den Biſchof von Grenoble gerichtet war, daß der Kultus von La Salette aufzuheben ſei, daß alle Heiligenbilder und Bildwerke, welche auf die Wundererſcheinung Bezug hätten, aus der Kapelle zu entfernen und zu zerſtören ſeien; daß ferner die gläubigen Beſitzer der Medaillen und Bilder angehalten werden ſollten, dieſelben in's Feuer werfen.

Melanie, das fromme Wundermädchen, kann mit ſeiner Arbeit zufrieden ſein, denn es hat Jahrzehnte lang der ultramontanen Preſſe, dem Klerus, den Pilgern und dem Papſt Pius eine Naſe gedreht. Seine Rolle iſt geſpielt, aber es darf die Betrogenen verlachen.

Dagegen ſchreibt John Lemoinne im „Journal des Debats“: „Wir haben bisher von dem letzten Abenteuer, welches ſich in Notre-dame de la Salette begeben hat, nicht geſprochen, weil es uns nicht ganz klar ſchien und weil auch die Erläuterungen der Organe des wolhabenden Frömmlertums uns nicht genügen konnten. Ein Blatt von Toulouſe hatte zuerſt die ſeltſame Meldung gebracht, der Papſt Leo XIII. hätte es für angemeſſen erachtet, der wunderthätigen Jungfrau von la Salette ihren Kranz abzureißen und ihr Bild in die Rumpelkammer zu verbannen. Es fiel uns ſchwer, an eine ſummariſche Exekution zu glauben, die ſo wenig in den Gewohnheiten der römiſchen Curie liegt, und unſere Zweifel wurden auch bald durch eine Depeſche beſtätigt, welche der Biſchof von Grenoble, der Präfekt des Wunders, an die wahrhaft kirchlichen Blätter richtet und die wie folgt lautet:

„Ein Dekret Leo's XIII. vom 19. Januar gewährt der Anbetung Unſerer lieben Frau von La Salette die päpſtliche Aufmunterung. Der Heilige Vater bewilligte der Kirche des Heiligtums den Titel einer Baſilika Minor und geſtattete die feierliche Krönung des von der Kongregation der Riten genehmigten Standbildes. Der „Meſſager de Toulouſe“ hat ſich geirrt und Melanie könnte ihn für das, was er zu ſchreiben erlaubt hat, zur Rechenſchaft ziehen.“

Melanie iſt die Schäferin, welche im Verein mit dem Schäfer Maximin die Erſcheinung geſehen hat; Beide waren auf dem Bilde der ſonderbaren heiligen Jungfrau, welche der Papſt ſoeben wenigſtens in effigie abgeſetzt hat, kniend dargeſtellt. Der Biſchof von Grenoble hat ferner an die Gläubigen ſeiner Diöceſe einen Hirtenbrief erlaſſen,

in welchem er das Wunder ſeiner geiſtlichen Präfectur vertheidigt, eines jener einträglichen Wunder, die in unſerer Zeit eine der Hauptquellen des Glaubens geworden ſind. Der Biſchof ſagt darin:

„Dieſe beiden Hirten mögen ihre Fehler und ihr Unrecht gehabt haben und wir nehmen keineswegs in Schutz, was der Eine oder die Andere außerhalb der Geſchichte der Erſcheinung geſagt oder gethan hat; in dieſer Geſchichte aber waren ſie aufrichtig und Melanie iſt von dem „Meſſager de Toulouſe“ verleumdet worden. Die arme Schäferin gehört zu unſerer Diöceſe, es iſt alſo unſere Sache, ſie zu vertheidigen. Wir thun es gern ohne ihr vorzugreifen, wenn ſie ſich ſelbſt Gerechtigkeit verſchaffen will.“

Da wir durchaus keine Luſt empfinden, uns einen Handel mit Melanie zuzuziehen, wollen wir uns weder mit dieſer intereſſanten Kuhmagd noch mit Maximin beſchäftigen. Daß dieſe beiden Hirten eine heilige Jungfrau in der Geſtalt einer Frau der Gegend, in Schuhen, die mit Roſen beſetzt waren, und mit einem aus Werkzeugen des Leidens Chriſti gebildeten Halsbande geſehen haben, glauben wir und trinken darauf Wunderwaſſer. Wir ſind nicht dabei geweſen und wollen Melanie nicht wehthun. Man beachte auch wohl die Form des Tadels, welchen der Papſt über Notredame de Salette verhängt habe. Nicht das Mirakel hat er verurteilt, ſondern das Bild, die Statue. (John Lemoinne vergißt uns zu ſagen, wo und wieſo der Papſt dieſes Standbild verurteilt hat.) Die Heiden, welche in unſerer Zeit den Glauben entſtellen, entehren und zu einer Faſchingsmaskerade mißbrauchen, haben die Jungfrau vom Himmel, in welchem die Chriſten ſie auch ohne Erſcheinung ſahen, herabſteigen laſſen, auf die Wanderung geſchickt und mit allen möglichen Verkleidungen ausgeſtattet. Ein geiſtreicher Mann konnte, ohne Anſtoß zu erregen, ſagen, man hätte aus der Jungfrau eine „Madame Benoïton“ gemacht, die immer ausgegangen iſt; da aber die Speculanten in Mineralwäſſern ſie immer in einer neuen Tracht ausſendeten, hielt es die Kirche ſelbſt doch am Ende für notwendig, einige Ordnung in dieſe Garderobe zu bringen, und darum ermächtigt der Papſt nur die Krönung der von der Congregation der Riten beſtätigten Statue. Die heilige Jungfrau darf nur noch in dem vorſchriftsmäßigen Coſtume der als Muſter gewählten Notredame von Iſſoudun ausgehen. Man darf alſo die Bedeutung des päpſtlichen Decrets nicht übertreiben. Das Wunder wird nicht verleugnet, Melanie wird nicht beſchuldigt. Die Verleugnung wäre auch ſchwer geweſen: ſeit 30 Jahren beſteht das Wunder und macht Caſſa. Jetzt zu erklären, daß das nur eine Poſſe war, wäre eine Unart gegen den vorigen Papſt, der die Sache erlaubte und vielleicht ſelbſt daran glaubte. Es handelt ſich hier nur darum, der heiligen Jungfrau eine Uniform zu geben und ſie vor der ausſchweifenden Einbildungskraft der Kleidermacher zu retten. Der

christliche Glaube hat mit dieser Frage nichts zu schaffen, sie gehört durchaus dem Heidentum an."

Eine spätere Geschichte dieser Art ist die von Lourdes auf der französischen Seite der Pyrenäen. Dort glaubte 1858 die 14jährige Bernadette Soubirous, Tochter eines armen Müllers, in einer Grotte die heilige Jungfrau zu sehen; Niemand außer ihr sah sie; später entdeckte sie in jener Grotte auch eine Quelle. Bernadette wollte dann von der Erscheinung, die sie wiederholt in ekstatischem Zustande zu haben behauptete, die inkorrekten Worte vernommen haben: „je suis l'immaculée conception", und seitdem wurde Lourdes mit Erlaubniß Napoleons III. ein Wallfahrtort und das Quellwasser ein Heilmittel gegen alle Krankheiten. Im Jahre 1876 wurde eine aus Sammlungen bei den Gläubigen über der Grotte errichtete prachtvolle gothische Kirche eingeweiht; Bernadette dagegen war inzwischen in ein Kloster gesteckt, — wahrscheinlich damit sie ihre Aussagen nicht zurücknehme, beziehungsweise als Erzeugnisse krankhafter Phantasie (oder als Betrug?) enthülle. Das beste Geschäft aber machten die Bürger von Lourdes, welches sich zu einer prächtigen Stadt mit großartigen Gasthöfen, Straßen und Anlagen entwickelte.

Im Jahre 1873 machten in Elsaß-Lothringen Marien-Erscheinungen (mit deutlicher französischer Tendenz) viel von sich reden; weit mehr Lärm aber erregte folgender Fall: Bezeichnender Weise soll am selben Tage, als die Kirche von Lourdes eingeweiht wurde, am 3. Juli 1876, zu Marpingen im Kreise St. Wendel der Rheinprovinz drei armen, etwa achtjährigen Mädchen in einem Walde die Gottesmutter erschienen sein, und zwar mit dem „Kind" (!!) auf dem Arme. Schon am Tage darauf nannte sich ihnen die Erscheinung, und zwar in der sprachrichtigern Fassung: „ich bin die unbefleckt Empfangene". Bald fanden an der Stelle der Erscheinung Wunderheilungen statt, und zwar durch angebliche Berührung der Erschienenen, was aber später eine nahe Quelle besorgte. In der Folge zeigte sich Maria den Kindern auch in Kirche, Schule und Häusern des Ortes und dasselbe thaten auch die Dreieinigkeit, Engel und zu guter Letzt der Teufel; ja es gingen vor ihren Augen heilige Scenen, wie die Verkündigung Maria's, die Taufe Jesu u. s. w. vor sich. Umsonst war es, daß die preußische Regierung den Wunderort durch Polizei und Soldaten absperren ließ.

Der Wunderschwindel wurde nun epidemisch und ging geradezu ins Grauenhafte und Thierisch-Stupide über. In einer Mühle zu Gappenach an der Mosel zeigte sich Mariens Erscheinung, sowie solche von Engeln und Teufeln und sogar der Marpinger Kinder, in einer mit Marpinger Wasser gefüllten Flasche, zu welcher Schaaren von Frommen wallten. Auf die Konfiskation der Flasche war gleich eine zweite bei der Hand, welche den Fanatikern das nämliche zeigte; ja

auch an anderen Orten hatten neue Flaschen Zulauf und bereicherten die schlauen Besitzer. Marien-, Engels- und Teufels-Erscheinungen aber, in Begleitung von Wunderquellen, tauchten in katholischen Gegenden massenhaft auf; der bekannteste Fall nach Marpingen ist der zu Dittrichswalde in Westpreußen geworden, wo die Erscheinung auf einen Baum verlegt wurde und sich namentlich polnische Gläubige einfanden. Überall waren die Entdecker Kinder und überall anerkannte die Geistlichkeit ohne alle Untersuchung und ohne Genehmigung von höherer kirchlicher Stelle sofort die sogenannten Wunder und ertheilte ihnen die Weihe. Auch die ultramontane Presse trat für diese Wunder in die Schranken, allerdings mit Ausnahme der allzu grellen Flaschenwunder, deren Urheber wegen Betrugs gerichtlich bestraft wurden.

Auch andere Schwindeleien dieser Art hatten gerichtliches Einschreiten und dieses an einigen Orten auch das Aufhören der Erscheinungen zur Folge, doch ohne daß im Allgemeinen unter dem ungebildeten Volke bessere Einsicht gepflanzt wurde.

Nach den Wundern von Lourdes und Marpingen ist die lärmendste Erscheinung unserer Zeit, die sich zwar nicht auf das eigentliche Jenseits bezieht, aber doch übernatürliche Verhältnisse betrifft, die gewissermaßen ein irdisches Jenseits in sich schließen, die Stigmatisation der Louise Lateau zu Bois d'Haine in Belgien geworden. Dieselbe soll die fünf Wundmale Jesu besitzen, aus diesen, sowie aus den die Dornenkrone bezeichnenden Stellen des Kopfes am Freitag Blut schwitzen und in ekstatischem Zustande Verzückungen haben. Es werden jedoch nur empfohlene Gläubige zu ihr gelassen. Ihre Äußerungen im angegebenen Zustande haben durchweg die offenbare Tendenz, die Interessen der ultramontanen Partei und des von derselben beschützten Aberglaubens zu befördern.

Ein Gläubiger, Joseph Galland, gibt in der „Germania" (1877) folgende Schilderung von einem Besuche bei der Begnadeten:

„Es war an einem Donnerstag Nachmittag, am 1. Februar d. J., als ich in Begleitung noch eines andern befreundeten Geistlichen und drei jüngerer dem Laienstande angehöriger Herren in den großen Bahnhof Brüssels einfuhr. Nach geschehener flüchtiger Besichtigung der eleganten belgischen Hauptstadt fuhren wir am folgenden Freitag, Mariä Lichtmeß, in der Morgenfrühe nach dem nahen Yette, woselbst wir im Kloster der Damen vom heiligsten Herzen Jesu der feierlichen Einkleidung einer uns bekannten, beziehungsweise verwandten Person anwohnten. Die Feier, welche fortan zu sehen im weiten, großen Vaterlande nicht mehr vergönnt sein wird, war äußerst rührend und erhebend, und es mochte schwer halten, sich all der wehmütigen und bittern Empfindungen zu entschlagen, die im Angedenken an die Heimat sich uns aufdrängten. Gegen Mittag steuerten wir dem eigentlichen Reiseziele

zu und langten um 1½ Uhr in dem 6 Meilen von Brüſſel gelegenen Manage an. Ein freundlicher Jude wies uns ſo ziemlich ungefragt zurecht, und eilenden Fußes ging es durch die lange, einzige Straße von Manage, bis wir nach rechts in einen ſchattigen Weg einbogen, der durch Thal und über Anhöhe ſich ſchlängelnd in weitem Bogen die neue und hübſche Kirche umgibt, welche in nicht weiter Ferne aus den Häuſern und Häuschen von Bois d'Haine emporragt. Vom Ende des langgeſtreckten Dorfes her ſchaute uns ein etwas iſolirt und hochgelegenes Häuschen entgegen, das jeder von uns für die Wohnung der begnadigten Jungfrau hielt. Wir hatten uns nicht getäuſcht. Eben waren wir an demſelben vorbeigegangen, als von der Gegend der Kirche her ein ſchon etwas ältlicher Herr in langer Soutane uns begegnete, der als der Ortspfarrer Niels ſich auswies. Wir trugen unſere Wünſche vor und nannten dem Herrn unſere Namen, deren er ſich ſofort erinnerte, da wir vorher brieflich um die Erlaubniß eines Beſuches bei Louiſe Lateau eingekommen und eine ſolche auch für den heutigen Nachmittag erhalten hatten; doch nur wir beiden Geiſtlichen, den uns begleitenden Laien war trotz der hohen und höchſten Empfehlungen dieſelbe verweigert worden unter Berufung auf die Schweſtern der Stigmatiſirten, welche der Regel nach nur noch Geiſtlichen den Eintritt in ihre Wohnung geſtatten. Ein Brief dieſes Inhalts hatte unſere drei Freunde in Brüſſel ganz unfreudig überraſcht; gleichwol waren ſie weiter mitgereiſt, um durch perſönliche Bitten und Vorſtellungen den letzten Verſuch zur Erlangung des Einlaſſes zu machen. Aber Alles war vergebens. Der Curé erwiderte kurz und unerbittlich: „Non, non!“ Während dann dieſer — es war 2 Uhr geworden — in Louiſens Wohnung eintrat, gingen wir, ſeiner Weiſung folgend, langſam dem Pfarrhauſe zu, um mit den übrigen Beſuchern zuſammenzutreffen.

Vor dem beſcheidenen Häuschen in ſeinem gelben, freundlichen Anſtrich, mit nur zwei Fenſtern an der Frontſeite, warteten wir ungeduldig auf den Heraustritt des Pfarrers, der uns nach eingetretener Ekſtaſe der Louiſe einführen ſollte. Während jene ſonſt in der Regel 2 Uhr 10 Minuten beginnt, mußten wir diesmal bis nahezu 2 Uhr 20 Minuten warten. Da endlich erhielten wir Einlaß. Wir paſſirten den erſten Raum, worin die beiden älteren Schweſtern Louiſens arbeitend an der Nähmaſchine ſaßen und kaum Notiz von uns nahmen, dann einen zweiten Raum, von dem aus eine offenſtehende Thür in das Kämmerlein der Stigmatiſirten führte. Es war ein einfacher kleiner Raum, mit roten Quaderſteinen ausgelegt, die Wände dunkelblau geſtrichen und ausgeziert mit einigen religiöſen Bildern. Zu Häupten der Louiſe, die auf einer reinlich ausgeſtatteten Lagerſtätte lag, hing ein einfaches Herz-Jeſubild. Trotz der franzöſiſchen Begleitſchaft gelang es mir, einen

ziemlich günſtigen Platz, den ich ſpäter durch des Herrn Pfarrers Güte mit einem noch beſſeren vertauſchen durfte, zu erlangen, von welchem aus ich Alles ſcharf und genau beobachten konnte. Nicht wenig aufgeregt und in hochgeſpannter Erwartung war ich eingetreten, um in einem Geſammtüberblick die einzelnen Seiten der wunderbaren Erſcheinung zuſammenfaſſend dieſe in heilſamer Erſchütterung auf mich einwirken zu laſſen. Aber der erſte Eindruck war bei Weitem nicht der Art, wie ich es erwartet hatte. Ich wurde im Momente weder heftig erregt, noch gewaltſam erſchüttert, im Gegentheile, eine Art ſo faſt ernüchterter Stimmung griff bei mir Platz. Doch das fühlte ich allſogleich und in ſtets ſteigendem Maße, welch' ein unermeßlicher Unterſchied zwiſchen der lärmenden Welt und dieſem ſtillen Raume lag, dort aufregendes, verwirrendes Treiben, das nimmer zur Ruhe kommen läßt, hier der Zauber der Einſamkeit, die Ruhe der Sammlung, ſüßer, beſänftigender Friede. Es war notwendig, die bunten Eindrücke der letzten Tage aus dem Sinn zu verdrängen, um die ganz entgegengeſetzten in ſich aufzunehmen. In dieſer Stimmung betrachtete ich die Erſcheinung, die unſern Augen ſich darbot.

Regungslos wie eine Todte lag die ekſtatiſche Jungfrau da, aber ihre feine, faſt durchſichtige Haut war leicht gerötet und gleich der einer Geſunden. Wie iſt das möglich, da ſie doch ſeit neun Jahren jeden Freitag ſo ſtarken Blutverluſt gehabt und ſeit etwa fünf Jahren ohne Speiſe und Trank und ohne Schlaf geblieben iſt, gleich unempfindlich gegen Kälte und Hitze? Ihr Antlitz war gegen die Seite des Tabernakels in der Kirche hingewendet, die großen blauen Augen, hell und klar wie Kryſtall, in die Höhe ſchauend, der Blick unverwandt nach Oben rechts gerichtet, mit dem Ausdruck tiefſter Verſunkenheit, die bei völlig verſchloſſenen Sinnen durch nichts von Außen ſich ſtören läßt. Die Hände mit den ſichtbaren Wundmalen, kalt und ſtarr und ganz mit Blut bedeckt, hielt ſie in unnatürlicher, ſchwebender Stellung über der Bettdecke, und das untergelegte weiße Tuch war ganz durchtränkt von dem herabgefloſſenen Blut. Die große Wunde auf der rechten Schulter, desgleichen die linke Seitenwunde hatten heute beſonders ſtark geblutet, wie das die durch die Kattunjacke durchgedrungenen Flecken zeigten. Die ebenfalls blutenden Füße haben wir nicht geſehen. Die früher blutende Stirn zeigte kein Blut mehr, doch ſoll ſie der Sitz ſehr großer Schmerzen ſein. Ganz ſtill lag ſie, ohne alle Bewegung, außer einem leichten, zuweilen wahrnehmbaren Röcheln in der Bruſt; einmal jedoch ſchnellte ſie urplötzlich mit dem Oberkörper empor, wie ein Blitzſtrahl zuckte es durch die ſtarren Augen und ein Zug der tiefſten Trauer zeigte ſich in dem faſt durchſichtigen Antlitz. Ein paar Augenblicke verblieb ſie in dieſer Situation, um dann wie leblos in die frühere Lage zurückzufallen.

Nun begannen die bekannten Verſuche mit geweihten und ungeweihten Gegenſtänden. Der Laie aus Paris, der am oberen Ende des Bettes Platz genommen, brachte ſeine Hand ganz nahe an das Geſicht Louiſens. Dieſe nahm nicht die geringſte Notiz davon. Als aber ein Prieſter ſeine geweihte Hand in ihre Nähe brachte, überzog ein erhöhter Glanz ihr Antlitz, ein freudiges, wunderbares Lächeln ſpielte um den Mund, die Oberlippe zog ſich unwillkürlich ein wenig in die Höhe und ließ eine Reihe blendendweißer Zähne ſchauen. Die Hand wurde zurückgezogen, und im nämlichen Augenblick nahmen Augen und Geſicht den frühern Ausdruck an. Daſſelbe nur noch ergreifendere Schauſpiel zeigte ſich bei Reliquien des Herrn, der lieben Mutter und anderer Heiliger. In Bezug auf die erſteren war es gleich, ob dieſe Reliquien zu dem einſt hier auf Erden wandelnden oder im heiligen Sakramente weilenden Chriſtus in Beziehung ſtanden. Das wurde konſtatirt bei einer Doſe, welche Theilchen von dem Stoffe enthielt, worin der heilige Rock eingewickelt geweſen, ſowie anderſeits bei einer vorher ſorgfältig purifizirten in Papier gehüllten Pyxis. Je näher gewiſſe Reliquien zum Heilande Beziehung hatten, um ſo ausgeprägter und rührender war ihre Freudigkeit. Ich hatte ein kleines Beutelchen bei mir, in welchem zwei Kreuzchen eingeſchloſſen waren, das eine mit Reliquien von verſchiedenen Heiligen, das andere mit einem Theilchen vom heiligen Kreuze. Der mehrgenannte Laie brachte es in Louiſens Nähe, und ſofort erhob ſie ſich mit ihrem Oberkörper, lächelte in ſeliger, wunderſamer Weiſe und ſuchte das Dargebotene mit ihren Händen zu faſſen. Man gab es ihr, und freudeſtrahlend hielt ſie es mit ihren blutenden Händen empor. Daſſelbe wiederholte ſich namentlich bei Darreichung von Reliquien der ſeligſten Jungfrau, ferner bei ſolchen des heiligen Ignatius, des ſeligen Johannes Berchmanns, ihres Landsmannes u. A. Die Art und Weiſe der Wirkung von Reliquien und gereichten Gegenſtänden auf die Ekſtatiſche iſt ganz der magnetiſchen zu vergleichen; bei langſamer Annäherung oder Entfernung der genannten Gegenſtände ſah man in ganz entſprechendem Maße allmählich und immer ſtärker die wunderbare Freudigkeit auf das Antlitz ſich lagern, beziehungsweiſe aus demſelben ſchwinden, während ein plötzliches Hinhalten auch plötzliche Wirkung hatte und raſches Zurückziehen das ſofortige Zurückfallen des Körpers in ſeine urſprüngliche Lage bewirkte.

Von beſonderem Intereſſe waren namentlich auch jene Verſuche, welche mit ſolchen ehrwürdigen Gegenſtänden vorgenommen wurden, die entweder durch ihre urſprünglichen Inhaber oder ſonſtwie in unſere Zeit hineinragen. Durch Vermittelung eines eifrigen Verehrers der ehrwürdigen Katharina Emmerich war ich im Beſitz einer bedeutenden Reliquie derſelben gekommen. Dieſe, von einer Hülſe eingeſchloſſen, wurde Louiſen dargereicht, und zum Staunen Aller richtete dieſe ſich

empor und hielt mit hochfreudigen Zügen das Kleinod in ihren Händen. Mir war's, als ob die eine ſtigmatiſirte Schweſter die andere heimgeſucht und von dieſer ein freudiges Willkomm empfangen hätte, um dann gemeinſchaftlich den Gott zu preiſen und ihm zu danken, der beide der wunderbaren Gnade gewürdigt hatte, die treueſten Nachbilder ſeines leidenden Sohnes zu ſein. Faſt die gleiche Scene wiederholte ſich bei Darbietung eines Fläſchleins mit Walburgisöl, mehrerer Reliquien der von der Pariſer Kommune gemordeten Jeſuitenväter — und was Alle frappirte — bei Darreichung kleinerer Theile von Gewändern des heiligen Vaters. Herr Pfarrer Niels bemerkte ſpäter hierüber, daß es ihm zweifelhaft ſei, ob die freudige Erregung der Ekſtatiſchen in dieſem Falle ihren Grund habe in dem heiligmäßigen Lebenswandel des Papſtes oder in der höchſten Würde, welche Pius IX. in der Kirche bekleide.

Überhaupt wirkte eine während der ganzen Zeit ſich uns aufdrängende Wahrnehmung überaus erhebend, wie nämlich das Heiligſte und Heilige in denkbar innigſter Beziehung zur Kirche ſteht, wie nur dieſe und das in ihrem geheiligten Bereiche liegende auf die Ekſtatiſche wirkende Kraft beſaß. Ich habe in dieſer Beziehung ſchon den mit Prieſter- und Laienhand gemachten Verſuch erzählt. Nachſtehende Beiſpiele mögen weitere Beweiſe ſein.

Mehrmals wurden Louiſen ungeweihte Roſenkränze vorgehalten, aber auf ihrem Geſichte zeigte ſich nicht die geringſte Spur von Einwirkung. Sie wurden dann heimlich benedizirt, und nun riefen dieſelben Gegenſtände, weil mit der Kraft des kirchlichen Segens behaftet, jenes freudige Lächeln in ihre Züge zurück. — In meinem Brevier trug ich einen ſogenannten Todtenzettel der kürzlich verſtorbenen Dichterin Louiſe Henſel bei mir, welcher auf der Vorderſeite eine allegoriſche Darſtellung des heiligen Altarſakramentes zeigte, übrigens ungeweiht war. Durch den mehrfach genannten Laien ließ ich denſelben der Ekſtatiſchen nahebringen, dieſe aber blieb ganz regungslos. Ich nahm das Bildchen zurück, ſegnete es einige Zeit nachher ganz heimlich und ließ es nochmals in Louiſens Nähe bringen; nun plötzlich kam Leben in die ſtarren Augen, ihr Oberkörper hob ſich wie durch wunderbare Kraft ein wenig in die Höhe und freudeſtrahlend langen ihre Hände nach dem durch Prieſterſegen nun geweihten Bildchen. Von welchen Empfindungen ich ergriffen wurde, läßt ſich ſchwerlich niederſchreiben. Ich will Clemens Brentano für mich ſprechen laſſen, der über die gleiche Erſcheinung bei Katharina Emmerich alſo ſchreibt: „Die beſtürzendſte Erfahrung iſt die Wirkung der Prieſterweihe . . . . Wer dies ſo zufällig geſehen, wie ich, der mag wol erkennen, daß nur allein die Kirche Prieſter hat, und er fühlt lebendig, daß die Prieſterweihe fürwahr mehr iſt, als eine bloße Ceremonie". Und weiterhin: „Eine ganz neue Welt geht mir hier auf! An dem Lager dieſer gottſeligen . . . Seele begreife ich aus tauſend

Zügen erſt, was die Kirche iſt und was es heißt, in der Kirche nach der Gemeinſchaft der Heiligen zu ſtreben . . . welch' unermeßlichen Schatz von Gnaden und Gütern die Kirche von Gott beſitzt, der nur von ihr und in ihr empfangen werden kann."

Das Geſagte wurde weiterhin beſtätigt, als die anweſenden Prieſter gemeinſchaftlich die Tagesvesper und die Komplet rezitirten. Gleich anfangs hatte die Ekſtatiſche ihren Oberkörper ein wenig erhoben, als ob auch ſie an dem kirchlichen Gebete ſich betheiligen wolle. Das Gloria Patri etc., die Namen Jeſu und Maria und Anderes ſteigerte in wahrnehmbarſter Weiſe ihre freudige Affektion. Als man den fünften Vers des Magnificat laut zu ſingen anhub: „Et misericordia ejus a progenie in progenies timentibus eum" („Und ſeine Barmherzigkeit von Geſchlecht zu Geſchlecht denen, die ihn fürchten") — da bot ſich uns ein Anblick der allerergreifendſten Wirkung dar. Blitzähnlich fuhr ſie empor, ein überirdiſcher Glanz von Freude und Trauer zugleich überſtrömte das Antlitz, und die blutenden Hände hoben ſich wie zum flehentlichen Gebete. Es iſt abſolut unmöglich, den vollen Eindruck hier wiederzugeben. Sie erſchien wie ein in Liebe entflammter Seraph, der in Verzückung vor des Allerhöchſten Thron hinknieend und in Betrachtung ſeiner Herrlichkeit verſunken zugleich Gottes Barmherzigkeit für die ſündige Welt anbetet und herabfleht. Ähnliches wiederholte ſich bei Rezitation der Strophe „Monstra te esse matrem" („Zeige Dich als Mutter") aus dem herrlichen Marienhymnus „Ave, maris stella" („Meeresſtern ich Dich grüße").

Zuletzt wurden noch die bekannten Verſuche gemacht, in verſchiedenen ihr unbekannten Sprachen, ſo in der lateiniſchen, italieniſchen, holländiſchen, flämiſchen und deutſchen Sprache Gebete und Profanes herzuſagen, und auch diesmal wiederholte ſich die bekannte Erſcheinung, daß Letzteres abſolut ohne Wirkung auf ſie war, bei den Gebeten aber, namentlich bei bedeutſamen Stellen, ihre Züge den Ausdruck freudiger Verklärung zeigten.

Die Uhr mochte jetzt 3 Uhr 3 Minuten zeigen. Ich ſaß eben hart an Louiſens Bett und konnte aus nächſter Nähe meine Beobachtungen machen, da plötzlich ſchnellen die Arme empor und ſenken ſich rückwärts in Kreuzesform, ſo daß die Geſtalt genau das Bild des Gekreuzigten wiedergibt. Herr Pfarrer Niels erſuchte uns nun, das Zimmerchen zu verlaſſen, da das Ende der Ekſtaſe nahe ſei, um der Erwachten die durch die Anweſenheit ſo Vieler verurſachte Überraſchung zu erſparen. Nur ſchwer konnte man ſich von dieſem Orte trennen, wo ſo augenſcheinlich und ergreifend wunderbare Kräfte walteten. Wir Prieſter ſpendeten beim Hinausgehen der Begnadigten den Segen, und das dankbar freudige Lächeln war Beweis, wie aus des Prieſter Hand der Segen der Kirche zu ihr hinüberſtrömte und ſofort ſeine innere

Kraft an ihr manifestirte. Tief ergriffen hatten Alle das arme Häuschen verlassen. Ich selbst sprach unwillkürlich beim Hinausgehen zu mir die Worte: „Louise Lateau ist das Ernsteste, was ich im Leben gesehen".

Im Pfarrhause angelangt, hörten wir aus des Pfarrers Munde noch manches Interessante: Der heutige Freitag war schon der 459ste, an welchem die Wundmale Louisens geblutet hatten. Eben heute, als am ersten, dem heiligsten Herzen Jesu geweihten Freitage des Monats und dem Feste Mariä Lichtmeß war die Blutung eine stärkere als sonst. Die Schmerzen Louisens vor der Ekstase waren außerordentlich heftig gewesen, sie hatte öfters laut gerufen: „O mein Gott! mein Gott!" und mit den blutenden Händen zitternde Bewegungen gemacht, wie Jemand, der seine angenagelten Hände lösen will. Darum auch heute der spätere Eintritt der Ekstase. Weiterhin war von Lourdes und Marpingen die Rede, und da wird unsere Leser die Mittheilung interessiren, daß die Darreichung von Wasser aus Quellen beider genannten Orte die gleiche Wirkung in der Ekstase hervorrufen, welche geweihte Sachen und Reliquien haben. — Genug des aufgewärmten mittelalterlichen Blödsinns!

Auf protestantischer Seite waren Erscheinungen hier anzuführender Art weniger häufig. Sie betrafen meist diejenige Gattung von Aberglauben, welche sich am engsten an unsere Erzählung derartiger Verirrungen im vorigen Jahrhundert (oben S. 216) anschließt, nämlich mit dem Somnambulismus und der Geisterseherei. Es war die allen Lichtfeinden so theure Restaurationszeit, welche den trotz der Revolution und der ihr folgenden Kriege durch Jung-Stilling gepflegten Wahn vom „Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" weiter ausbildete und fortpflanzte. Als Prophet dieses widerlichen Glaubens, der dem krassesten Dualismus entspringt, erscheint uns in jener Zeit geistigen Rückschrittes der gewissermaßen aus Elementen Mesmers und Jungs zusammengesetzte schwäbische Arzt und Dichter Justinus Kerner in Weinsberg. Sein Evangelium führt den Titel: Die Seherin von Prevorst: Eröffnungen über das innere Leben der Menschen u. s. w. (2 Theile, Stuttgart und Tübingen 1829 und öfter.)

In dem Dörfchen Prevorst bei Löwenstein in Würtemberg wurde 1801 die spätere Frau Friederike Hauffe als Tochter eines Försters geboren, und hielt sich in ihrer Jugend oft bei ihrem Großvater Schmidgall auf, welcher wiederholt an Geistererscheinungen litt. Schon frühe zeigte daher das Kind mystische Anlagen und sah auch richtig Geister. Sie verheiratete sich 1821; aber die am Tage ihrer Verlobung stattfindende Beerdigung eines von ihr verehrten Geistlichen ergriff sie so, daß sie schon ein halbes Jahr nach der Hochzeit in ein Fieber fiel, während dessen Dauer, angeblich weil eine Bauersfrau sie „magnetisch"

berührte, der „magnetiſche Schlaf“ über ſie kam, der ſich, nach Unterbrechungen, im Jahre 1824 völlig ausbildete. Sie behauptete, von einem „Geiſte“ jeden Abend um ſieben Uhr, ſieben Tage lang, magnetiſirt zu werden. Im Wachen ſah ſie eine Zeit lang hinter jeder Perſon, die ſie erblickte, einen „Geiſt“, erholte ſich dann aber und ſchlief erſt alle ſieben Tage, dann alle ſieben Wochen „magnetiſch“. Dazwiſchen erblickte ſie wiederholt in einem Glaſe Waſſer im Voraus Perſonen, die erſt nach einer halben Stunde in das Zimmer traten und ſah ihren Großvater ſechs Wochen vor ſeinem Tode im Sarge liegen. Da ihre Eltern in einem ehemaligen Kloſter wohnten, ſah ſie natürlich wiederholt die Geiſter von Rittern und Mönchen. Im Hauſe ihres Oheims ſah ſie einen Geiſt mit Akten unter dem Arm, die er hervornahm und in denen er blätterte. — Wiederholtes Magnetiſiren, das man gegen ihre Leiden (ſie hatte inzwiſchen zweimal ſchwer geboren) anwendete, untergrub ihre Geſundheit, wie es auch ihrem Rufe ſchadete. Sie begann im Schlafe Sprüche herzuſagen. Mittel von einem Quackſalber und „Teufelsbanner“ machten ſie noch elender; ſie drehte ſich wie im Veitstanz und ſprach in unverſtändlichen Zungen. Jener Quackſalber gab ihr auch ein „Amulett“ von Leder, welches aber „von ihr weglief, daß man es fangen mußte“. Endlich wurde Kerner zu ihr gerufen und nahm ſie zu ſich nach Weinsberg (1826), wo ſie halb todt ankam. Obſchon anfangs durchaus gegen magnetiſche Behandlung, verſtand ſich Kerner zu dieſer, als die Somnambule ſolche ſich ſelbſt verſchrieb. Sie verfaßte im ſchlafwachen Zuſtande religiöſe Verſe und ſchrieb ſie in demſelben ſelbſt nieder. Kerner ſagt, daß zu dieſer Zeit ihr Körper ihren Geiſt noch wie ein Flor umgab und daß ſie bereits mehr in der „andern Welt“ lebte, als in dieſer. Mineralien wirkten in eigentümlicher Weiſe auf ſie, verſichert Kerner, der dafür noch von vielen anderen Perſonen verſchiedener Zeiten Beiſpiele anführt; die Berührung mancher ſtillte ihre Krämpfe, andere riefen ſolche herbei, andere weckten ſie auf, verurſachten angenehmen oder widerwärtigen Geruch oder Geſchmack u. ſ. w. Im Waſſer ſank ſie nicht unter (?). Gleich den Mineralien hatten auch die Pflanzen verſchiedene Wirkungen auf ſie, mit welch' unnützem Zeug Kerner ſich erſtaunlich lange aufhält, — und ſo war es auch mit thieriſchen Stoffen, ſo auch mit Sonnen- und Mondſchein, Blitz, Tönen u. ſ. w. Man muß die arme Frau mit ſolchen Dingen namenlos gequält haben. Schaute ſie im wachen Zuſtande in das rechte Auge eines Menſchen, ſo ſah ſie darin hinter ihrem Spiegelbild ein anderes Bild, daß ſie für jenes des „innern Menſchen“ jener Perſon hielt; im linken Auge aber „ſah ſie“ das körperliche Leiden des Menſchen und das Heilmittel dafür (?!). Im Auge eines Hundes erblickte ſie ein Flämmchen, welches Kerner für die „Seele“ des Thieres hielt. Die Augen gewiſſer Menſchen, z. B. Tieck's, der ſie beſuchte, verſetzten ſie in ſchlafwachen Zuſtand. In Seifenblaſen nahm

ſie entfernte Dinge wahr, bisweilen auch zukünftige (?). Auch ſie konnte, wie alle ſogenannten Somnambulen, mit der Herzgrube leſen oder wenigſtens den ungefähren Sinn der geſchriebenen Worte erraten. Sie ſah hinter den Menſchen deren Schutzgeiſter, welche oft verſtorbene Verwandte derſelben und, wenn ſie jung geſtorben, unterdeſſen gewachſen waren (!). Sie träumte von Gefahren, welche Verwandten drohten, und konnte ſie daher abwenden, ſah auch mitunter wachend ſich ſelbſt ihr gegenüber ſitzen, aufſtehen und herumgehen. Die angebliche Kenntniß der Somnambulen von Heilmitteln für Krankheiten war auch ihr verliehen. Im magnetiſchen Schlafe hatte ſie ferner Viſionen, in welchen ſie mit einer Führerin (ihrer Großmutter) ferne ſchöne Gegenden durchwandelte. Die Kreiſe und Figuren, die ſie, wie wenigſtens die vorliegenden Abdrücke zeigen, mit merkwürdiger Fertigkeit zeichnete, und welche ihr Sonnen-, Mond-, Lebenskreiſe und andere konfuſe Sachen bedeuteten, ſowie ihre „innere" Sprache und Schrift, welche beide keiner bekannten gleichen, wollen wir Kerner und ſeinem Freunde und Geiſtesbruder Eſchenmayer zu erklären überlaſſen, ebenſo was der „Nervengeiſt" ſei, der in den ſomnambulen Viſionen und Reden eine ſo große Rolle ſpielt und der den ſeligen Geiſtern nötig iſt, um zu „ſpuken". Mit dieſen Dingen hatte der Unſinn ſeinen Gipfel erreicht. Träumer und Phantaſten mögen in der „Seherin" (welche am 5. Mai 1829 heimkehrte, drei Monate ſpäter nach ſchweren Leiden ſtarb und bis zum letzten Augenblicke „magnetiſch" geblieben war) immerhin etwas Überirdiſches ſehen; wir entdecken nur überreizte Nerven, krankhafte Träume und eine unglückliche Anlage ihrer ganzen Familie (auch ihr Bruder und ihr Kind ſahen Geiſter) zu Sinnestäuſchungen, und all' dies vermehrt und vergeiſtigt durch die lebhafte dichteriſche Einbildungskraft des Barden von Weinsberg. Es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, welche das Ganze für Betrug erklärten. Kerner hat übrigens ſeinem Buche noch einen zweiten Theil „über das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere" folgen laſſen. Es ſind lauter Erſcheinungen von weißen (frommen) und ſchwarzen (verbrecheriſchen) Geiſtern, welche die Frau Hauffe ſah, abwechſelnd mit Geiſterviſionen anderer Perſonen, woran das romantiſche Schwaben keinen Mangel hat. Wer gern allen möglichen Geiſterſpuk in überſchwänglicher Fülle, ohne platte rationaliſtiſche Aufklärungen natürlichen Zugehens, ſondern in der urwüchſigen Volkspoeſie des kraſſeſten Aberglaubens lieſt, wie man ſie übrigens auch von allen männlichen und weiblichen Fraubaſen hören kann und wie ſie in jeder Familie überliefert ſind, — und wem es Freude macht, ſich „gruſeln" zu laſſen, dem kann dieſer zweite Theil nur ſehr lebhaft empfohlen werden. Wir erwähnen daraus nur als intereſſant, daß ſchon damals die Geiſter klopften, wenn auch nicht mit Tiſchbeinen, doch an den Fenſtern, an den Wänden und am Boden.

Die „Seherin von Prevorſt" hat, wie jeder Mode-Unſinn, zahl-

reiche Nachahmungen gehabt, und man wurde eine Zeit lang mit „Reiſen in die Sonne, den Mond und mehrere Sterne“, „Offenbarungen einer Somnambule“ und dergleichen förmlich überſchwemmt. Philoſophen wie Eſchenmayer, Ennemoſer, Baader u. A. ſuchten die Hellſeherei und Schlafwacherei in ein Syſtem zu bringen, was jedoch, gleich allen Thorheiten und allen unnützen Anſtrengungen des Menſchengeiſtes, eine hypothetiſche Geiſterwelt ergründen zu wollen, wieder im Sande verlief.

Ein verſpäteter Apoſtel des thieriſchen Magnetismus, den wir des Zuſammenhangs wegen hier anführen, war der Baron Du Potet de Sennevoy. In ſeinem Essai sur l'enseignement philosophique du Magnétisme (Paris 1845) mahnte er in dichteriſcher und prophetiſcher Sprache zur Anerkennung der „Wahrheiten“ des Magnetismus. Die an demſelben Zweifelnden behandelte er gleich allen Jenen, welche große Entdeckungen nicht begreifen wollten und verſicherte der Welt: ſeit ſechszig Jahren gehen die Magnetiſeure auf Entdeckung einer „moraliſchen Welt“ los! Feurig rief er den Materialiſten, wie den Chriſten, den Phrenologen, den Freimaurern und den Philoſophen zu, ihre bisherigen Beſtrebungen ſeien unnütz; nur der Magnetismus und Somnambulismus wären im Stande, eine Wiedergeburt des verkommenen Menſchengeſchlechts zu begründen! Von dem hergebrachten Dualismus ausgehend, behauptet er, auf Beiſpiele von Scheintod geſtützt, die Seele könne den Körper auf einige Stunden, ja Tage verlaſſen, die Todten könnten unter gewiſſen Umſtänden zurückkehren und uns Dinge erzählen, welche den Gelehrten unbekannt ſind, ja uns die Zukunft enthüllen! Davon hofft er dann, wie ja alle Magier Feinde der Pfaffen ſind, weil die beiden Formen des Aberglaubens, welche ſie vertreten, einander gegenſeitig den Sieg nicht gönnen, — die endliche Entlarvung des Prieſtertrugs, der Prophezeiungen und Wunder des Kirchenglaubens. Der Menſch wird, hofft er, das Prieſterjoch abſchütteln, — aber nicht, um frei zu werden, ſondern um ſich unter dasjenige der Magnetiſeure zu begeben! Die Letzteren ſollen die Nachfolger Jeſu ſein, unter denen Mesmer der bedeutendſte iſt, und zu denen ſämmtliche als Zauberer Verfolgte gehörten. Noch furchtbarer als die Prieſter ſind aber dem Apoſtel des Magnetismus die Ärzte verhaßt, deren gänzlich nutzloſe, ja ſchädliche Kunſt durch die neue Lehre erſetzt werden ſoll! Und darin beſteht denn der Haupttheil des Buches.

22. Gerückte Tiſche und verrückte Geiſter.

Schon der zuletzt angeführte neuere Somnambulismus ſtand den poſitiven Religionen ferne. Daſſelbe iſt zu ſagen von derjenigen Form des auf das Jenſeits bezüglichen Aberglaubens neueſter Zeit, welche jetzt noch das meiſte Aufſehen erregt und die meiſten Jünger zählt. Merkwürdiger Weiſe iſt dieſes neueſte Produkt des Unſinns dem älteſten und urſprünglichſten Hange der Menſchheit nach Zauberei und Geiſterſpuk entſproſſen. Da aber die ſolche Ausſchweifungen des Geiſtes pflegenden Religionen vergeſſen ſind, ſo haben die jüngſten Ausläufer dieſer Erſcheinungen ſich eine eigene phantaſtiſche Glaubensform zurecht gelegt, deren genauerer Inhalt aus dem folgenden hervorgehen wird.

Um das Jahr 1848 tauchte in Amerika jene Erſcheinung auf und verpflanzte ſich ſeit 1852 auch nach Europa, welche man das Tiſchrücken (table-moving) und in ihrer weitern Ausbildung das Tiſchklopfen oder Geiſterklopfen (spirits-rapping), in ſpäterer Entwickelung aber „Spiritismus“ (falſch, in Verwechſelung mit einem philoſophiſchen Syſtem, Spiritualismus) nannte. Sie beſtand in ihren Anfängen darin, daß ſich Gläubige dieſes neuen Evangeliums um einen runden Tiſch ſetzten oder ſtellten und auf den Rand desſelben ihre ſich gegenſeitig berührenden Hände auflegten, ſo daß dieſe eine Kette bildeten. Die völlig orthodoxen Tiſche mußten einen runden Fuß haben, der unten in drei kleinere kantige ſolche auslief. Waren nun die Theilnehmenden wirkliche Gläubige, ſo hatte nach einiger Zeit Wartens der Tiſch die Gefälligkeit, ſich mit ihnen erſt langſam, dann immer ſchneller, rund herum, hin und her, vor- und rückwärts, ja ſogar im ganzen Zimmer herum zu bewegen. Die Verfertigung rückender Tiſche wurde ein Induſtrieartikel der über dieſe neue Erfindung ſehr zufriedenen Tiſchler; bald aber kam es, bei beſonders ſtarkem Glauben, dahin, daß die Gelehrigkeit der Tiſche auch auf andere Möbel, ſogar auf die ſchwerſten Klaviere, Schränke u. ſ. w. überging. Man wird nun mit Recht fragen, wozu denn dieſe neue Erfindung diente. Nun, vorläufig diente ſie zu gar nichts als zur Befriedigung der Wunderſüchtigen, die nun dafür einen Beweis zu haben glaubten, daß Wunder nicht unmöglich ſeien. Es blieb jedoch nicht hierbei, ſondern in kurzer Zeit wurde bekannt, daß die Tiſche nicht nur rückten, ſondern auch — klopften. Es beſtand dies darin, daß ſie auf an ſie durch die verzückten Rückenden geſtellte Fragen zuvorkommend ihre Beine emporhoben und damit auf den Boden klopften. Woher konnte dies rühren, als von Geiſtern? Da indeſſen das Klopfen an ſich keinen Sinn hat, ſo legten die Gläubigen einen ſolchen hinein.

Drei Schläge z. B. ſollten „ja“, zwei oder einer „nein“ bedeuten. Dauerte aber das Klopfen länger, ſo bedeutete die Zahl der Schläge zwiſchen einer Pauſe und der andern den Buchſtaben des Alphabets, der in letzterm die Stelle jener Zahl einnimmt. Oder man ſagte für jeden Buchſtaben der gehofften Antwort das ganze Alphabet her, und der willige Geiſt klopfte bei dem betreffenden Buchſtaben. Daraus bildete man Wörter und Sätze, — man kann denken, mit welcher Zuverläſſigkeit bei einer ſo aufgeregten Zuhörerſchaft. Was man auf dieſe Weiſe vernahm, waren Offenbarungen der Geiſter aus dem Jenſeits, welche mit wirklich anerkennenswerter Bereitwilligkeit auf jeden Ruf erſchienen und merkwürdiger Weiſe immer gerade jener Klopfſprache ſich fügten, welche die anweſenden Gläubigen eingeführt hatten.

Das Klopfen wurde jedoch nach und nach langweilig und läſtig, und man verfiel auf zweckmäßigere Mittel der Geiſtermittheilung. Man band an eines der Tiſchbeine einen Bleiſtift und legte lange Papierſtreifen auf den Boden. Sofort merkten die Geiſter, was man von ihnen wollte, und ſchrieben mittels des Bleiſtiftes ihre Gedanken auf den Boden, und zwar, man ſtaune! in ihrer Handſchrift, deren ſie ſich im Leben bedient hatten! Ein gewiſſer Hornung, Rendant in Berlin, erfand den „Pſychographen“, ein ſtorchſchnabelartiges Inſtrument, welches auf ein Alphabet und Zahlenſyſtem geſchraubt wurde und mit ſeinem Stifte auf jene Zeichen hinwies, deren die Wunderſüchtigen bedurften, die denn auch bald, als man ihrer Orakel überdrüſſig war, ſolche unſichtbaren Geiſtern zuſchrieben. Die „Pſychographen“ wurden ein einträglicher Induſtriezweig. Weit öfter aber vollführte man die Geiſterſchrift, da jene Art derſelben doch mühſam war, durch ein Medium, wie man die für derlei Mittheilungen am beſten geeigneten Perſonen, d. h. möglichſt nervöſe und überſpannte, taufte. Das Medium nahm einfach ein Stück Papier vor ſich und einen Bleiſtift in die Hand, geriet nach der Citation des Geiſtes in Verzückungen, und ſchrieb dann wider ſeinen Willen, was der Geiſt offenbaren wollte.

Mit der Zeit vervollkommneten und vermehrten ſich die Medien und wurden manigfaltiger. Es gab tiſchklopfende Medien, d. h. ſolche, mittels welcher die Geiſter ihre Ankunft durch Klopfen verkündeten, ſchreibende, deren wir bereits Erwähnung gethan, ſprechende, welche, von Geiſtern inſpirirt, in poetiſchem Schwunge und fremden Zungen redeten, heilende, welche im Zuſtande der Verzückung, gleich den Somnambulen, Krankheiten erkannten und heilten, und wahrſagende, welche in eben ſolchem Zuſtande die Beſchaffenheit anderer Welten ſchilderten und die Zukunft vorherſagten. Den ſchreibenden Medien gaben die Geiſter, z. B. einer nervöſen Frau ihre verſtorbene Mutter, förmliche Lehrſtunden im Schreiben, indem ſie ſie zuerſt Punkte, Linien, einzelne Buchſtaben, und erſt nach und nach zuſammenhängende Ge-

danken ſchreiben machten, ſo daß ungebildete Perſonen geläufiger ſchreiben lernten, als der geübteſte Kopiſt (?). Intereſſant iſt aber, daß dieſe und andere Geiſterſchriften ſtets den geiſtigen Standpunkt und die Orthographie des ſchreibenden Mediums verrieten, ohne Rückſicht darauf, welchem Jahrhundert und Lande der citirte Geiſt angehörte, und niemals etwas enthielten, was das Medium nicht bereits wußte oder wiſſen konnte. Auch geben die Spiritiſten ſelbſt zu, daß ihre Geiſter niemals einen andern Aufſchluß über das „Jenſeits" ertheilt haben, als Dinge, die man ſchon vorher glaubte.

Die Geiſtermanifeſtationen wurden indeſſen mit der Zeit, da das Klopfen und Schreiben eintönig werden mußte, manigfaltiger. Die Geiſter verlangten, ſagt ein Gläubiger dieſer Richtung, daß man Schreibzeug, kleine Glöcklein, eine Gitarre oder eine Geige unter den Tiſch lege, mittels welcher Gegenſtände ſie dann etwas hinſchrieben (?), ließen auf ein angeſtimmtes Lied taktmäßig das Glöcklein klingen und begleiteten dieſe Muſik harmoniſch mit Gitarre oder Geige! Ferner trugen ſie verſchiedene Gegenſtände, ſogar ſchwere auf einem Tiſche ſitzende Männer, im Zimmer herum, neigten gedeckte, mit Speiſe und Trank überſetzte Tiſche beinahe bis zum Umſtürzen auf die Seite, ohne daß, dem Geſetze der Schwere zum Trotze, etwas herabfiel oder verſchüttet wurde, machten Tiſche ſo ſchwer, daß ſie mit der größten Kraftanwendung nicht von der Stelle bewegt werden konnten u. ſ. w.

Hatten die frühern Aberglaubensgattungen wie Aſtrologie, Alchemie, Chiromantie u. ſ. w. ſich begnügen müſſen, von civiliſirten Völkern zu ſtammen, von Ägyptern, Chaldäern, Juden, Griechen und Römern, ſchrieb ſich auch der gewöhnliche Volksaberglaube noch von den halbciviliſirten alten Germanen her, ſo hatte der neue Glaube den Vorzug, unmittelbar von den Schamanen Nordaſiens und wilden *Indianern* herzurühren.

In Sibirien z. B. ſetzt ſich ein Schamane auf die verkehrte Seite einer mitten auf dem Fußboden ausgebreiteten Renthierhaut. Darauf läßt er ſich von den Anweſenden an Händen und Füßen *binden* (wie die Brüder Davenport). Die Fenſterladen werden geſchloſſen und der Schamane fängt an, ſeine dienſtbaren Geiſter herbeizurufen. Plötzlich entſteht ein *unbegreiflicher Spuk* im dunkeln Raume, man hört *Stimmen* von verſchiedenen Thieren an der Außen- wie Innenſeite der Jurte; auf der trockenen Renthierhaut aber ein *taktmäßiges Knattern und Trommeln*. Bären brummen, Schlangen ziſchen und Eichhörner ſpringen im Zimmer herum. Endlich hört dies Unweſen auf, und die Zuhörer erwarten mit Ungeduld den Ausgang des Spieles. Einige Augenblicke vergehen, — und ſiehe da, es tritt der Schamane frei und ungebunden von außen herein. Kein Zuſchauer aber zweifelt, daß es die *Geiſter* geweſen ſind, welche in der Jurte

ihr Weſen getrieben und den Schamanen entfeſſelt haben. (Nach Caſtrén's Reiſebericht.)

Nicht genug aber an dieſer auffallenden Ähnlichkeit zwiſchen dem Spiritismus der Halbwilden und dem modernen „civiliſirten" Spiritismus; auch die Quelle des letztern ſelbſt, das ſogenannte Tiſchrücken, ſtammt geradezu von den Wilden her.

„In den Wildniſſen von Jowa", ſagt Profeſſor Perty, der Vertheidiger der ſogenannten „magiſchen Kraft", welche bei angeblichen Geiſteroffenbarungen wirken ſoll, „bei den noch ganz barbariſchen Indianern iſt das Tiſchrücken gewöhnlich; Sargent fand ſie im Wigwam oder Blockhaus um den plumpen Tiſch ſitzen, der Antworten durch Klopfen gab; auch hatten ſie ſprechende und ſchreibende Medien. Befragt über die Natur der Phänomene, wußten ſie nichts zu ſagen als: wahrſcheinlich ſtecke der Teufel dahinter".

Das Verdienſt, dieſes ganz gewöhnliche Kunſtſtück wilder „Zauberer", zuerſt unter die civiliſirte Welt gebracht und dieſe zur gedankenloſen Nachäfferin barbariſchen Zauberſpuks herabgewürdigt zu haben, gebührt ſeit dem Jahre 1847 der Yankee-Familie Fox zu Hydesville, nachher zu Rocheſter im Staate New-York. Die Miſſes Fox gaben 1852 im Sektions-Saale der Univerſität zu St. Louis in Miſſouri Vorſtellungen im Geiſterklopfen. Sie ſetzten ſich unbeweglich auf den Sektionstiſch, und ſofort entſtand ein Klopfen wie von Hammerſchlägen auf den Tiſch, und der Dekan der mediziniſchen Fakultät begann mit den angeblichen Geiſtern eine wiſſenſchaftliche Prüfung in der Klopfſprache, welche dieſelben „trefflich beſtanden", obſchon ſie, ſagt der Berichterſtatter naiv genug, nur mit „Ja" und „Nein" antworteten. Dieſes Klopfen ließen die beiden Yankee-Damen auch von Beſuchern in ihrer Wohnung vornehmen und durch ihre Geiſter Tiſche hin und her ſchieben, die Niemand zurückhalten konnte. Während man dort das „Lied der Geiſter" und andere Muſikſtücke ſang, erſchien vor dem Geſichte eines Gaſtes eine durchſichtige Hand, einem Schatten ähnlich, zog ihn an den Haaren, legte ſich eiskalt auf ſein Geſicht; er fühlte Schläge auf dem Kniee und ſein Bein wurde gewaltſam unter den Tiſch geſtoßen, während zwei unſichtbare Hände auf ſeine Schultern ſchlugen und ihn auf ſeinem Stuhle fortzogen. Ein Pappdeckel durchflog das Zimmer in jeder Richtung, das Fenſterrouleau rollte von ſelbſt auf und ab, ein Sopha tanzte, Kommodenſchubladen öffneten und ſchloſſen ſich mit ungeheurer Schnelligkeit und ein Spinnrad drehte ſich, ohne daß es Jemand berührte, als ob eine Spinnerin daran ſäße. Zuletzt zitterte der Fußboden ſo heftig, als ob eine ſchwere Laſt darauf gefallen wäre. An anderen Orten im wunderſüchtigen Nordamerika fingen mehrere muſikaliſche Inſtrumente, die ſich zuſammen in einem Zimmer befanden, von ſelbſt zu ſpielen an und gaben ein „herrliches Konzert".

Die Krankheit des Spiritismus wurde epidemiſch, überall erfuhr man derlei „Manifeſtationen“ in den manigfaltigſten Abarten; man gab ſpiritiſtiſche Vorſtellungen, natürlich gegen Eintrittsgeld, es bildeten ſich ſpiritiſtiſche Vereine, es erſchienen zahlreiche Bücher mit pikanten Titeln, ſowie Zeitſchriften zur Pflege der neuen Narrheit; (in Amerika gab es angeblich mehrere Millionen „Spiritualiſten“ und über zwanzig Zeitſchriften dieſer Richtung), die ernſthafteſten Geiſtlichen und Richter ergaben ſich ihr; man unterhielt ſich mit den Geiſtern und glaubte bald ſolche nicht nur klopfen zu hören, ſondern auch zu ſehen, ſie wie ein Prickeln auf der Haut zu fühlen und andern Unſinn mehr.

In Europa machte man dieſe Launen des Tochterlandes getreulich nach. Selbſt auf dem Lande, in den Dörfern, fand die graſſirende Manie Eingang, und zwar, z. B. in Thüringen, in der Form ſektenartiger Verſammlungen, welche die Arbeit ihres „Pſychographen“ oder ihrer „Geiſtermaſchine“ mit Singen und Beten begleiteten und ſich auch wol über Rezepte gegen Krankheiten, über geſtohlene Gegenſtände und dergleichen Auskunft ertheilen ließen. — In England ließen ſich ſogar geiſtreiche Schriftſteller wie Bulwer und Thackeray, Brougham, Faraday und Sir David Brewſter, in Frankreich Victor Hugo und Pierre Leroux von dem Spuk blenden und vertheidigten ihn öffentlich. In Toulouſe wurden Perſonen von Geiſtern, die ſie nicht gerufen, durch Klopfen und andern Spuk in ihrer Wohnung förmlich verfolgt, und, obſchon ſie ſelbe mit Weihwaſſer (!) zu vertreiben ſuchten, ſogar an verſchiedenen Körpertheilen gebiſſen, ſo daß man die Eindrücke von Zähnen ſah! Endlich vertrieben — Benedictus-Medaillen den ganzen Spuk, der damit ſeinen pfäffiſchen Urſprung verrät.

Es freut uns ſagen zu können, daß in Deutſchland keine Köpfe von Ruf ſich der von den Wilden angenommenen Thorheit ergeben haben. Nur ganz obſcure Leute, die Niemand kennt, pflegen die neue „Wiſſenſchaft“, für welche in Leipzig eine „ſpiritiſch-rationaliſtiſche Zeitſchrift“ (ſchon der Titel iſt koſtbar!), herausgegeben von Jul. Meurer und Osw. Mutze, wirkt, deren Inhalt indeſſen höchſt armſelig iſt.

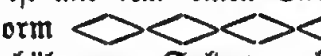
Das Treiben dieſer Leute am Centralpunkte des deutſchen Buchhandels, dem Sitze der größten deutſchen Univerſität, veranlaßte im Winter 1872 auf 1873 den Profeſſor der Phyſiologie, Dr. Czermak, in einem Vortrage über „Hypnotismus bei Thieren“ in ſeinem prachtvollen Privat-Auditorium gegen den Spiritismus aufzutreten, der „ungenau beobachtete Thatſachen“ ohne Weiteres und ohne Beweis für übernatürliche Einwirkungen halte, wobei das ablehnende Verhalten der Naturwiſſenſchaft gegen die bezügliche kulturhiſtoriſche Erſcheinung erklärt und vollkommen gerechtfertigt wurde. Die Wiſſenſchaft kann ſich allerdings nur um ſolche Erſcheinungen bekümmern, bei denen jeder Gedanke

an Täuſchung oder Betrug unmöglich iſt, und dies iſt bei dem Spiritismus eben — nicht der Fall.

Die Leipziger Spiritiſten, an deren Spitze ein polniſcher Graf ſtand, ſetzten gegen Czermaks Auftreten einerſeits im Tageblatte Citationen aus verſchiedenen Schriftſtellern, die aber für ihre Sache nicht das Geringſte beweiſen, andererſeits öffentliche Vorſtellungen in ihrer Kunſt in Scene. Die erſte derſelben beſuchte ich.

Es war ein ſtürmiſcher Winterabend, und ich war froh, das ſchützende Dach der zum Schauplatze des neuen Heils dienenden Reſtauration von Windiſch in der Grimmaiſchen Straße zu erreichen. Dort erhielt man eine Eintrittskarte, ſtieg auf einer engen eiſernen Wendeltreppe in das obere Stockwerk hinauf und fand dort in drei gegen einander geöffneten kleinen Zimmern, welche — zufälliger, aber bezeichnender Weiſe — mit carnevaliſtiſchen Abzeichen und Bildern geſchmückt waren — Narrenabend mußte ja ſein —, eine Geſellſchaft von Herren und Damen des Mittelſtandes, die aber trotz des Spiritismus Jeder ſein materielles Glas Bier vor ſich hatten und demſelben ſehr fleißig zuſprachen.

Ein junger Mann von feinen Manieren und lächelndem Geſichte, der den Vorſitz einnahm, las einen Aufſatz über Spiritismus, der in allgemeinen Phraſen beſtand und nichts Thatſächliches enthielt, — und darauf einen Bericht über ſogenannte Geiſtermaniſeſtationen, die ebenfalls nichts enthielten, was man auf dieſer Welt nicht erfahren kann, und wozu man Geiſter zu befragen brauchte. Ueber das Angehörte eröffnete der Vorſitzende die Discuſſion, in welche ich mich als Neuling im Fache nicht einmiſchen mochte. Sie wurde nur mit Bezug auf untergeordnete Fragen benutzt, über welche ſich ein Herr weitläufig ausſprach, aus deſſen polniſchem Accente ich den erwähnten Grafen zu erkennen glaubte.

Endlich wurde, und das war für mich das einzig Intereſſante und Neue, zum Pſychographiren geſchritten. Dieſes Verfahren, welches das Tiſchrücken und Geiſterklopfen verdrängte, erfordert zwei Dinge, einen Pſychographen und ein Medium. Der Pſychograph iſt ein polirtes hölzernes Brett von Halbkreisform mit erhöhtem Rande. Innerhalb deſſelben ſtehen in doppeltem Halbkreiſe die Buchſtaben des Alphabets, die beiden Wort „Ja“ und „Nein“ und die zehn Zahlzeichen. Im Mittelpunkte des Kreiſes aber iſt mit dem einen Ende eine zuſammenziehbare Scheere von dieſer Form  , wie ſie die Knaben zum Aufſtellen von hölzernen Soldaten benutzen, befeſtigt. Das andere Ende derſelben kann mittels des Zuſammen- und Auseinanderziehens alle erwähnten Zeichen und Wörter erreichen.

An dieſes Inſtrument nun ſetzte ſich ein Medium; das erſte, das ich geſehen. Es war ein blaſſer, ſchmächtiger junger Menſch von etwa

achtzehn oder neunzehn Jahren, welcher die erwähnte Scheere ergriff. Es ging nicht lange, so bewegte sie sich in seinen Händen, fuhr zuerst langsam, dann aber blitzschnell einige Male am innern Rande des Brettes herum und darauf so rasch von einem Buchstaben zum anderen, daß es unmöglich war, zu bemerken, welche derselben getroffen wurden. Das Medium aber besaß diese Gabe und dictirte nun ein Wort nach dem anderen, was dann die anwesenden Spiritisten Alles höchst gewissenhaft in ihre Schreibtafeln notirten. Das Dictirte bestand indessen wieder aus allgemeinen Phrasen und enthielt gar nichts Bemerkenswertes, gar nichts, was sich nicht jeder einigermaßen Gebildete selbst sagen konnte, — gar nichts, wozu man Geister aus dem Jenseits in Anspruch zu nehmen brauchte. Eines dieser Orakel, welche als Geistermanifestationen gelten, war z. B. eine Antwort auf die Frage, warum die Geistermanifestationen immer in der Sprache und sogar in dem Dialekte des Mediums erfolgen; wie sie lautete, weiß ich nicht mehr, sie war aber höchst unbefriedigend. Es war auch gar nicht davon die Rede, welcher Geist durch das Medium sprach, ebensowenig, woher der Geist wissen könne, daß man ihn brauche, und woraus die Spiritisten überhaupt schließen, daß die Offenbarungen des Psychographen von Geistern herrühren. Das Alles verstand sich für die Gläubigen von selbst, deren fanatische Gesichter man nur anzusehen brauchte, um überzeugt zu sein, daß hier umsonst Vernunft gepredigt werden würde.

Und solchen Schwindel mutet man der Naturwissenschaft zu, zu untersuchen oder gar als „neue Naturkräfte" anzuerkennen! Gelangweilt entfernte ich mich nach zwei Stunden Aufenthaltes in dem engen, heißen Lokale. —

Wenige Tage später war ich bei einem mir befreundeten Gelehrten zum Mittagessen eingeladen, und traf dort außer mehreren anderen Gästen auch einen sehr freundlichen, kleinen, alten Herren. Im Verlaufe des Beisammenseins war ich eben daran, dem Hausherrn meinen Besuch bei den Spiritisten zu erzählen, als derselbe mich warnte: Der kleine alte Herr sei Spiritist. Nachher äußerten sich auch andere Gäste über Spiritismus, der eben neben dem Carneval das Tagesgespräch war, und nun war das Eis gebrochen, und der kleine alte Herr begann sich zu äußern: er sei kein Spiritist, erkenne aber an, daß etwas Wahres an der Sache sei. Er erzählte u. A., in seiner Gegenwart habe sich einst ein Tisch, um welchen eine Gesellschaft versammelt gewesen, bis beinahe zur Decke des Zimmers emporgehoben, — er kenne drei junge Damen, welche soweit vorgeschritten, daß sich ihnen die Geister nicht mehr bloß durch Psychographiren, sondern durch Einflüstern in das Ohr offenbaren, — er kenne ebenso eine ältere Dame, welche durch bloße Berührung, ja durch ihren Befehl, schwere Möbel von einer Ecke des Zimmers in die andere versetze, — er selbst habe eines Abends spät

den Wunsch gehegt, eine Geisteroffenbarung zu empfangen, und sich zu diesem Ende mit dem Bleistifte in der Hand an ein leeres Blatt Papier gesetzt (der Bleistift ist bekanntlich ein einfacher Psychograph der Spiritisten), und nach einigem Warten habe sich der Bleistift ohne seinen Willen bewegt, und es habe sich ihm ein verstorbener Lehrer, an den er gar nicht gedacht, geoffenbart. Dann erzählte er auch Psychographengeschichten. Der erwähnte polnische Graf — selbst Medium — habe mittelst des Instrumentes eine Offenbarung von dem (ihm angeblich bis dahin völlig unbekannten) Philosophen Baader und damit einen Auftrag an Professor Hoffmann in Würzburg erhalten, mit dem er dann hierüber in Korrespondenz getreten sei und letztere in Folge neuer Offenbarungen fortgesetzt habe; Hoffmann sei dabei über die Mittheilung von Dingen, die nur er wissen konnte, in das höchste Erstaunen geraten! Und so noch Mehreres. Auf meine und Anderer Fragen, woher die Geister erfahren, daß sie citirt werden, wußte der Erzähler aber nichts zu antworten, und gestand endlich, daß die Aufschlüsse des Psychographen über das Jenseits „sehr unbefriedigend" seien. Wirklich ist auch bei allen bisher bekannten „Manifestationen" noch nicht der geringste Aufschluß über das Jenseits ertheilt worden.

Die Naturforscher haben dargethan, daß das Tischrücken und Tischklopfen eine Folge unwillkürlicher mechanischer Einwirkung überreizter Personen auf jene Möbel sind. Die übrigen erwähnten Erscheinungen werden wol zwischen Selbsttäuschung und Betrug vertheilt werden müssen, wie andere auch, und wir können uns über sie nicht verwundern, wenn wir bedenken, welche erstaunliche, für den Uneingeweihten unbegreifliche Dinge die Taschenspieler zu leisten vermögen.

Auch der neue Geisterschwindel hat seine Apostel und Propheten. Als Solche traten die amerikanischen Brüder Davenport, und ihr Schwager Fay auf, welche seit 1852 in ihrem Vaterland und seit 1864 in ganz Europa mit einem Schranke herum reisten, aber nichts Anderes zu bewirken wußten, als daß sich Einer der Drei von ihnen mit vorher zusammengebundenen Händen in den Schrank setzte und dann die Zuschauer nach einiger Zeit in dem mit einem Fenster versehenen geheimnißvollen Raume Geisterhände sich bewegen sahen und einen gräulichen Spektakel von Musikinstrumenten darin verursachen hörten. Nach Oeffnung des Schrankes aber waren die darin Befindlichen immer noch gebunden. Sie ließen auch scheinbar Musikinstrumente und Anderes herumfliegen. Es begegnete ihnen jedoch das Fatale, daß es dem Taschenspieler Robin in Paris und nachher auch dem Goldarbeiter Hartmann in Dresden u. A. gelang, ihre Gaukeleien getreu nachzuahmen, worauf sie sich nicht mehr getrauten, von Geistern zu faseln und — fortan einfach als Taschenspieler reisten! —

Das Außerordentlichste und Vielseitigste im Reiche des Spiritismus

hat aber jedenfalls der Caglioſtro oder Saint-Germain des neunzehnten Jahrhunderts, Daniel Douglas Home oder Hume geleiſtet, bei welchem man wirklich zweifeln muß, ob der Fanatiker oder der Taſchenſpieler in ihm vorwiege; jedenfalls hat er von Beiden etwas, d. h. er war, wie es wenigſtens den Anſchein hat, nicht blos Taſchenſpieler, ſondern glaubte auch an das, was er ſpielte. — Indeſſen war er keineswegs unempfindlich gegen materielle Vortheile. In London beſchwindelte er (1868) eine Witwe Lyon, ihm auf den angeblichen Befehl des Geiſtes ihres verſtorbenen Mannes 60,000 Pfund Sterling herauszugeben, mußte aber das Geld nach einem gegen ihn durchgeführten Prozeſſe wieder zurückbezahlen. Dieſe Geſchichte wirft jedenfalls ein ſehr ſchlimmes Licht auf ihn und iſt ſehr geeignet, gegen die ſchönen Luftſchlöſſer der Spiritiſten ein ſtarkes Mißtrauen hervorzurufen.

Home iſt 1833 oder 1835 auf den Orkney-Inſeln oder bei Edinburg geboren. Nicht nur dieſe Ungewißheit über Ort und Zeit ſeiner Geburt hat er mit den Heroen älterer Zeiten gemein, ſondern es hat ſich um die Perſon dieſes ſpiritiſtiſchen Wunderthäters ſogar ein Mythos gebildet. „Er ſoll, ſagt Perty, ſchon mit drei Jahren eine entfernte Couſine ſterben ſehen und Perſonen um ihr Lager genannt haben, ſchien als Kind ſich mit Geiſtern zu unterreden, vernahm oft himmliſche Muſik; ſeine Wiege ſchaukelte von ſelbſt, ſeine Spielſachen flogen ihm zu.“ Mit vier (nach einer andern Sage mit zehn) Jahren kam er nach Amerika, dem Eldorado des Spiritismus, und wuchs dort auf. Im Hauſe ſeiner Tante, wo er wohnte, bewegten ſich Möbel aller Art, ſo daß ihn dieſelbe fortjagte. Seit 1850 ſoll er die Gabe des „zweiten Geſichtes“ beſeſſen haben; im Jahre 1855 erſchien er in Europa. Er rückte Tiſche, ließ Möbel tanzen, Geiſtermuſik ertönen, Geiſter erſcheinen, ſchwebte in der Luft u. ſ. w. In Florenz erging ein Volksauflauf gegen den „Zauberer“; in Rom trat er 1856 zum Katholizismus über, und der Papſt reichte ihm das Kruzifix zum Kuſſe mit den Worten: „Das iſt unſer Zauberſtab“. Als er aber dennoch fortfuhr, ſich des ſpiritiſtiſchen Zauberſtabes zu bedienen, forderte ihn (1864) die päpſtliche Polizei auf, ſich alles Verkehres mit der „obern“ und „untern“ Geiſterwelt zu enthalten, und verwies ihn, als er nicht gehorchte, aus der ewigen Stadt, in deren Kerkern ſein Vorgänger Caglioſtro geendet hatte. Seine Vorſtellungen gab er, außer in Italien, in Frankreich, Belgien, den Niederlanden und England.

Seine Glanzperiode erlebte er in Paris, wo er in den höchſten Kreiſen des neubyzantiniſchen Empire ſeine Gläubigen fand und die feinſten Salons mit Geiſterſpuk erfüllte. Selbſt die jetzt in Trümmern liegenden Tuilerien entgingen dieſem Schickſale nicht. Vor dem am Abende ſeiner Laufbahn ſtehenden Napoleon III. ließ er die Geiſter-

hand Napoleons I. erſcheinen und deſſen Namen in ſeiner Handſchrift hinzeichnen.

Bezeichnend iſt, wie Perty erzählt, daß Home's Erhebungen vom Boden in die Luft leichter im Dunkeln erfolgten als in der Helle. Bekanntlich ſind dieſe Schwebungen ein alter Kunſtgriff der Zauberer aller Zeiten und Völker. Home ſoll zu einem Fenſter hinaus und zu einem anderen herein geflogen ſein (80 Fuß über der Straße!). Er konnte glühende Kohlen in die Hand nehmen und bewirken, daß ſelbe auch andere Perſonen ſo wenig brannten wie ihn ſelbſt. Daß Home aber blos in Salons auftrat, iſt der beſte Beweis dafür, daß er zu ſeinen Leiſtungen Vorbereitungen brauchte, wie jeder andere Taſchenſpieler auch. Es ſcheint indeſſen, daß das Gelingen ſeiner Experimente von der Art ſeiner Umgebung abhing. Denn als er 1870 in Petersburg vor einer Gelehrten-Kommiſſion auftreten wollte, gelang ihm nichts mehr; vor Sachverſtändigen verlor er ſeine Zuverſicht und ſeinen Mut, — nur Blindgläubige vermochte er zu blenden. Er ſchien denn auch ſeitdem ſo ziemlich verſchollen zu ſein und ſein Tod vor einigen Jahren erregte kein Aufſehen mehr. Eine Photographie Home's, welche Perty ſah, machte auf Letztern einen ziemlich widerlichen Eindruck.

Als ausführlicher gläubiger Schriftſteller über den Geiſterſchwindel trat in Deutſchland zuerſt ein gewiſſer Epp in Heidelberg auf, welcher in Amerika die „neue Wiſſenſchaft" ſtudirt hatte, alle ihre Manifeſtationen für bare Münze nahm und ſich von Geiſtern der größten Männer, die alle zum Glauben an den Spiritismus bekehrt waren, Offenbarungen machen ließ, die am Ende ſtets — die katholiſche Religion für die wahre erklärten. — Indeſſen haben ſich die katholiſchen Kirchenfürſten in ihren Erlaſſen ſtets gegen das Tiſchrücken und deſſen Abarten als gegen ein Werk „dämoniſcher Mächte" erklärt; denn ein Aberglaube iſt immer eiferſüchtig auf den andern! —

Dem Spiritismus fehlt indeſſen auch die ſich ſelbſt verſpottende Ironie nicht. Wie der Pſychograph überhaupt ſchlechterdings niemals etwas Anderes ſagt, als was das „Medium" oder der das Letztere beeinfluſſende Leiter des Spukes denken und wiſſen kann, ſo muß notwendig, wenn unter die Gläubigen ein Spaßvogel gerät, der Pſychograph auch ſpaßhaft werden. Perty erzählt, daß ein Pſychograph orakelte: „Ich bin das Gleiche, was ihr ſeid. Was ich euch ſage, das könnt ihr euch bei reifer Ueberlegung auch ſagen; ich ſchöpfe nur aus euch, darum iſt meine Rede oft ſinnlos." Auf die beſtürzte Frage der Gläubigen: „Warum ſo unfreundlich? Wir lieben dich ja", erwiderte der boshafte Pſychograph: „Eigenliebe iſt keine Tugend". Ein anderer ſolcher beantwortete die Frage: „Was biſt du für ein Weſen?" richtig mit: „Ich bin euer Aller Geiſt". Jenem polniſchen Grafen in Leipzig

(Führer der dortigen Spiritiſten) antwortete der Geiſt des Apoſtels Paulus, den er fragte, wie man mit einem Geiſte auf einem viele Millionen Meilen entfernten Sterne Verkehr anknüpfen könne, — man ſende ſeine eigenen Gedanken auf unzähligen elektriſchen Linien durch das Weltall, und einer derſelben müſſe dann notwendig den geſuchten Geiſt treffen! Warum? Weil dieſe konfuſe Idee eben die eigene des Herrn Grafen iſt! Der citirte Geiſt Heine's gab einſt obſcöne Gedichte zum Beſten, weil das Medium eine ſolche Meinung von ihm hatte! Bei unwiſſenden Gläubigen haben die Geiſter oft die lächerlichſten Verſtöße gegen Geſchichte und Geographie begangen, und wenn ſie prophezeien ſollten, weit gefehlt. Dem Ex-Kapuziner Franz Ammann, z. B., welcher zwar ſeinen Orden, aber nicht deſſen Wunderſucht aufgegeben hatte und im Jahre 1856 zu Zürich eifrig tiſchklopfte, wovon er die Reſultate in der Schrift „die Ewigkeit iſt kein Geheimniß mehr" veröffentlichte, wurde damals von Napoleon I. einmal geoffenbart, Napoleon III. werde nur noch neun Monate, ein zweites Mal (drei Monate ſpäter) wieder: neun Monate, und ein drittes Mal: noch zwei und ein halbes Jahr regieren!

In ein eigentliches Syſtem wurde der Wahn und Unſinn des Spiritismus gebracht durch den aus den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen ſtammenden Baron Ludwig von Güldenſtubbe, gegenwärtig in Paris lebend. In ſeiner „poſitiven Pneumatologie" (Stuttgart 1870) behauptet er, die Zahl der Anhänger des Spiritismus (den er unrichtig „Spiritualismus" nennt) betrage in Amerika mehr als vier Millionen, und ſeine „Phänomene" ſeien von gegen elf Millionen geſehen worden. „Alle chriſtlichen und politiſch-ſozialen Sekten, die Anhänger der Wiederkunft Chriſti, die neue Pauliniſche Kirche der Freiheit der Kinder Gottes, ſowie die Anhänger Owen's und Fourier's (kürzer wäre: alle Schwärmer und Narren!) ſtrömen in den großen Ocean (!) des „„Spiritualismus"", welchem die Zukunft der Menſchheit anheimzufallen ſcheint", ſagt Güldenſtubbe. Ja, er gibt ſogar ſeiner Richtung einen politiſchen (!) Charakter, nämlich den der Oppoſition gegen das Großſtaatentum und die Nationalitätstheorie". In England und Frankreich gab es, nach Güldenſtubbe, bereits zahlreiche ſpiritiſtiſche Vereine und wie in Amerika mehrere dieſes neue Evangelium verkündende Zeitſchriften, und nun warf er ſeine Netze auch nach Deutſchland aus, welches er aufforderte, gleichwie es die Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts begonnen, — jene des neunzehnten (die der Klopfgeiſter!) zu vollenden! Es iſt Methode in ſeiner Tollheit.

Weß Geiſtes Kind dieſer Prophet des Geiſterwahns iſt, zeigt er gleich in der Einleitung zu ſeinem Werke, in welcher er geradezu allen Aberglauben, welcher je in der Welt getrieben worden iſt, als Wahrheit anerkennt, ſo z. B. die Aſtrologie, die Nekromantik, den Mesmerismus,

ja ſogar die Orakel der Griechen und Römer! Daß er dabei auch die jüdiſchen und chriſtlichen Wunder für bare Münze annimmt, verſteht ſich von ſelbſt. Er ſtellt ſich jedoch keineswegs unter die Vormundſchaft der Prieſter, welche er, wie Du Potet, vielmehr bekämpft (um ſeine eigene Autorität an ihre Stelle zu ſetzen!), und ſtrebt nach einem prieſterloſen Wunder- und Offenbarungsglauben. Der eigentliche Grund und Kern der Lehre Güldenſtubbe's iſt aber der Glaube, daß die Geiſter, ſowol die reinen, als jene der Verſtorbenen — ſchreiben können. Die erſte Spur hiervon erblickt er in den Tafeln mit den zehn Geboten Gottes, welche im buchſtäblichen Sinne vom Finger Gottes geſchrieben ſeien, die zweite in der Schrift, welche bei dem Gaſtmale Belſazars an der Wand erſchien! Das Nämliche iſt er auch von den Offenbarungen der Inder in den Vedas und Mohammed's im Koran anzunehmen geneigt. Das Tönen der Memnonsſäule iſt ihm ebenfalls eine „direkte, wenn gleich nur hörbare Manifeſtation der überſinnlichen Welt!" Ebenſo ſollen Pythagoras, Sokrates, Platon und andere Philoſophen, die Alexandriner, die Kabbaliſten, Paracelſus und die Aſtrologen „ſpiritualiſtiſch inſpirirt geweſen ſein".

Wie Güldenſtubbe auf ſein Syſtem gekommen, erzählt er folgendermaßen: Im Jahre 1850 überbrachte ihm eine „amerikaniſche Hellſeherin die angebliche Entdeckung eines experimentalen Verkehrs mit der Geiſterwelt durch das Klopfen. Erſt nach ſechs Monaten gelang es ihm, mit derſelben einen Zirkel nach amerikaniſchem Muſter zu Stande zu bringen, wobei ihm jedoch die eiferſüchtigen Magnetiſeure ſowol, als, nach dem Staatsſtreiche Bonaparte's, die mißtrauiſche, Verſchwörungen witternde Polizei, Schwierigkeiten in den Weg legten. Dieſe Zirkel wurden gewöhnlich von zwölf Perſonen gebildet, von denen ſechs die negativen oder ſenſitiven Elemente repräſentirten."

Nach Verlauf mehrerer Sitzungen ſpürten alle Glieder des Zirkels gemeinſchaftlich und im gleichen Augenblicke, wo die „intelligenteſten" Perſonen in Gedanken „Geiſter aufriefen", — ſtoßartige, elektriſche Erſchütterungen, und mehr oder minder ſenſible Perſonen hatten gemeinſchaftliche Viſionen. „Odiſche Feuerkugeln, mit verſchiedenen Regenbogenfarben, verwandelten ſich allmälig in eine Säulenform, aus welcher nach und nach ſchattenartige Menſchengeſtalten ſich entwickelten." Erſt nach zwanzig Sitzungen erreichte man das „direkte Geiſterklopfen" der Amerikaner, als der „bekannte Veteran des Magnetismus", Graf d'Ourches, an den Sitzungen Theil zu nehmen begann. Güldenſtubbe behauptet, ihm und d'Ourches ſei es, zuerſt in Paris, gelungen, Tiſche ohne alle Berührung in Bewegung zu ſetzen; zuweilen hätten ſogar Tiſche ohne Berührung in der Luft geſchwebt und wären von unſichtbaren Mächten durch das Zimmer getragen worden. Er ſelbſt hätte damals die Fähigkeit gehabt, Tiſche von weitem

zu ſich rufen zu können; ſie hätten ſeinen Befehlen gehorcht wie vernünftige Weſen, angezogen durch eine geheimnißvolle Attraktionskraft. Mit Hilfe ſeines „Familien-Genius“ hätte der an der Gicht leidende Graf d'Ourches die Klingeln aller Thüren des Verfaſſers in heftige Bewegung gebracht, wenn er nicht ſelbſt zu ihm kommen konnte! Er und ſeine Schweſter hätten dann den Grafen in ätheriſcher Geſtalt ins Zimmer treten und zuweilen auch den Sitzungen beiwohnen geſehen. Beide Geſchwiſter, behauptet er ferner, hätten von Kindheit auf die Gabe, Geiſter und auch Doppelgänger zu ſehen, und könnten ſich ſelbſt gegenſeitig nach Belieben an entfernte Orte verſetzen! Im Jahre 1854 ſollen die Tiſche dem Willen Güldenſtubbe's unbedingt gefolgt ſein und ſich wie lebende Weſen nach den verſchiedenſten Richtungen bewegt haben. Enthuſiaſtiſche Geiſterklopfer entlehnten Güldenſtubbe's Tiſche zu ihren Soireen, und ein gewiſſer Henri Delaage war ſo verrückt, „daß er dieſelben umarmte und an ſein zartes, gefühlvolles Herz drückte“.

Den Gipfel des Syſtems, eine Geiſterſchrift, entdeckte Güldenſtubbe, wie er behauptet, ſchon im Jahre 1853, indem er auf ganz reinem, in ſeinem Pulte verſchloſſenem Briefpapiere fremdartige Schriftzüge fand, welches „myſteriöſe Geſchreibſel“ ſich ſo oft wiederholte, daß er zuletzt nicht einmal reines Papier zum Briefſchreiben in ſeinem Schreibtiſche mehr vorfand. Hierdurch zu Experimenten ermuntert, legte er, nach ſeiner Ausſage zum erſten Mal am 1. Auguſt 1856, reines Papier mit einer Bleifeder in ein Käſtchen, verſchloß daſſelbe, übergab den Schlüſſel dem Grafen d'Ourches (!) und erreichte am 13. des genannten Monats, indem er das Papier auf einen kleinen Glastiſch legte, — dreißig Geiſterſchriften; merkwürdiger Weiſe ſei aber nie die Seite des Papiers, wo der Bleiſtift ſich befand, beſchrieben geweſen, ſondern die entgegengeſetzte, gegen die Glasplatte gekehrte. Güldenſtubbe erzählt, er habe es endlich dahin gebracht, daß „viele Zeugen die Schriftzüge ſich bilden ſahen vor ihren Augen, bei hellem Tages- oder Kerzenlicht. Der Dichter La Boulaye habe die einzelnen Buchſtaben langſam auf ſeinem Rockärmel (!) und auf einem an die Wand gehefteten Papier ſich bilden geſehen und Lacordaire, Bruder des bekannten Dominikaners, habe auf dem von mehreren Prieſtern, die zugegen waren, mit Weihwaſſer beſprengten und an die Wand gehefteten Papier, ein großes Kreuz ſich raſch bilden geſehen, welches der Abbé Maurice als Reliquie einfaſſen ließ, — und ſo andere Figuren mehr.

Die Geiſterſchriften gehörten verſchiedenen Sprachen an, nämlich immer der Mutterſprache des Verſtorbenen, welcher ſchrieb, und trugen angeblich auch deſſen Handſchrift. Dieſe Verſuche wurden in's Große getrieben. Man legte Papiere auf die Königsgräber zu Saint-Denis,

und die ſtolzen Kapetinger waren ſo gefällig, dem Herrn Güldenſtubbe und Compagnie ſofort gehorſamſt mit ihrer Unterſchrift aufzuwarten. Man erhielt diejenige Franz I. zu Fontainebleau, Marie Antoinettens zu Trianon, des wunderthätigen Diakonus Pâris an deſſen Grab vor dem Hauptaltare der Kirche St. Medard zu Paris. Aus dem Rachen eines antiken, bei Platää gefundenen Löwen im Muſeum des Louvre erhielt der Spiritiſt Robert Dale Owen, Sohn des Sozialiſten Owen, nach ſiebenmaligem Verſuche, die Unterſchrift des Pauſanias, des Siegers von Plataiai, jedoch in ioniſchem Dialekte, nicht in ſeinem doriſchen. Im ägyptiſchen Saale desſelben Muſeums erhielt man die Zeichnung einer Hieroglyphe von Geiſterhand, bei der Statue des Auguſtus deſſen Unterſchrift. In der Glyptothek von München ſchrieben Hannibal, die Kaiſerin Livia und der Wunderthäter Apollonios von Thana Sentenzen auf Blätter, die an die Sockel ihrer Büſten gelegt worden waren; im Belvedere zu Wien unterzeichnete ſich Germanicus ebenfalls bei ſeiner Büſte. Andere Unterſchriften waren undeutlich. Aus einem M und S ſchloſſen die Geiſterſeher auf Maria Stuart. Manche Schriften wurden auch gar nicht unterzeichnet. Am Sarge der heiligen Genoveva erhielt man unentzifferbare Zeichen, aus welchen Güldenſtubbe nachher die bald nach dieſer Manifeſtation erfolgte Ermordung des Erzbiſchofs Sibour herausdeutete. Euripides war ſo artig, bei ſeiner Miniaturſtatue im Louvre einen „pythiſchen Dreifuß“ zu zeichnen, welcher an die erſten graphiſchen Verſuche eines dreijährigen Kindes erinnert. Die uns in Güldenſtubbe's Werk vorliegenden Schriftproben beſitzen übrigens unter ſich ſo viel auffallende Aehnlichkeit, ohne Rückſicht auf weite Schranken des Raumes und der Zeit, daß ſie gleichſam ihren Urſprung aus einer Fabrik deutlich genug verraten. Denn darüber wird wol kein Vernünftiger im Zweifel ſein, daß wir es, wie bei dem Tiſchrücken und Tiſchklopfen, auch hier nicht mit Geiſtern, ſondern auf der einen Seite mit überreizten, Sinnestäuſchungen vorſpiegelnden Nervenſyſtemen und partiellem Wahnſinn, und anderſeits mit gewandter Taſchenſpielerei und raffinirtem Betruge zu thun haben. Alle möglichen Schriften nachzuahmen und Handſchriften durch chemiſche Mittel erſcheinen und verſchwinden zu machen, hat bei einiger Uebung keine Schwierigkeit. Sehr bezeichnend iſt die Naivetät, mit welcher Güldenſtubbe erzählt, daß ſich die Geiſtermanifeſtationen, als er und ſeine Schweſter von dieſer Beſchäftigung „erſchöpft“ waren, vermindert hätten; denn da ſeine Geiſter nur in ſeinem Gehirn exiſtiren, mußten ſie natürlich zugleich mit ihm erſchöpft werden. Güldenſtubbe's Manier hat auch ein Geiſterbeſchwörer in Boſton angenommen, welcher ſich öffentlich „Poſtmeiſter aus dem Geiſterreich“ nannte und einen Briefwechſel zwiſchen Lebenden und Todten, das Stück zu einem Dollar, vermittelte. Auch beſorgte er Bildniſſe von Verſtorbenen, die im Geiſterreiche gezeichnet wurden.

Ein weiteres Stadium des Spiritismus ist nämlich das Geisterzeichnen. Leute, welche niemals zeichnen gelernt, „aber Medien sind, zeichnen, angeblich durch die Kraft verstorbener Maler, die Bilder verstorbener Personen, welche sie nie gesehen hatten, und die Gläubigen finden dieselben ausgezeichnet getroffen! Ein solcher spiritistischer Künstler, Duguid (ein Schotte), zeichnete nur im dunkeln Zimmer und mit verschlossenen Augen. Er war Ekstatiker und Geisterseher und erhielt einst von dem Geiste Jakob Ruysdaels eine genaue Zeichnung seines Kupferstiches „der Wasserfall" und zwar mit Weglassung einiger von Berghem auf demselben eingezeichneten Figuren; mit der Zeit begann er auch, unter dem Einflusse von Ruysdael und Jan Steen in Oel zu malen."

Die Geister schreiten aber mit der Zeit fort; sie lassen sich auch photographiren. „Wenn Medien photographirt werden, sagt Perty, oder auch andere Personen durch Medien oder doch in Gegenwart von solchen, so erscheinen manchmal neben, vor oder hinter der Hauptfigur ein oder selbst mehrere verwischte Bilder, zuweilen in eigentümlicher Lichtumgebung, welche bisweilen verstorbenen Verwandten oder Freunden der photographirten Person ähneln, gewöhnlich aber sehr undeutlich sind." Diese Erscheinung wurde zum ersten Male in Boston 1860 beobachtet (oder in Scene gesetzt). Daß solche Gaukeleien durch die Photographen oder die Photographirten oder durch gegenseitiges Einverständniß Beider hervorgebracht werden, ist vielfach nachgewiesen worden. Zu besonderer Vervollkommnung brachte diesen Schwindel der schlaue Pariser Bouguet, der sich damit einen einträglichen Erwerbszweig schuf.

Ein Artikel der „Neuen Freien Presse" erzählt hierüber: Bouguet, seines Zeichens ein bankerotter Schneider, hatte die Photographie erlernt, um sein Leben zu fristen, und befand sich bald, nachdem ihn Allan Kardec, der Vorstand der Pariser Spiritisten, gewonnen hatte, im flottesten Fahrwasser. Die Photographie des Geistes wurde gewöhnlich zugleich mit derjenigen der Person genommen, welche jenen citirt wissen wollte. Im Vereine mit seiner schlauen Kassierin wußte der Künstler auf allerlei Umwegen, öfters nach mehrmaligen Wiederbestellungen, von den Bestellern Einiges über das Aeußere des geliebten Gegenstandes herauszulocken, dessen Bild gewünscht wurde. Danach ward aus einer Sammlung von gegen dreihundert bewundernswürdig ausgeführten Köpfen aus Wachs und Papiermaché, welche sich Bouguet nach und nach angelegt hatte, der entsprechende ausgewählt, einer Gliederpuppe aufgesetzt und sodann in einen weiten grauen Schleier drapirt; von diesem künstlichen Phantom wurde ein noch dazu verschwommenes Abbild auf Glas genommen und in das Objektiv gebracht, bevor zur eigentlichen Aufnahme geschritten wurde. Dieser ging natürlich all jener Hocuspocus

voran und zur Seite, der bei einer ordentlichen Geiſter-Erſcheinung nicht fehlen darf; Ohnmachten und Krampfanfälle waren dabei ſo häufig, daß ein beſonderes Krankenzimmer für derlei Fälle vorhanden und ein Chirurg ſtets anweſend war. Selten kam es vor, daß die Photographien der ſeligen Geiſter ihren verſtorbenen Körpern unähnlich gefunden wurden; wenn es der Fall war, hatte der Künſtler Entſchuldigungen genug zur Hand, citirte wol auch den Geiſt zum zweiten Male und machte es dann entſchieden beſſer, da er nunmehr eingehender informirt war. Dagegen gelang es ihm öfters, ſich Original-Porträts zu verſchaffen, nach welchen er dann natürlich mit dem glänzendſten Erfolge zu operiren vermochte, ſo daß der Ruhm, den ein ſolcher Glücksgriff verbreitete, ſtets die Dutzende von Nieten vor und nach ihm überwog. Nicht ſelten wurde die einzelne Photographie mit 4—5000 Francs bezahlt. Allerdings mußte Bouguet theilen mit zwei Helfershelfern: Leymarie, dem Redacteur der Revue Spirite, welcher die Reclame beſorgte, und Firman, einem Amerikaner, der als Medium fungirte. Der noblen Aſſociation ging aber trotz alledem das Geſchäft zu langſam; ſie beſchloß daher, es fabrikmäßig vergrößert zu betreiben. Der Preis wurde auf 20 Francs per Karte herabgeſetzt und bekannt gemacht, daß für dieſes Spottgeld das Abbild jedes Dahingeſchiedenen ohne perſönliche Vermittelung des Beſtellers zu erhalten ſei, wenn der Letztere ſich nur verpflichten wolle, während einer beſtimmten Stunde ſich in inbrünſtigem Gebete mit Wirkung auf die Ferne hin der frommen Arbeit des Photographen anzuſchließen. Da die Thörichten bekanntlich nicht alle werden, ſo nahm die Geiſterporträt-Fabrik allerdings einen erneuten Aufſchwung, allein ſie hatte ſich gleichzeitig den Nagel zu ihrem Sarge geſchmiedet. Der Preis war zu gering, um nicht zur wiederholten Verſuchung zu reizen; dabei kamen die tollſten Intermezzi vor, bis endlich das Uebermaß unverſchämter Gaunerei den ſchmutzigen Krug zum Ueberlaufen brachte. Auf die Anzeige eines zur Vernunft gekommenen Gläubigen, eines Engländers von höherem Range hin wurde plötzlich im April 1875 eine Hausſuchung in Bouguet's glänzendem Atelier gehalten, deren Ergebniß zu ſeiner ſofortigen Verhaftung führte. Denn die unzweifelhafteſten Belege für die allerroheſten Betrügereien wurden allſogleich aufgefunden, und der „Engelmacher" verſuchte ihnen gegenüber gar kein Entſchuldigen oder Leugnen, im Gegentheile, er verlachte nur die Leichtgläubigen, die er düpirt hatte. Die Aſſiſen, vor welchen dieſe Cause célèbre unter ungeheurem Aufſehen verhandelt wurde, verurteilten die Betrüger zu hohen Freiheits- und Geldſtrafen. Die Spiritiſten aber ſtreuten Aſche auf ihre Häupter, und ſelbſt die Tiſche bewegten ſich eine zeitlang nicht mehr, aus tiefer Trauer über die böſe Welt.

Die Geiſter ſind aber auch *muſikaliſch*. Medien, welche niemals Unterricht in der Muſik erhalten, werden unter der Leitung der

Geiſter verſtorbener Muſiker zu Virtuoſen im Geſang und auf Inſtrumenten (wenn es wahr iſt). Aber auch auf Inſtrumenten, die von keinem Menſchen berührt werden, ſpielen Geiſter; ja man hört Geiſtermuſik, ohne daß von Inſtrumenten etwas zu bemerken iſt.

Dazu paßt es denn, daß auch die Kunſt des Tanzens von den Geiſtern großer Tänzerinnen auf Medien übertragen wird. Ja, in Nordamerika treten in öffentlichen Verſammlungen Perſonen auf, welche in verzücktem Zuſtande Reden halten.

Als neueſten Geſchmack der Geiſter führt Perty an, daß ſie die Gläubigen mit friſchen, noch bethauten Blumen überſchütten: „die Enden der Stengel waren aber (in einer Sitzung bei Güldenſtubbe) wie geſchwärzt und verbrannt. Auf Befragen erklärten die Geiſter, das komme von der Elektrizität, deren ſie ſich zum Abpflücken bedient hätten.“ (!!)

Ebenſoviel Aufſehen wie das erſte Auftauchen der Geiſter-Photographien erregte der weitere ſpiritiſtiſche „Fortſchritt“ des Auftretens ſicht- und ſogar fühlbarer Geiſter. Man nannte dies die Materialiſation der Geiſter. Auch dieſer neue Schwindel erſchien zuerſt in Amerika. Hier und in England ließ ſich in den ſpiritiſtiſchen Kreiſen der Geiſt einer gewiſſen Katie King ſehen, photographiren und befühlen.

Die Geſchichte dieſes „Geiſtes“ berichtet der erwähnte Artikel der „N. Fr. Pr.“ folgendermaßen: An einem ſchönen Mai-Abende des Jahres 1875 verſammelte ſich eine Anzahl hervorragender Mitglieder des Londoner Spiritiſtenbundes auf der Villa des Mr. Henry Cook in Hackney. Der Geiſt der Katie King, welcher ſchon einigemale ſo herablaſſend geweſen war, ſich bei vollem Tagesſchein flüchtig zu zeigen, ſollte citirt und bei Magneſiumlicht photographirt werden. Im Salon war durch Vorhänge eine Dunkelkammer geſchaffen worden. Zunächſt wurde das Medium, Miß Florence Cook, von anweſenden Frauen bis auf die Haut auf das genaueſte unterſucht, dann in ein ſackartiges Waterproof-Gewand eingenäht und mit Bändern und Stricken auf das ſtrengſte gefeſſelt, ſo zwar, daß die letzteren noch an feſte Gegenſtände angebunden werden konnten und jede Bewegung unmöglich war. Zum Ueberfluß verſiegelte ein Mr. J. C. Luxmoore die Knoten mit ſeinem Petſchaft. Nachdem ſämmtliche Anweſende ſich von der vollkommenen Hilfloſigkeit des Mediums überzeugt hatten, wurde daſſelbe auf eine Chaiſelongue gelegt und in das Cabinet getragen. Wenige Minuten darauf trat eine weiße Geſtalt in den Eingang der Dunkelkammer, Jedermann ſichtbar. Es war der Geiſt Katie King, gekleidet in ein weißes, ſchlaff anliegendes und kurzes Gewand, das die Schultern und Arme, die über der Bruſt gekreuzt waren, freiließ. „Ihr weißes Kopftuch war zurückgeſchlagen, ſo daß das reiche braune Haar deutlich ſichtbar war. Ihre großen, glänzenden Augen waren von dunkelblauer oder grauer Farbe. Ihre Haltung ſchien erregt, „faſt als ob ſie lebte“, ihre Wangen und Lippen waren friſch

und rot.“ Katie benahm ſich ganz ungezwungen, wandelte auf und ab, machte ihre Bemerkungen über die Anweſenden, welche vor Entzücken außer ſich waren, und kam endlich ſogar ganz aus dem Cabinet hervor. Als das Geſinde der Villa ſich durch die geöffnete Salonthür hereindrängen wollte, verbat ſich der ſubtile Geiſt dieſe Beläſtigung; dagegen lehnte er ſich vertraulich an Mr. Luxmoore's Schulter, ſpielte mit deſſen Augenglas und kraute ihm ſchelmiſch den Kopf. Ja er ließ ſich ſogar herbei, die Handlampe ſelbſt zu ergreifen, um ſein Geſicht damit zu beleuchten. Eben war das materialiſirte Zwiſchenweſen wieder vor den Eingang der Dunkelkammer getreten, als plötzlich zu Jedermanns Entſetzen über ihm ein langer, kräftiger, rechter Mannsarm in der Luft erſchien, welcher die Fauſt ſchüttelte und dann mit den Fingern ſeltſame Bewegungen machte. Sofort kehrte ſich Katie erboſt um und interpellirte den frechen Eindringling. „Es iſt doch eine Schmach,“ ſagte ſie, „daß ein anderer Geiſt ſich hineinmengt, während ich mich photographiren laſſen will! Er ſolle ſich ſcheeren“ — und ſo that denn auch gehorſam der fremde Schäker. Unter der Einwirkung des in das Kabinet fallenden Lichtes ſchien indeſſen die Kraft des Mediums immer ſchwächer zu werden, womit natürlich auch der Geiſt zerging; zuerſt verſchwand der untere Theil der Geſtalt, dann ſank ſie allmälig zuſammen, bis nur noch die Büſte über dem Boden ſichtbar war; der übrige Körper ſchien völlig verſchwunden. Ihre letzten Worte waren eine Mahnung an die Anweſenden, einige Minuten ſitzen zu bleiben und zu ſingen, „denn es ſei ein ſtarkes Stück, keine Beine zu haben, um darauf zu ſtehen.“ Dem Befehle ward gehorſamt, und ſiehe da, nicht lange darauf kam Katie wieder in ganzer Geſtalt zum Vorſchein, wie früher, und eine zweite photographiſche Aufnahme konnte erfolgen. Dann ſchüttelte der Geiſt Mr. Luxmoore die Hand, trat in das Kabinet zurück und rief den Anweſenden zu, das Medium zu entfeſſeln. Die einzige Bedingung, welche die gute Katie King bei ihrer Materialiſation geſtellt hatte, war geweſen, daß Niemand ſeine Augen auf ſie heften dürfte, während ſie vor dem Photographen ſtand; ſie iſt natürlich treulichſt erfüllt worden. Die ganze Sitzung dauerte zwei Stunden mit einer halbſtündiger Erholungspauſe für den angegriffenen Geiſt.

Die Photographien waren trefflich geraten und wurden zu Tauſenden unter dem Publikum verbreitet. Es iſt nicht zu leugnen, ſie haben der Sache des Spiritismus zahlreiche Proſelyten gewonnen. An den Bericht ſtießen ſich Wenige, er war von guten Namen unterſchrieben, und deren Autorität verzeiht man in England ſogar die Stupidität. Der Geiſt Katie King aber bekam nunmehr erſt Geſchmack an der Sache und begann auf Gaſtrollen in der Materialiſation zu reiſen. Er wanderte von Medium zu Medium, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, endlich ſogar über's große Waſſer nach Nordamerika. Das

Alles muß ja Geiſtern eine Kleinigkeit ſein. Aber obgleich unter den ſmarten Yankees, ſeinen Erfindern, der Spiritismus faſt noch üppigere Blüten treibt, als im alten Mutterlande, ſo ereilte doch des Schickſals Stimme, welche bekanntlich nach Clauren-Hauff der Zug des Herzens iſt, auch die gute Katie King. Anfänglich hatte der Geiſt recht nette Geſchäfte gemacht. Von New-York durch ſein Medium nach Philadelphia gebracht, war es ihm gelungen, in dieſer Stadt der Nüchternheit die nüchternſten Köpfe verrückt zu machen, wenn ſie es nicht vorher ſchon im gewiſſen Grade waren. Dies ſcheint namentlich der Fall geweſen zu ſein bei Mr. Robert Dale Owen, einem politiſchen Schriftſteller von Ruhm, Sohn des bekannten Chartiſten, früher eine zeitlang Geſandter der Vereinigten Staaten in Neapel. Dieſer Herr hatte ſich in ſeinen alten Tagen dem Spiritismus zugewendet und war von der Materialiſation des Geiſtes Katie King dermaßen enthuſiasmirt worden, daß er ſeinen Gefühlen in einem transcendentalen Eſſay des „Atlantic Monthly“ geräuſchvoll Luft machte. Für ihn war die beſeligende Erſcheinung diejenige eines weiblichen Meſſias, der jedem Ungläubigen das unvergängliche Daſein in der alten Körpergeſtalt nach dem Tode ad oculus demonſtirte und damit das Fundament legte zu einer neuen Religion für alle Völker der Welt. Leider aber war dieſer ambroſianiſche Lobgeſang auch die Sterbehymne der Katie.

Wie es kam, weiß man nicht recht genau; es wird jedoch erzählt, ein geriebener Reporter — und es giebt deren in Amerika — habe es ſich in den Kopf geſetzt, der Sache auf den Grund zu kommen, und es ſei ihm geglückt. Zum höchſten Erſtaunen der Welt, zur Verzweiflung der Spiritiſten, erſchienen gleichzeitig mit dem Owen'ſchen Artikel: „Katie King's Bekenntniſſe“. Es waren ſo plumpe Scherze, die darin enthüllt wurden, daß ſie Jedem, der nur irgend einmal Intereſſe an der Sache genommen hatte, die heftigſte Schamröte ins Geſicht treiben mußten. Annie Morgan war ein ganz gewöhnliches, ungebildetes Dienſtmädchen, welches anfangs des Spaßes halber ſich dazu hergab, den Medien an die Hand zu gehen, ſpäter aber Geſchmack an der Ueberliſtung ſo vieler Höhergeſtellten fand und ein lucratives Gewerbe daraus machte. Die Mittel, welche behufs der Täuſchung in Scene geſetzt wurden, ſind ſo einfältig und roh, daß man darüber lachen müßte, wenn man den Ekel überwinden könnte und die Trauer über die unbegreifliche, bodenloſe Leichtgläubigkeit oder Verkehrtheit von Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts, die ſich nichtsdeſtoweniger zu den Gebildeten zählen. Ihnen Vernunft predigen hilft aber nichts, nur Thatſachen, wie die erzählten, können ſie erſchüttern. Aber auch das nicht einmal, ſie nennen dieſelben einfach: Prüfungen!

Daß die Enthüllungen des ehemaligen Geiſtes jenſeits und diesſeits des Oceans gewaltiges Aufſehen machten, iſt leicht erklärlich. Am

ſchlimmſten wirkten ſie auf den armen Mr. Robert Dale Owen; umſonſt hatte er ſich alle Mühe gegeben, ſeinen Verhimmelungs-Artikel zurückzuziehen, zu unterdrücken — er war ſchon in alle Welt gegangen, und alle Welt lachte. Da brach denn bei dem Unglücklichen in vollſter Wucht aus, was bei den geſammten Spiritiſten unter der Decke ſchlummert — er wurde wahnſinnig und befindet ſich gegenwärtig im Irrenhauſe. Fürwahr eine deutliche Warnung! Die Geſchichte erhält ihre Pointe aber erſt durch das Folgende: Katie King iſt die Gattin des Reporters geworden, der ſie ſo klug interviewte; das war der Preis, um welchen ſie einzig ihr Geheimniß auf Koſten ihrer Reputation hingab. Aber dergleichen macht in Amerika berühmt, nicht anrüchig. Ueberdies war ſie eine hübſche Perſon und hatte ſich einen Notpfennig beiſeite gebracht. —

Den neueſten ſpiritiſtiſchen Skandal verübte in Europa der Amerikaner Slade, der ſich für ein Medium ausgab und Geiſtererſcheinungen, Geiſterſchriften und allerlei Spuk hervorbrachte. Trotzdem, daß er in London wegen Betrugs verurteilt worden und daß ihn in Berlin der Magiker Hermann in ausgedehnteſtem Maße entlarvte, gelang es ihm in Leipzig, den bis dahin als wiſſenſchaftlichen Forſcher hervorragenden Aſtrophyſiker Profeſſor Zöllner zu bethören und zu ſeinem gläubigen Schüler zu machen. Zöllner war durch metaphyſiſche Spekulationen, die ihm von der geſunden naturwiſſenſchaftlichen Forſchung ablenkten, auf die phantaſtiſche Idee gekommen, die von manchen Mathematikern und Phyſikern geſuchte und vermutete „vierte Dimenſion“ des Raumes wäre den ſogenannten Medien bekannt und ermögliche ihnen ihre von der Welt nicht begriffenen Ausführungen. Für den geſunden Menſchenverſtand liegt kein Grund und Bedürfniß vor, mehr als drei Dimenſionen des Raumes anzunehmen; ſollte es aber in uns unbekannten Gegenden des Weltraumes mehr geben, ſo läge wieder kein Grund vor, bei einer vierten ſtehen zu bleiben, — es könnten ebenſogut unzählige angenommen werden. Profeſſor Zöllner wählte nun ein höchſt ſonderbares Mittel, die angeblich vierte Dimenſion zu ergründen; er nahm an, daß wir Weſen mit drei Dimenſionen nicht im Stande ſeien, in einen an beiden Enden feſt vereinigten alſo endloſen Faden Knoten zu knüpfen, während dies doch jeder Taſchenſpieler, freilich durch Täuſchung Anderer, zu Stande bringt. Zöllner glaubt, dies vermögen blos Weſen einer andern Welt, Bewohner des Jenſeits, Geiſter und beziehungsweiſe deren Werkzeuge, die Medien, denen vier Dimenſionen zur Verfügung ſtehen. Er ſetzte dies dem „Medium“ Slade auseinander und bat ihn, in einen Faden, deſſen beide Enden er mit ſeinem eigenen Siegel verbunden, einen Knoten zu knüpfen. Slade, welcher gänzlich ungebildet iſt, verſtand zwar ſolche Knoten zu ſchürzen, ahnte aber nichts von einer vierten Dimenſion und glaubte den Auftrag am ſicherſten zu vollziehen,

indem er ſtatt eines Kotens gleich vier ſolche in dem Faden anbrachte, welche ſodann Zöllner vollends zum Gläubigen des Spiritismus machten. So geſchehen im Jahre 1877 am Sitze einer der größten Univerſitäten des forſchenden Deutſchland! Wir erſehen daraus, daß die auffallendſten Entlarvungen des ſpiritiſtiſchen Treibens nicht im Stande ſind, ſogar hochſtehende Geiſter, geſchweige denn gewöhnliche und leichtgläubige, davon abzuhalten, daß ſie in die Netze eines von den Wilden ausgeheckten rohen Aberglaubens fallen!

23. Das Syſtem des Spiritismus.

Der Spiritismus iſt die unſerer gegenwärtigen Zeit eigentümliche Form der myſtiſchen oder magiſchen Erſcheinungen im Glauben, Denken und Treiben des Menſchen, wie die Orakel, Augurien u. A. es im Altertum, wie das Hexentum es im Mittelalter und am Anfange der neuern Zeit, wie es der „thieriſche Magnetismus“ und die eigentliche Geiſterſeherei im achtzehnten Jahrhundert waren. Das Aufkommen des Spiritismus, dieſes amerikaniſchen Importes an der Stelle früherer myſtiſcher und magiſcher Liebhabereien iſt eine einfache Folge des überaus ſtarken Verkehres zwiſchen Europa und Amerika, wie er in neueſter Zeit ſich geſtaltet hat und durch die transatlantiſchen Kabel noch inniger geworden iſt, und darum auch nur eine neue Form alten Wahnes und vollkommen eben ſo trügeriſch wie das Hexenweſen und alle übrigen Modifikationen menſchlicher Thorheit.

Er iſt denn auch keineswegs von dieſen letzteren getrennt, und dieſelben beſtehen nicht nur noch neben ihm fort, ſondern ſind ſogar in die engſte Verbindung, ja Verſchmelzung mit ihm getreten. Am meiſten iſt dies mit dem Spuken der Fall, d. h. mit Lärm, boshaften Neckereien, Herumwerfen und Zerſtören von Gegenſtänden, wovon den Zeugen die Urſache unbegreiflich iſt. Das Spuken kommt ſehr häufig mit dem Tiſchrücken, Geiſterklopfen und Pſychographiren verbunden vor, iſt aber in Europa viel länger einheimiſch als dieſe letzteren Erſcheinungen (oben S. 11).

Gleich dem Spuken haben auch die ebenfalls mit dem Spiritismus, und zwar noch notwendiger, verknüpften, in Europa aber uralt einheimiſchen Geiſter- und Geſpenſter-Erſcheinungen wahrſcheinlich einen mythiſchen Urſprung. Sie ſind Ueberbleibſel der früher verehrten Götter, welche unter der Herrſchaft der Chriſtentums nicht mehr als ſolche gelten dürfen, ſondern zu Geſpenſtern herabgeſunken

ſind. Alle Mythologien kennen Göttererſcheinungen, welche auf's Haar den Geiſterviſionen neuerer Zeiten gleichen, ja es iſt daſſelbe der Fall mit den Gottes- und Engelserſcheinungen des Judentums und des Urchriſtentums. Es ſind mithin nur dergleichen Sagen durch wiederholtes Erzählen und Uebertreiben in den Familien vervielfältigt und ausgeſchmückt worden (oben S. 10 f.).

Außer der geſchäftigen, phantaſiereichen und erfinderiſchen Fama wirkt bei allen dieſen Erſcheinungen jedenfalls die Viſion mit, d. h. das mehr oder weniger krankhafte Erblicken von Dingen, welche der Betreffende wirklich zu ſehen glaubt, die aber nicht vorhanden ſind. Derſelben entſpricht in Bezug auf das Gehör die nicht ſeltenere Audition und in Bezug auf mehrere Sinne zugleich die Hallucination.

Ein draſtiſches Beiſpiel hiervon iſt mir aus nächſter Umgebung bekannt. Eine mir nahe ſtehende Dame hatte als Mädchen von dreizehn Jahren, in welchem Alter ſich bekanntlich ohnehin das Blut in Aufregung befindet, nacheinander drei merkwürdige Viſionen. Als ſie eines Abends ſpät einen Beſuch mit dem Lichte die Treppe hinab begleitet hatte und wieder zurückkehrte, ſah ſie plötzlich den Tod, wie man ihn als Gerippe, „mit Stundenglas und Hippe" abbildet, hinter ſich her die Treppe heraufſteigen, mit jedem Schritte mehrere Stufen überſchreiten und ihr zähnefletſchend mit der Senſe drohen. Sie fürchtete ſich entſetzlich und kam athemlos und leichenblaß bei den Ihrigen an. — Nach einiger Zeit wollte ſie eines Abends zu Bette gehen und ſah, als ſie ihr Bett abdeckte, den Tod darin liegen, der ſie grinſend anſchaute. Als das Bild verſchwand, glaubte ſie ſogar in dem Kiſſen den Abdruck des Schädels zu bemerken. — Wieder etwas ſpäter wollte ſie vom Geſimſe eines Fenſters, deſſen Vorhänge heruntergelaſſen waren, etwas holen, als plötzlich der Tod die Vorhänge von einander riß, dazwiſchen herausſchaute und die Zähne gegen ſie fletſchte. — Kurze Zeit vor dieſen Viſionen hatte ſie den Todtentanz von Holbein mit Intereſſe betrachtet. — Alle drei Viſionen waren ſo deutlich, wie nur irgend eine Geſpenſtererſcheinung; ſo wenig aber der Tod, auch im Glauben des Allergläubigſten, ein perſönliches Weſen iſt, ſo wenig exiſtiren andere Erſcheinungen nicht wirklich lebender und nicht körperlich anweſender Perſonen irgend wo anders, als im Gehirne des Viſionärs. Viſionen, beſonders aber Auditionen (Hören von Stimmen) kommen übrigens am häufigſten bei den Geiſtes- (richtiger Gehirn-) Kranken vor.

Weniger als das Spuken und die Geiſtererſcheinungen treten der von Mesmer erfundene „thieriſche Magnetismus" und der ihm durch Puyſegur aufgepfropfte Somnambulismus mit dem Spiritismus in Verbindung, außer daß die Medien oft auch Somnambulen ſind. Ueberhaupt iſt dieſe Form des Aberglaubens ſo ziemlich im Hinſchwinden be-

griffen, und ihre neueren Propheten, Du Potet, Szapary, Ragazzi, D'Ourches, Hansen u. A., ſcheinen nicht mehr eigentlich „Schule zu machen". Durch Juſtinus Kerner und die Seherin von Prevorſt iſt der Somnambulismus, mit welchem bei der Letztgenannten Spuk- und Geſpenſtererſcheinungen eng verknüpft waren, in argen Mißkredit geraten, welcher durch die phantaſtiſchen, mit den Forſchungen der Aſtronomie auf ſehr geſpanntem Fuße ſtehenden Reiſen mehreren Somnambulen in die Sonne, den Mond und mehrere Sterne nichts weniger als gehoben worden iſt. Die gebildete Welt der Jetztzeit hält den thieriſchen Magnetismus für eine Täuſchung und den Somnambulismus für eine Miſchung von Krankheit und Betrug. Czermak hat in den Vorträgen über Hypnotismus bei Thieren, welche durch Fixirung der Aufmerkſamkeit auf einen Punkt eingeſchläfert werden, ein neues Licht auf die Natur jener myſtiſchen Erſcheinungen geworfen.

Und ſo muß denn auch der eigentliche amerikaniſche Spiritismus auf natürliche und menſchliche Grundlagen zurückgeführt werden. Leider ſind hiermit nicht alle denſelben beobachtenden Forſcher einverſtanden. Wir unterſcheiden viererlei Syſteme in Beurteilung des ſpiritiſtiſchen Treibens. Drei von dieſen ſind myſtiſch, d. h. ſie ſuchen ſeine Urſachen nicht in der Natur der Dinge, ſondern in dunkelen und unbekannten Quellen; eins aber, das unſerige und das der geſammten vorurteilsloſen Gegenwart, iſt ſkeptiſch, d. h. es verwirft Alles, was den Naturgeſetzen widerſtreitet.

Das erſte der drei Syſteme des Myſticismus iſt der Spiritismus ſelbſt, welcher in dieſer Erſcheinung das Problem eines Verkehres zwiſchen dieſer und einer geträumten jenſeitigen Welt gefunden zu haben wähnt, und hiervon eine Regeneration der Menſchheit, eine goldene und glückliche Zukunft erhofft.

Das zweite myſtiſche Syſtem iſt der Dämonismus, welchem die Organe der katholiſchen Kirche und der proteſtantiſchen Orthodoxie huldigen. Er erblickt im Spiritismus eine gefährliche Konkurrenz, den Anſatz zu einer Religion und Kirche der Zukunft, von der auch in der That viele Spiritiſten, z. B. Güldenſtubbe, ſchwärmen, und erklärt ihn daher für ein Blendwerk, welches der Teufel und ſeine hölliſchen Schaaren den Menſchen vorſpiegeln. Nach der dämoniſchen Lehre iſt ein Verkehr zwiſchen den lebenden Menſchen und ihren abgeſchiedenen Genoſſen in der Regel unmöglich, weil ſich Letztere am Orte ihrer künftigen Beſtimmung, in Himmel, Hölle oder Fegfeuer befinden, und daher keine Zeit haben, auf der Erde zu ſpuken oder am Pſychographen zu arbeiten und Tiſche zu rücken. Thatſächlich haben ſich in dieſem Sinne öffentliche Erlaſſe von Biſchöfen und Konſiſtorien ausgeſprochen. Die Kirche duldet daher den Spiritismus nicht; aber ſie weiß ihn auch nicht vernünftig zu erklären und wendet gegen ihn auf

katholiſcher Seite den Exorcismus, auf proteſtantiſcher das Gebet an.

Das dritte Syſtem in Beurteilung der ſpiritiſtiſchen Erſcheinungen iſt der Magismus, welcher dieſelben zwar nicht Geiſtern, aber einer im Menſchen angeblich vorhandenen magiſchen Kraft zuſchreibt. Die Thatſachen, deren Vorkommen die Spiritiſten behaupten, ſtehen dem Magismus feſt; aber er glaubt, dieſelben werden nicht von den abgeſchiedenen Seelen, ſondern von den Medien und deren Gehilfen, nicht durch Betrug oder Täuſchung, ſondern durch wirklichen Zauber hervorgebracht. Der hervorragendſte Vertreter dieſer Richtung in neueſter Zeit iſt Dr. M. Perty, Profeſſor der Naturgeſchichte und Anthropologie in Bern. Er war vor etwas über 20 Jahren mein Lehrer, und ich bedauerte ſchon damals, im Intereſſe ſeiner tiefen naturwiſſenſchaftlichen Gelehrſamkeit, daß ihn ſeine reiche Phantaſie und perſönliche Herzensgüte im Gebiete der ſogenannten Nachtſeiten der Natur zu einer Leichtgläubigkeit hinriß, welche nach meiner und vieler Anderen Anſicht mit ernſter wiſſenſchaftlicher Forſchung nicht vereinbar iſt. Weil Perty ſelbſt keiner Täuſchung Anderer fähig iſt, ſo glaubt er an ſolche auch bei Anderen nicht und hält ſogar noch Menſchen wie Home und die Davenport, welche längſt als Schwindler erkannt ſind, für ehrliche Männer von magiſcher Kraft.

Das Hauptwerk Perty's auf dem von uns behandelten Gebiete ſind „Die myſtiſchen Erſcheinungen der menſchlichen Natur" (in zwei Bänden, zweite Auflage 1872). Der thatſächliche Theil, d. h. derjenige, welcher eine vollſtändige Ueberſicht der myſtiſchen Verirrungen des Menſchengeſchlechtes enthält, iſt höchſt ſchätzbar und ſteht einzig in ſeiner Art da: aber die daraus gezogenen Folgerungen des Daſeins einer magiſchen Kraft müſſen wir für völlig verfehlt halten.

Perty iſt Spiritualiſt im wahren Sinne (nicht Spiritiſt), d. h. er nimmt an, daß alles Seiende von einem Univerſalgeiſte, Gott, ausgehe, welche Anſicht wenigſtens durch ihr Alter und ihre Erhabenheit auf Achtung Anſpruch machen kann; aber er iſt weit entfernt, die orthodoxen Ausmalungen dieſer Idee von irgend einer Konfeſſion zu borgen, ſondern ſteht in ehrenhafter Unabhängigkeit da. Seinem Prinzipe zufolge iſt denn auch überall der Geiſt, welchen er nun einmal vom Stoffe als dem Secundären unterſcheidet, das Agens der Welt. Jeder Weltkörper iſt nach ihm, was freilich mehr von Phantaſie, als von Forſchung zeugt, von einem Dämon beſeelt, welchem das Leben auf demſelben ſeinen Urſprung verdankt. So iſt auch die Seele im menſchlichen Körper eine von dieſem unabhängige immaterielle Subſtanz. (Freilich iſt nicht einzuſehen, woher man all dies wiſſen kann.) „Die Seele, als Subſtanz für ſich, kann unabhängig von der Materie, ja gegen ſie ſich beſtimmen" (I. S. 52). Die leibliche und ſeeliſche Seite des

Menſchen ſtehen aber im irdiſchen Leben in unaufhörlicher Wechſelwirkung, und hier knüpft Perty ſeine Lehre von den magiſchen Kräften an.

Er ſtützt ſie auf Erzählungen von Fällen, wo Menſchen über ihren Körper in einer Weiſe verfügt haben ſollen, welche den bekannten Naturgeſetzen widerſpricht. Freilich, wenn dieſe Erzählungen wahr ſind, d. h. wenn ſie nicht nur ſcheinbar ſo vorgefallen ſind, wie ſie berichtet werden, ſondern wenn ſich beweiſen ließe, daß der bloße Wille ſolche Erſcheinungen hervorbrachte, dann dürfte auch nicht daran gezweifelt werden, daß es magiſche Kräfte im Menſchen gibt, d. h. Kräfte, welche den Naturgeſetzen entgegenwirken können. Könnte aber der Menſch magiſch, d. h. gegen die Naturgeſetze, über ſeinen Körper verfügen, dann ließe ſich auch nicht einſehen, warum er nicht in derſelben Weiſe durch feſten Willen auch über andere Körper verfügen ſollte. Damit wäre aber eine allgemeine Unſicherheit in der Welt begründet. Jeder mit magiſchen Kräften Begabte könnte ja allgemeines Aergerniß hervorrufen, z. B. auf einer öffentlichen Promenade alle Leute zwingen, auf den Händen zu laufen und die Beine in die Höhe zu ſtrecken, oder Häuſer einſtürzen machen, oder Gewitter, Mißwachs und Seuchen hervorrufen, wie die Hexen ſeligen Angedenkens. Im Falle des Vorhandenſeins magiſcher Kräfte wäre ja der Hexenglaube kein Wahn, und man hätte ſeiner Zeit die Hexen mit Recht, wenn auch nicht gerade verbrannt, doch beſtraft.

Perty glaubt, daß der Einſiedler Nikolaus von der Flüe 20 Jahre ohne andere Speiſe als die Hoſtie beim Abendmahle zugebracht; es iſt das aber eine in keiner Weiſe bewahrheitete Legende, wie es deren viele andere gibt. Er glaubt, daß der engliſche Oberſt Townſhend die Fähigkeit gehabt habe, durch ſeinen Willen in Scheintod zu verfallen und wieder daraus zu erwachen, bis letzteres einmal nicht mehr gelang. Woher weiß man das? Wer ſteht gut dafür, daß ſein Wille die Urſache hiervon war und nicht andere Umſtände? Perty glaubt, daß es Neger und Indianer gebe, welche willkürlich ſterben können. Wer kann dies wiſſen? Wer es noch nicht verſucht hat, gewiß nicht; wer es aber verſucht hat, iſt todt und kann es nicht mehr ausſagen. Das ſind Alles Legenden, und es iſt wirklich bedauerlich, was für eine Maſſe von unverbürgten und unwahrſcheinlichen Geſchichten Perty ohne alle Prüfung ſchlechterdings hinnimmt und für Thatſachen hält, mit denen er ohne Weiteres ſeine Lehre von den magiſchen Kräften unterſtützen zu dürfen glaubt. Das iſt eine höchſt gefährliche Methode, denn wenn man ſich einmal vorgenommen, Alles für wahr zu halten, was eine Idee beſtätigt, ſo kann man freilich Alles beweiſen.

Perty benutzt zuerſt die Viſionen und Hallucinationen

und dann das Nachtwandeln und das angebliche Hellſehen zu Gunſten ſeiner Lehre. Dieſe Erſcheinungen ſind aber blos ſubjectiv und, ſoweit ſie wahr und nicht erdichtet, zum großen Theile krankhaft oder betrügeriſch. (Wir können uns hier nicht näher damit beſchäftigen.) Das hierauf folgende Beſeſſenſein mutet ſonderbar an. Die neuere Wiſſenſchaft hat in den „Beſeſſenen" früherer Zeiten ganz einfach die damals noch nicht erkannten Geiſtes- (richtiger Gehirn-) Krankheiten gefunden. Perty begnügt ſich jedoch hiermit nicht und hält Alles für wahr, was der brutale Fanatismus der Exorciſten jenen Unglücklichen andichtete. Görres iſt hier eine ſehr bedenkliche Quelle. Zur Schande unſerer Zeit iſt noch bis in die letzten Jahrzehnte, ja Jahre herab von katholiſchen und pietiſtiſchen Fanatikern die Beſeſſenheit in Scene geſetzt und natürlich zum Beſten des „Glaubens" ausgebeutet und ausgeſchmückt worden.

Es folgt nun das magiſche Wirken nach Außen. Perty beginnt die Beſprechung deſſelben mit der Anerkennung des Wunders, was dann freilich die weiteſten Konſequenzen hat, die wol dem Glauben, nimmer aber der Wiſſenſchaft zu Gute kommen. Es iſt doch nicht zu vergeſſen, daß Wunder nur von den propagandiſtiſchen Organen der einzelnen Religionen erzählt werden, und wenn Philoſophen wie Leibnitz das Wunder vertheidigten, ohne ſelbſt je eines geſehen zu haben, ſo will dies doch gewiß nichts ſagen. Das Vorhandenſein des Zauberglaubens bei den Völkern aller Zeiten beweiſt nichts als die Macht der Dummheit, gegen welche Götter ſelbſt vergebens kämpfen. Wir wollten ſelbſt an Magie glauben, wenn durch dieſelbe hiſtoriſch erwieſener Maßen nur einmal etwas wirklich Bedeutendes oder Nützliches hervorgebracht worden wäre; aber leider iſt in der ganzen Geſchichte kein einziges Beiſpiel dieſer Art bekannt. Die Magie betraf ſtets nur Thorheiten und kennzeichnet ſich hierdurch in allen Zeiten und bei allen Völkern als ſelbſtſüchtige Erfindung einer jeweiligen Kaſte, welche durch dieſes Mittel die Geiſter ſich unterthan machte. Wenn man weiß, wie ſchauderhaft die Folter gegen die ſogenannten Hexen wütete und ihnen die entſetzlichſten Geſtändniſſe auspreßte, ſo betrübt es im höchſten Grade, von einem Gelehrten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hören zu müſſen, daß der Hexenwahn keine Einbildung, und der Hexenprozeß in gewiſſem Maße berechtigt geweſen ſei!

In Bezug auf den Spiritismus nun nimmt Perty an, daß die Erſcheinungen deſſelben (Tiſchrücken, Geiſterklopfen Pſychographiren u. ſ. w.) ſowie das Spuken nicht von Geiſtern herrühren, ſondern magiſche Produkte der Medien, d. h. mit magiſcher Kraft begabter Menſchen ſeien. Home und Genoſſen brachten nach Perty ihre Leiſtungen nicht durch Taſchenſpielerei, ſondern durch magiſche Kraft hervor. Das Spuken rührt nach ihm von der magiſchen Kraft von Menſchen

her, welche daſſelbe bewirken wollen, um Andere zu ärgern oder ſich an ihnen zu rächen. Die Doppelgänger erklärt er für unbewußte Erzeugung des eigenen Bildes, die ſogenannten Ankündigungen und Erſcheinungen Sterbender für magiſche Produkte der Letzteren, die Geiſtererſcheinungen theils für bloße Viſionen und Hallucinationen (was ſie auch, neben Erdichtungen und Sagen, wirklich ſind), theils für Bilder, die durch „Reſte der Leichen, Blutstropfen, Kleidungen und andere Hinterlaſſenſchaften, Verſtorbener“ erzeugt werden. Letzteres iſt ſchauerlich und phantaſiereich, aber auch durch gar nichts begründet, obſchon der paradoxe Schopenhauer dieſe Anſicht ebenfalls theilte. Geiſtererſcheinungen ſind aber überdies zu betrügeriſchen Zwecken oder auf dem Theater durch optiſche Täuſchungen ſehr leicht hervorzubringen.

Die folgenden von Perty behandelten magiſchen und myſtiſchen Erſcheinungen gehören mehr früheren Zeiten als der unſerigen an. Es ſind dies: die Wunderheilungen (nach unſerer Anſicht theils Legenden, theils Betrug, theils aber auch Geneſung von blos eingebildeten Uebeln durch den moraliſchen Einfluß einer Perſon), die Gebetserhörungen, Traumerfüllungen und Ahnungen (Legenden und Sagen oder Zufälle), die Ekſtaſe (Legenden und nervöſe Erregung durch religiöſen Fanatismus) und die Propheten. Letztere ſind ein höchſt bedenkliches Kapitel. Die Bibel enthält z. B. eine Menge Ausſprüche von ſogenannten Propheten, welche thatſächlich entweder niemals eingetroffen ſind oder nur mit der größten Willkür und Gewaltthätigkeit auf ſpätere Ereigniſſe gedeutet werden können, einiges Wenige ausgenommen, wie z. B. die Abführung der Juden in die Gefangenſchaft, welche aber unter den damaligen Umſtänden Jedermann vorausſehen konnte. Viele Prophezeiungen wurden auch erwieſenermaßen erſt nach der angeblichen Erfüllung verfaßt, wie z. B. die bekannte von Cazotte über die franzöſiſche Revolution und andere. Der Prophetismus ſtand übrigens von jeher auf ſo ſchwachen Füßen, daß nach der Geneſis Gott ſelbſt nicht einmal den Sündenfall vorausſieht, ſondern durch denſelben im höchſten Grade überraſcht wird. Um ſo weniger ſollten daher ſelbſt nach orthodoxer Anſicht Menſchen die Gabe des Vorherſehens in weiterm Grade beſitzen können, als aus der Vergangenheit und Gegenwart zu ſchließen iſt.

So verdienſtvoll daher Perty's Buch in den hiſtoriſchen Theilen iſt, ſo wenig beweiſt es in den räſonnirenden, und zwar namentlich deshalb, weil es ſich auf unerwieſene und ungeprüfte Vorfälle ſtützt. Es iſt immerhin höchſt bezeichnend, daß noch nie magiſche Erſcheinungen öffentlich vorgefallen ſind, ſondern ſtets in geſchloſſenen Kreiſen, in Familien, in Geſellſchaften, in der Einſamkeit u. ſ. w., wo Medien und wunderſüchtige oder ſchwindelhafte Perſönlichkeiten, oder ſolche, die ein Intereſſe an ſolchen Geſchichten haben, die Sache in der Hand hatten.

Läge es nicht im höchſten Intereſſe der Wundergläubigen, daß Tauſende auf einmal von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt würden? Warum laſſen die angeblichen Magier niemals etwas Auffallendes und den Naturgeſetzen Widerſprechendes in einer gefüllten Kirche, vor einer Volksverſammlung, an einem Feſte, auf einem Jahrmarkte u. ſ. w. geſchehen? Warum würden überhaupt die magiſchen Kräfte, wenn ſie vorhanden wären, verborgen bleiben und nicht durch irgend welche Vorfälle an das offene Tageslicht treten? Und warum iſt noch kein bedeutender, großer Geiſt als Apoſtel der magiſchen Lehre öffentlich aufgetreten, und hat, was er doch leicht konnte, wenn es möglich wäre, Veranſtaltungen getroffen, durch welche die Welt allgemein von der Wahrheit ſeiner Anſichten überzeugt werden müßte?

In neueſter Zeit genügte indeſſen die „magiſche Kraft“ Perty nicht mehr. Er wandte ſich rückhaltlos dem Geiſterglauben der Spiritiſten in ſeinem vollen Umfange zu. Gegen ſein Syſtem iſt u. A. Frohſchammer aufgetreten, aus deſſen Kritik des erſtern wir folgende Stelle mittheilen:

Perty ſchließt aus dem Umſtande, daß der Glaube an „myſtiſche Phänomene“, d. h. an Geſpenſter, Dämonen, Kobolde u. ſ. w., hauptſächlich bei den Wilden und Naturvölkern zu herrſchen pflegt, daß derſelbe tief in der menſchlicher Natur begründet ſei. Dies iſt richtig; aber nur ſo wie es auch tief in der menſchlichen Natur begründet iſt, daß die Kinder an Fabeln, Märchen, allen Geſetzen ſpottenden Ereigniſſen, reſp. Erzählungen, weit mehr Gefallen finden, als an wirklicher Geſchichte und an natürlichem, geſetzmäßigem Geſchehen. Es iſt dieß eben ein Durchgangsſtadium in der Entwicklung der menſchlichen Natur, reſp. bei der allmäligen Erhebung des menſchlichen Geiſtes aus dem bloßen Naturmechanismus über denſelben zu geiſtiger Freiheit und ſelbſtſtändigem, bewußtem Geiſtesleben. So wenig aber die erwachſenen, einmal mündig gewordenen Menſchen zu jenem Zuſtande der Kindheit zurückkehren dürfen, wenn ſie nicht kindiſch ſein wollen, ſo wenig ſollen die gebildeten Völker zu jenem Glauben der Wilden zurückkehren oder ihn hegen und pflegen, wie es jetzt geſchehen will. Aus reinem Naturmechanismus brauchen darum noch nicht alle gewöhnlichen und ungewöhnlichen Phänomene erklärt zu werden, wenn man die Annahme von Geſpenſtern und magiſchen Kräften zurückweiſt. Die pſychiſche Natur des Menſchen birgt noch unerkannte Kräfte genug in ſich, um Hoffnung zu hegen, daraus jetzt noch myſteriöſe Erſcheinungen oder Wirkungen einſt erklären zu können. Ich verſuche dies durch die Wirkungen der objektiven und ſubjektiven Phantaſie und deren Wechſelwirkung in der Natur überhaupt und der Menſchennatur insbeſondere. Es handelt ſich dabei nicht blos um neue Worte, wie Perty zu meinen ſcheint, ſondern ſie ſind der Ausdruck für eine ganze, aus eigenthümlichem

Prinzip verſuchte Weltauffaſſung, die im oben genannten Werk ihre Darſtellung gefunden hat.

Ich kann nicht ſchließen, ohne noch eine Eigentümlichkeit der Perty'ſchen Schriften hervorzuheben. Perty mag es nämlich nicht unterlaſſen, wo ſich immer Gelegenheit bietet — wie man auch ſchon aus dem in Frage ſtehenden Artikel ſehen kann — Seitenhiebe auf die Ungläubigen, die Rationaliſten, die Bekämpfer der Kirche u. ſ. w. anzubringen. Wäre nun Perty wirklich ein rechtgläubiger kirchlicher Chriſt oder gar Katholik, ſo würden wir dies leicht begreiflich finden und weiter kein Wort darüber verlieren. Wenn man aber weiß, wie es mit Perty's chriſtlicher Rechtgläubigkeit eigentlich ſteht, dann kann man darin nur eine widerliche Koketterie mit der „Kirche" erblicken. Perty ſteht nämlich dem kirchlichen, dogmatiſchen Chriſtentum ſo fern als nur immer David Fr. Strauß demſelben geſtanden iſt. Jeſus iſt ihm ein Menſch, der mit ungewöhnlicher magiſcher Kraft ausgeſtattet war, durch welche er Wunder wirkte, nicht etwa der menſchgewordene Gott des dogmatiſchen Chriſtentums. Und in der Auferſtehung Chriſti erblickt er nur eine der Materialiſationen des Geiſtes oder der abgeſchiedenen Seele Chriſti; eine Materialiſation wie ſie jetzt zu Dutzenden vorkommen. Somit iſt auch das Grund-Faktum der chriſtlichen Glaubenszuverſicht geläugnet oder zur Bedeutungsloſigkeit verflacht. So ſteht es mit Perty's eigenem Glauben trotz ſeiner beſtändigen Nergelei gegen die glaubensloſen Rationaliſten. —

Ein förmliches *Syſtem* der „Lehre vom Geiſte" (d. h. des Spiritismus) hat E. L. *Kaſprowicz*, Gründer und Präſident des Vereins für „ſpirite" Studien in Leipzig aufgeſtellt. Wir entnehmen demſelben folgende Sätze:

Der *Geiſt* im menſchlichen Körper iſt an und für ſich als *direkter* Ausfluß Gottes entſtanden und hat mit ſich einen *Theil* der göttlichen Eigenſchaften dem Menſchen gebracht; *deswegen* aber, weil dieſe Beeinfluſſung auf die *thieriſche Seele* ausgeübt wurde, kann der menſchliche Geiſt *nicht* anders als *nur mit derſelben* zuſammen gedacht werden, weil ſie *unzertrennlich* mit einander verbunden ſind. — Die Auffaſſung der *empiriſchen* Pſychologie, daß ein Geiſt ein *unmaterielles* Weſen iſt, verurſacht bei Augenmerk auf den menſchlichen Geiſt nur Verwirrung der Begriffe. Ein unmaterielles Weſen als *reiner Geiſt* iſt nur Gott allein. —

Der Menſch beſteht ſonach: aus dem *organiſchen Körper*, ſeiner ſchweren irdiſchen Materie — aus dem Lebensprinzip, der *Thierſeele*, welche allen Thieren eigen iſt — und aus dem *direkten* Einfluß des göttlichen *Geiſtes*, deſſen göttliche Eigenſchaften niemals aus dem thieriſchen Organismus entſtehen konnten. Der thieriſche Körper des Menſchen iſt ſomit ſein *materielles Prinzip* — die Thier-

ſeele ſein Lebensprinzip — und der Geiſt das intelligente Prinzip.

Weil der menſchliche Geiſt von ſeiner Seele niemals getrennt werden kann, ſo werden ſeine göttlichen Eigenſchaften niemals in dieſer Verbindung vollkommen rein und ungeſchwächt wirken. Hierin liegt die Beſtimmung der ewigen Fortentwickelung des menſchlichen Geiſtes.

Die Geiſter, welche in den Räumen frei vom ſchweren organiſchen Körper leben, ſind intelligente Weſen, deren Beſchaffenheit naturgemäß nur aus dem Geiſte ſelbſt und aus ſeinem Lebensprinzip, der Seele, gebildet wurde. Die Seele wird hier zum feinen materiellen Körper, weil ſie das Fluidale des thieriſchen Lebens war und fluidal ſeine ſämmtlichen Formen durchſtrömte. Dieſe Geiſter ſind alſo keine beſonderen Weſen im Weltall, welche, laut Aufſtellung der Forſcher, nur in Gedanken vorſtellbar, aber nach dem ſinnlichen Begriff unfaßbar ſein ſollten. Die Geiſter haben ihren verfeinerten Körper, die Geiſterhülle, die Seele — wie man es zu nennen pflegt; ſie ſind alſo wirklich lebende und empfindende Weſen von einer, unſerm Wahrnehmungs-Vermögen kaum vernehmbaren Feinheit. Sie ſind dem Geiſte des lebenden Menſchen ähnlich, aber von ſeinem groben, ſchweren, irdiſchen Organismus befreit.

Der irdiſche Tod zerſtört nur den ſchweren irdiſchen Körper und macht den darin eingekerkerten Geiſt frei und zwar frei ſammt ſeiner Seele. Der Tod auf Erden bedeutet nur das Ende des materiellen Körpers, iſt aber in der Wirklichkeit die Wiedergeburt des befreiten Geiſtes. Der Tod iſt nur der Uebergang des Geiſtes in ſeine urſprüngliche Heimat, in das Geiſterreich, das ſogenannte Jenſeits, wo er die Erfahrungen des irdiſchen Lebens für ſeine Vervollkommnung und ſeinen Fortſchritt erſt vollſtändig verwenden wird. Das geiſtige Leben iſt ja das normale Leben des Geiſtes, ſomit die Rückkehr des Geiſtes in jenes Leben muß ihm der erſehnteſte Augenblick ſein, in welchem er aus oft ſehr trauriger Verbannung in die ihm ſo lieb gewordenen Sphären entflieht.

Behufs Vervollkommnung der Seele, als des Prinzipes, an welchem noch die Schwächen der Materie anhaften, müſſen die Geiſter, in Erfüllung des Natur- und des Gottesgeſetzes, öfters ein Leben im ſchweren, materiellen Körper, auf irgend einem Weltkörper durchmachen. Im Zwiſchenraum ihres körperlichen Lebens bewegen ſie ſich in den ihnen ſympathiſchen Sphären, je nach Notwendigkeit, verſchiedene Zeitdauer. Sie fühlen ſich während dieſes geiſtigen Lebens oft ſchon glücklich, aber auch unglücklich, im Verhältniß zu ihrer ſeeliſch-moraliſchen Ausbildung; ſie faſſen dabei Entſchlüſſe, ſie entwerfen Pläne für das nächſte materielle Leben, ſammeln Erfahrungen zu demſelben, beſiegen

ihre seelischen Schwächen, oder unterliegen denselben, je nachdem sie ihre moralischen Kräfte bisher ausgebildet haben.

Infolge der Fähigkeit der Seele, welche dem Geiste zum fluidalen Körper geworden ist, weil sie fluidale Organe des materiellen Körpers bildet, kann der Geist das Leben materiell vollständig wahrnehmen und empfinden. Diese Empfindungen werden somit beim Verlassen des materiellen Körpers nicht beseitigt; im Gegentheil, die Feinheit des Fluids macht sie kräftiger und gefährlicher. Die Geister behalten dadurch alle Neigungen des irdischen Lebens, ob sie niedriger oder erhabener Natur waren, und werden durch dieselben an die Gewohnheiten des irdischen Lebens fortwährend angezogen, oft beständig gefesselt. Für den Geist ist ja das Leben im Jenseits nur eine Fortsetzung seiner Existenz, in welcher er sich immer fort zu entwickeln hat.

Gott hat dem erschaffenen Geiste bis zu einem gewissen Grade den freien Willen gegeben, und gesellte ihm als Richter über denselben und seine Folgen — Erkenntniß seiner Gesetze. Die Geister besitzen somit ihren freien Willen in Bezug auf das Wirken in den ihnen, der Natur ihrer Seele passenden, gleich entwickelten Sphären. Dieser Wille wirkt für sie allein, ist für sie allein maßgebend, damit ihr Dasein sowol im irdischen als auch im geistigen Leben nur von ihnen abhängt. Sie schreiten dadurch eigenmächtig vorwärts und können das Angenehme des Fortschrittes als Lohn ihrer moralischen Arbeit empfinden. Der Mensch ist dadurch ebenfalls alleiniger Urheber seines Glückes und seines Unglückes, und kann dasselbe eigenmächtig regieren, wenn er seine geistige Bestimmung begriffen hat, wenn er sie zu würdigen versteht. Als Maßstab der Wahrnehmung und Empfindung in dieser Richtung dient hier die Stufe der Fortentwickelung der menschlichen Seele.

Ein jeder Geist, in seinem vom materiellen, schweren Körper befreiten Zustande, während er nur seinen fluidalen Körper, die Seele besitzt, kann sich in der ihm zusagenden Sphäre nach Belieben bewegen. Er braucht zu einer Aufsteigung in die höheren Welten seine Seele entsprechend von der tieferen Materie zu reinigen; dagegen aber beim freiwilligen Niedersteigen in die weniger vorgeschrittenen Welten schöpft er aus deren Sphäre das ihm dazu notwendige Fluid und belastet seinen fluidalen Körper zeitweise damit.

Der Geist wird von Gott nicht gezwungen, sich in einen schwermateriellen Körper einzuverleiben, sondern er fühlt selbst in seinem Innern die Notwendigkeit eines solchen Lebens, weil er durch die Verhältnisse desselben Gelegenheit nimmt, die Schwächen seiner Seele zu bekämpfen und zu beseitigen; er muß die Schwere seines fluidalen Körpers durch Ausscheiden der Materie des Vergänglichen vermindern, wodurch er einzig und allein in die höheren Stufen aufsteigen kann.

Von diesem Standpunkte aus braucht solche Einverleibung nicht als Strafe angesehen zu werden, sondern als eine seelische Bildungsschule. — In den Fällen, in welchen die noch niedrige Seele dem Geiste nicht erlauben will, sich wieder einzuverleiben, wird sie durch Zusammenfall der in dem Naturgesetz vorgesehenen Umstände dazu bewogen. Dieser Zwang ist aber für den Geist nicht wahrnehmbar, weil er stets wähnt, seinem Willen allein zu gehorchen.

Die auf Erden einverleibten Geister nennen wir Menschen; es giebt aber noch unzählige Welten gleicher Stufe, auf welchen solche Geister verbleiben. Die Intelligenz, die Erkenntnißkraft im Menschen gibt der Anwesenheit eines Geistes Zeugniß; das Leben des Organismus im Menschen bestätigt das Vorhandensein der Seele, des Lebensprinzips, ohne welchen sich der materielle Körper nicht entwickeln und nicht gedeihen konnte. Alles andere Leben unorganischer oder organischer Natur dient dem Menschen auf Erden zur Erlangung der ihm zugänglichen Fortentwickelung, wobei er die Aufgabe hat, jenes Leben in seiner seelischen Ausbildung zu unterstützen und zu fördern.

Hat ein Geist hier auf Erden als Mensch unterlassen, die von ihm vorgenommene Entwickelungsarbeit zu vollziehen, so geschieht es oft, daß er unter anderen Verhältnissen auf dieser Erde sich wieder einverleibt, um das Versäumte nachzuholen. Die Möglichkeit der Wiedereinverleibung findet ihre Bestätigung in dem freien Willen des Geistes, welcher ihm gestattet, dorthin zu gehen und zu verbleiben, wo ihn seine Sympathie oder Gleichheit der Fluiden hinziehen. Höhere Geister besuchen zu wiederholten Malen die von ihnen früher bewohnten Sterne, um auf denselben als Missionäre voranzuleuchten und die Fortentwickelung zu fördern.

Bei jenen Menschen, welche infolge körperlicher Mißbildung ihrer Organe unfähig sind, ihre geistige Thätigkeit zu entwickeln, ist nicht der Geist mangelhaft oder unvermögend. Einem solchen Menschen fehlen nur die organischen Mittel der körperlichen Natur, durch welche der Geist im Menschen nach Außen wirken kann. Warum aber diese Organe sowol als auch äußere Formen, nicht bei allen Menschen gleichmäßig entwickelt werden, finden wir klar in der Verschiedenheit der Ursachen dargelegt, wegen welcher der in verschiedenen Stufen der Entwickelung stehende Geist eine Einverleibung durchzumachen hatte.

Ein jeder Geist hat während seiner Einverleibung im schweren materiellen Organismus der Welträume eine seiner Entwickelung entsprechende Aufgabe zu erfüllen. Eine solche Aufgabe kann eine höhere Mission sein, welche ein höherer Geist, aus Liebe zu seinem Schöpfer, aus Liebe zu seinen Nächsten, den einverleibten Geistern, freiwillig übernommen hatte und sie zum Beispiel der Nachahmung erledigt. Oft aber hat der Geist zur Aufgabe, die Schule des Lebens in jenen

Formen und unter jenen Umständen durchzumachen, welche am meisten seiner Ausbildungsstufe entsprechen. Die Aufgabe des Geistes auf niedrigen Sternen gestaltet sich nach unseren Begriffen als Strafe für den Gegensatz dem Gottesgesetz gegenüber, für das Böse, welches er in der ewigen Harmonie der Natur entstehen ließ — ist jedoch auch unter solchen traurigen Umständen weiter nichts als Sühne, die aus dem Gegensatz zum Guten, zu Gott zurückführt, falls es dem Geiste gelingt, die Leidenschaften auszustoßen.

Die Vervollkommnung des Geistes hängt allein von seinem Fleiß und von seinem guten Willen ab. Ein jeder Geist ist seines eigenen Glückes Meister, daher darf er niemals in seiner materiellen Verworrenheit andere Ursachen, wie zum Beispiel Gott, die Geister und den Zusammenfluß der Umstände, zur Entschuldigung seiner Empfindungen beschuldigen. Alles was ein Geist in den Sphären, ein Mensch auf Erden zu erdulden oder zu genießen hat, erhielt er im Gottes- und im Naturgesetz von Gott, auf seine Bitten, oder infolge seines seelischen Zustandes. Es ist ihm aber Alles nur zu seinem wahren geistigen Glück, zu seiner Reinigung und Vervollkommnung zugetheilt worden.

Wenn ein Geist im materiellen Leben die erwählte Existenz nicht in dieser Weise ausgenutzt hatte, daß seine Entwickelung den notwendigen Fortschritt erreichen konnte, wird er, in der Zwischenzeit nach dem Tode des materiellen Körpers bis zu einer neuen Einverleibung, in seinem wandelnden, irrenden Zustande die Folgen seines Leichtsinns zu tragen haben. Während der Geist in seinen höheren Bestrebungen das ersehnte Glück aus der Entfernung betrachtet, muß er, durch die Schwere seines fluidalen Körpers, der Seele, gezwungen, in den tieferen Sphären, in Gesellschaft von niedrigen Geistern verweilen. In seinem Denken entrollt sich das Bild einer düstern, nutzlos verlebten Vergangenheit; alle Schwächen stehen in seinem Denken ohne jede Umhüllung; der Schmerz wegen unterlassener Vervollkommnung steigert sich fortwährend — und es entsteht in ihm eine unerträgliche Pein, welche die Menschen Hölle nennen. Diese oft unsäglichen Qualen jagen den Geist von Ort zu Ort — bis er eingesehen hat, daß nur Erhebung zu Gott allein ihm helfen kann — und es entsteht in ihm der Drang, das Verschuldete oder Versäumte wieder gut zu machen. In solchem Augenblicke belebt ihn wieder neue Kraft zum Fortwirken an seiner Besserung — das Gottes- und das Naturgesetz gibt ihm eine Fülle von Mitteln, dem ersehnten aber versäumten Ziele mit neuem Mut energisch zuzusteuern.

Wir können daraus ersehen, daß Gott in seiner Allgüte kein Geschöpf zu ewigen Strafen verdammt hatte; daß jedem Geiste stets die Wege offen stehen, auch aus der tiefsten Erniedrigung im Bösen

ſich wieder emporzuarbeiten. Erkenntniß ſeiner ſelbſt, Reue, Sühne, Prüfung — ſind die einzigen Mittel, welche zur Beſſerung, zur Rückkehr auf die Wege ſeines göttlichen Urſprungs den Geiſt leiten. Es gibt keine ewige Strafe im Gottes-Reiche: die Urſache, daß ein Begriff derſelben bei den Menſchen vorhanden iſt, liegt in der Natur der geiſtigen Qualen, deren einzelne Augenblicke dem Geiſte zur Ewigkeit werden, falls er ſich zur Demut und Reue in ſeinem Gegenſatz zu Gott nicht entſchließen kann.

Ein jeder Geiſt bringt, bei ſeiner Einverleibung in das materielle Leben eines Menſchenkörpers, alle ſeine Fähigkeiten und Schwächen der früheren Exiſtenzen, inſofern ſie den letztern noch anhaften, mit. Die Wahrheit dieſer Behauptung iſt aus der Thatſache zu erſehen, daß die Menſchen die verſchiedenartigſten Fehler und Tugenden, Mängel und Anlagen in ihrem früheſten Leben bekunden. Dieſe Verſchiedenheit beweiſt unſtreitig auch die Verſchiedenheit der Stufen, auf welchen ſich die neu einverleibten Geiſter befinden; ja, ſie zeigt oft deutlich diejenigen Wege an, welche die Geiſter bereits durchgemacht haben müſſen. Die einverleibten Geiſter trachten auch nur diejenigen Eigenſchaften in ſich aufzunehmen, welche ihnen bisher fremd geweſen ſind, und welche befähigt ſind, die noch an ihnen haftenden Fehler, Schwächen, zu beſeitigen.

Es wird jedem aus dem Geſagten einleuchten, daß ein jeder Geiſt nur für ſich allein verantwortlich ſein kann, und für Andere nur inſofern, als er ſie durch böſe Beiſpiele und Gedanken zum Böſen verleitet hatte. Die Angaben über Verantwortlichkeit für die Erbſünde, welche wir, ſowol in der heiligen Schrift des alten Bundes, als auch in Darlegungen der Schriftgelehrten ſo oft finden, können nur auf Mißverſtändniß der Begriffe beruhen. Solche Angaben beziehen ſich nur auf den Geiſt ſelbſt und auf ſein eigenes früheres Leben im materiellen Organismus, oder im fluidalen Zuſtande; ſeit der Zeit, in welcher er, nach Erkenntniß des Gottesgeſetzes, eine wiſſentliche Sünde begangen hatte, bis zur Zeit vollſtändiger Reinigung des fluidalen Körpers, der Seele, von demſelben. In dieſer Richtung kann der Geiſt für eine Sünde auch noch in der zehnten Generation verantwortlich werden, das heißt, ſo lange ſie an ſeiner Seele haftet, dieſelbe verunreinigt und beſchwert.

Obgleich der Geiſt in ſeinem fluidalen Zuſtande volle Erinnerung ſeiner früheren Exiſtenzen ſeit Erſchaffung beſitzt, ſo iſt jene Erinnerung während der Einverleibung im materiellen Körper gedämpft, ſogar meiſtens ganz benommen. Sein materieller, ſchwerer Körper geſtattet ihm nicht immer, ſeine Gedanken durch die Organe des Körpers zum klaren Bewußtſein zu bringen. Dieſem Mangel an klarer Erinnerung aus den früheren Exiſtenzen verdankt der Menſch ſein Glück und be-

trachtet es als Gottesgnade. Die Erinnerung an manche Schwächen, und infolge derselben an manche Mißverhältnisse der früheren Existenzen, könnte die Entwickelung der neuen Arbeitskraft hindern, sowie dem Menschen Mut zum weitern Wirken benehmen. Wo es dem Geiste notwendig erscheint, durch den Organismus zu seiner Seele zu sprechen, benutzt er dazu oft den Schlafzustand dieses Organismus, in welchem er in Gestalt der Träume seine Absicht erreicht. Dieses Einwirken verleitete die Menschen zu verschiedenen Deutungen der Träume und ihrer Ursachen.

In den ganzen Generationen des Geisterlebens giebt es nur eine einzige Verwandtschaft und eine einzige Familie, verbunden mit den Banden der Sympathie. Weil das Gefühl der Sympathie, der Zuneigung von Geistern aller Abstufungen empfunden wird, so sind sie alle derselben in ihren Sphären fähig. Das Gefühl der Sympathie verursacht, daß sich Geister zu den ihnen gleichgesinnten oder gleichbegabten Menschen angezogen fühlen und sie fortwährend zu beeinflussen trachten. — Es gibt außerdem noch andere Gründe, wie zum Beispiel der Gegensatz zur Sympathie, die Abneigung, wegen welcher wir von Geistern beeinflußt und verleitet werden, aber auch in solchen Fällen müssen gleichartige Fluiden jenen Einfluß vermitteln.

Ein jeder Mensch besitzt, infolge der Sympathie mit den Geistern im Jenseits, einen oder mehrere Schutzgeister, die über ihn wachen, seine Thaten zu leiten trachten, ihn von schlechten Wegen ableiten und auf den guten Weg führen. Ein solcher Schutzgeist steht in der Vervollkommnung weit höher als der von ihm geleitete Mensch und zwar im Verhältniß eines Lehrers zu seinem Schüler. Ein solcher Schutzgeist begleitet den Menschen auf allen Wegen, wenn er von ihm die Lehren annehmen will — doch Zuwiderhandlung gegen das Gesetz Gottes und gegen die ihm eingeflüsterten Rathschläge kann den Schutzgeist vom Menschen entfernen.

Der Geist, bei seiner Einverleibung auf Erden, wählt solche Existenz, in welcher seine moralische und intellektuelle Ausbildung gefördert werden kann. Hier ist die Ursache zu suchen, warum auf dieser Erde so viel verschiedene Verhältnisse bestehen, als: die Verschiedenheit der Formen, die Vorzüge und Mängel der äußern Erscheinung, geistige Fähigkeiten und Unzulänglichkeiten, Reichtum und Armut, das Schöne und das Häßliche, Glück und Unglück, Kraft und Schwäche, sowie noch unzählige Unterschiede. Die Geister solcher Menschen wollen in diesen Verhältnissen das ihnen noch Fehlende erlangen, das an ihnen haftende Materielle und Niedrige abstreifen.

Die Geister können, infolge ihrer Läuterung von Stufe zu Stufe, die höchste Vollkommenheit, doch im Angesicht Gottes, ihres Schöpfers, niemals die Höhe seiner Reinheit erlangen, da ihnen die fluidale

Seele anhaftet. Darum ist die Fortentwickelung der Geister eine endlose, ewige.

Von jeder Stufe der Läuterung können die Geister mit den Geistern anderer Stufen verkehren und zwar durch Verbindung ihrer fluidalen Ausstrahlung und Leitung auf derselben ihrer Gedanken. Die Sprache der Geister ist die Sprache der Gedanken und es giebt im Geisterreiche keine andere Möglichkeit der Mittheilung, als diese geistige, welche ebenfalls zum Verkehr mit Menschen dient.

Je höher der Geist in seiner Fortentwickelung steht, desto höhere Aufgaben hat er zu erfüllen. Es giebt keine Vervollkommnung im Geisterreiche, welche dem Geiste gestattet, unthätig zu bleiben und in der Anschauung Gottes versunken zu sein, wie das sonst gelehrt wird. Der Geist kann sein Glück nur in der erhöhten Thätigkeit finden. Das wahre Glück des hohen Geistes besteht hauptsächlich darin, daß er Macht besitzt, andere, weniger vorgeschrittene Geister durch Belehrung zu sich heraufzuziehen und sie ebenfalls glücklich zu machen.

Sollte einst die Zeit kommen, in welcher die Leidenschaften von der Erde verschwinden, so wird diese Erde aufhören, ein Prüfungsstern zu sein, und das Wechseln der Stufe der Ausbildung unserer Erde in solchem Falle bezeichnen die Gelehrten mit dem Ausdrucke „Weltende". Es wird aber in der Wirklichkeit nur die niedrige materielle Stufe beendigt und die Erde verliert ihre frühere Bestimmung, sobald sie höhere geistige Wesen bewohnen.

— — — — — — — — — — — — —

Der Spiritismus ist die neueste Offenbarung Gottes, durch welche der irre geleiteten Menschheit der einzig wahre Weg zur Vervollkommnung wieder gezeigt wird, um sie auf die reine Lehre Christi zurückzuführen. Darum soll der Mensch in dieser Lehre vom Geiste das zu erlangen suchen, was zu seiner geistigen Fortentwickelung, nach dem ewigen Naturgesetz und Gottesgesetz, unerläßlich ist. Ein aufrichtiger Anhänger der Lehre vom Geiste ist nicht etwa Derjenige, welcher den Belehrungen derselben vollständig vertraut, sondern Jener, dessen fortwährende Bestrebung es ist, diesen Belehrungen zu folgen und andere Mitmenschen zu solchem Leben zu bekehren zu suchen.

— — — — — — — — — — — — —

Wie bereits erwähnt wurde, ist die Seele des Körpers, als sein Lebenprinzip, im ganzen Körper gleichmäßig vertheilt und hat in diesem Körper demselben gleiche Formen bis in die kleinsten Theile, sowie auch alle seine organischen Funktionen. Nach Abstreifung nun des schwer-materiellen Körpers bleibt das Lebensprinzip, die Seele, mit allen im fluidalen Zustande befindlichen, organischen Bestandtheilen des Körpers zusammen und, weil die Seele der wirkliche Leiter aller Empfindungen des Körpers war, behält sie diese

Empfindungen auch ferner. Ein im menſchlichen Organismus innewohnender Geiſt kann ſich von dieſem Lebensprinzip, der Seele, niemals trennen, da er als reiner Geiſt nicht beſtehen kann und ſomit iſt jene Seele ſein, ihm ſtets anhaftender, fluidaler Körper, mit ſeinem geſammten fluidalen Organismus.

Dieſe Geiſterhülle kann, wegen ihrer fluidalen Feinheit mit unſeren körperlichen Augen unter den gewöhnlichen Verhältniſſen nicht wahrgenommen werden. Sie beſitzt die Fähigkeit, durch alle feſten Körper durchdringen zu können und kein materieller Körper kann ſie in ihren Bewegungen hindern. Deswegen können die Geiſter überall eindringen, ſelbſt in hermetiſch verſchloſſene Räume. Dieſer Feinheit gegenüber beſitzt die Geiſterhülle zugleich eine merkwürdige Spannungskraft, vermöge welcher ſie feſte materielle Körper momentan in ihre Urzellen ſoweit zu vertheilen vermag, daß durch jene mit Fluid gefüllten Zwiſchenräume ein anderer feſter Körper, der vorher ebenfalls momentan zertheilt wurde, durchdringen kann, ohne eine Spur dieſer Spannung zurückzulaſſen. — Im Gegentheil zu dieſer Kraftäußerung kann die Geiſterhülle, durch Anziehung materieller Stoffe der ſie umgebenden Sphäre, ſich ſo bedeutend verdichten, daß ſie, auf eine gewiſſe Zeit, nicht nur ſichtbar, ſondern auch fühlbar, wägbar, und mit allen Eigenſchaften der ſchweren Materie ausgerüſtet erſcheint.

Die Anziehungskraft zwiſchen den Geiſtern beruht auf dem Geſetze der Sympathie und infolge deſſen iſt ihre Vermittelungsſprache der Gedanke. Wenn daher ein Geiſt im Jenſeits oder im menſchlichen Körper den Wunſch hegt, mit einem gleichen Weſen in irgend welcher Weltſphäre in Verbindung zu treten, ſo braucht er nur ſeinen Gedanken auf den Fluidenſtrahl ſeiner Nervaura dahin zu ſenden. Dieſer Strahl wird dieſelben Gedanken des anderen Weſens gleich und beſtimmt treffen, weil gleiche Eindrücke durch ſeine Nervaura berührt werden und ſolche dem Centralpunkt, dem Gehirne, mittheilen.

Die Menſchen auf Erden, welche bewußt oder unbewußt ſolche geiſtige Verbindung zulaſſen und pflegen, nennt man Vermittler oder Medien. Als Vermittler ſind Medien niemals dafür verantwortlich, was ohne ihre Veranlaſſung durch ſie zur Kenntniß der Menſchheit gelangt, auch dann nicht, wenn infolge ihrer Veranlaſſung durch ſie eine Kundgebung kommt, die ſie getreulich wiedergeben.

Weil die Geiſter aus dem Jenſeits durch die Menſchen in verſchiedenartigſter Weiſe ſich mittheilen können, je nach phyſiſchen oder moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften der Medien, ſo giebt es auch eine Menge von Gattungen der Medien. Man unterſcheidet

in den Hauptzweigen dieſer Verſchiedenheit bei den Medien zu phyſiſchen Kundgebungen: ſehende, ſprechende, hörende, fühlende, ſchreibende, zeichnende, klopfende und zu anderen phyſiſchen Kundgebungen, z. B. zu Geiſtererſcheinungen geeignete. Ebenſo verhält es ſich bei den intellektuellen Eigenſchaften der Medien; es gibt mechaniſche, halbempfindbare, ganz empfindbare, Medien zu niedrigen und andere zu hohen Kundgebungen, zuverläſſige und unzuverläſſige, wiſſentliche und Medien wider Willen u. ſ. w. je nach ihren ſeeliſchen oder geiſtigen Befähigungen und organiſchen Eigenſchaften. Solche Hauptzweige zerfallen aber noch in unendliche Schattirungen infolge der Vermiſchung mehrerer Fähigkeiten ineinander.

Die Eigenſchaft als Medium den Geiſtern zu ihren Kundgebungen dienen zu können, kann eine angeborene ſein, kann aber auch erlernt werden. Angeboren iſt ſie, wenn der materielle Körper des Menſchen ſo empfindbar iſt, daß alle äußeren Eindrücke auf die Nervenden auch bei der geringſten Beeinfluſſung dieſelben ſofort und beſtimmt durch die Nervenſtränge dem Gehirne mitgetheilt werden. Angelernt kann die Fähigkeit werden, ſobald ein Menſch durch Uebung dieſe Wahrnehmungskraft bis zur nötigen Stufe ſteigert.

Ein Medium kann dieſe Empfindbarkeit auf irgend eine Weiſe einbüßen, doch kann dieſelbe nach Beſeitigung der Urſache auch wieder erweckt werden. Verluſt der Mediumſchaft tritt faſt immer nach einigen Jahren der Ausübung ein, und es gibt wenig Medien, die ihr ganzes Leben zu Kundgebungen dienen. Die Aeußerung der medianimen Thätigkeit iſt materieller Natur und darum auch von den materiellen Umſtänden abhängig. So wie jede Materie kann auch das Nervenfluid geſchwächt, ja ſelbſt erſchöpft werden; daher iſt es ratſam, die Thätigkeit als Medium ſofort aufzugeben, ſobald man Abnahme an Kräften im Organismus wahrnimmt. Die Geiſter, welche ſich durch ein Medium mittheilen, ſind deſſen beſte Leiter; ſie machen ſtets bei Zeiten auf ſolchen Schwächezuſtand aufmerkſam — uns bleibt nur, ihren heilſamen Ratſchlägen zu folgen. In Fällen, in welchen die Medien auf dieſe Ratſchläge nicht achten, unterlaſſen ſie nicht ſelten freiwillig den Verkehr, und verwehren anderen Geiſtern ſolchen mit ihren Medien fortzuſetzen.

Die Kundgebungen der Geiſter ſind in gleichem Grade verſchieden wie die Fähigkeiten der dazu benutzten Medien, theilen ſich deswegen ebenfalls auf zwei Hauptarten: phyſiſcher und intellektueller Natur. Jede Kundgebung kann nur dann ſtattfinden, wenn der Geiſt einen lebenden Menſchen gefunden hat, deſſen Nervenfluid zu ſeinem Fluid angepaßt werden kann und ſie beide verbindet. Nur infolge ſolcher Verbindung kann der freie Geiſt

aus dem lebenden Menſchen die ihm nötigen Aeußerungskräfte und zwar aus deſſen Nervenfluid ſchöpfen.

Zu dem Hauptzweige der phyſiſchen Kundgebungen gehören ſolche, bei welchen der Geiſt augenſcheinlich direkt auf die todte Materie einwirkt und einem lebloſen Gegenſtand ohne ſichtbare Beeinfluſſung momentanes Leben verleiht. Zu dieſer Kategorie gehören die vor dreißig Jahren ſo berüchtigt gewordenen Tiſchrücken und Tiſchklopfen. Die phyſiſchen Kundgebungen haben bis heute verſchiedenartigſte Formen angenommen, und zwar bis zu der Höhe der Geiſtererſcheinungen beim hellen Tage.

Unter der Bezeichnung: intellektuelle Kundgebungen werden alle Mittheilungen der Geiſter verſtanden, vermittelſt welcher wir mit ihnen in Verkehr durch das Medium treten können, als durch Schreiben, Hören, Sprechen, Singen, Spielen, Zeichnen u. ſ. w. Die Einwirkung des Geiſtes auf das Medium iſt hier auch mechaniſcher Natur, erzielt aber geiſtige Erfolge. Kundgebungen, in welchen die Geiſter ſich anſcheinlich direkt in intelligenter Weiſe vernehmen laſſen, wie z. B. das direkte Schreiben, Sprechen, Zeichnen, Spielen u. ſ. w., gehören ihrem Inhalte nach zu den intellektuellen, ihr Mechanismus aber iſt phyſiſcher Natur.

Behufs Herſtellung der Kundgebung phyſiſcher Natur ſchöpfen die Geiſter die dazu nöthige fluidale Kraft zuerſt aus ihrer fluidalen Hülle, vereinigen ſie mit dem Nervenfluid des Mediums und ziehen das noch ſonſt notwendige Material aus der ſie umgebenden Sphäre. Beim Beleben todter Gegenſtände ſättigen ſie dieſelben mit dieſer fluidalen Miſchung und dirigiren mit ihrem Fluidenſtrahl deren Bewegungen.

Um einen materiellen Gegenſtand, als z. B. Stein, durch eine Wand, Glas u. ſ. w. durchzubringen, ohne dieſelben zu zerſtören, zertheilen momentan die Geiſter, wie bereits erwähnt wurde, die Gegenſtände durch Eindringen ihres Fluids zwiſchen die Zellen derſelben und die durch dieſe Spannung entſtandenen Lücken geſtatten das gegenſeitige Durchdringen durcheinander. Nach dem Durchdringen ziehen ſie aus dem Gegenſtande ihr Fluid zurück, wodurch die Zellen desſelben ſofort ihre frühere Innigkeit zu einander wiedererlangen.

Die Gegenſtände, welche Geiſter bei ſolchen Kundgebungen mit ſich bringen und nicht ſelten als Geſchenke zurücklaſſen, holen ſie meiſt aus verlaſſenen Orten, wo ſie Niemand vermutet. Der Geiſt kann aber auch durch Zuſammenbringen nötiger fluidaler Stoffe alle materiellen Gegenſtände ſelbſt nachbilden — ſein Wille genügt ihm dazu, da er als fluidales Weſen die Fluiden ſo genau kennt, wie wir die uns umgebenden materiellen Gegenſtände.

Wenn ein Geiſt vor materiellen Augen des lebenden Menſchen

erſcheinen will, leiht er ebenfalls das dazu nötige Nervenfluid vom Medium und aus der ihn umgebenden Sphäre, womit er dann ſeine fluidale Hülle ſo lange ſättigt, bis ſie wirklich in dieſer Verdichtung materiell ſichtbar wird und alle die materiellen Eigenſchaften angenommen hat, die ein organiſcher Erdenkörper beſitzt. Auf gleiche Weiſe ſtellen ſich die Geiſter jede beliebige Kleidung und Gegenſtände her, die zur Feſtſtellung ihrer Identität dienen ſollen. Der Umſtand, daß ſolche Erſcheinungen mit Vorliebe im Finſtern vorgenommen werden, hat ſeinen Grund in der Beſchaffenheit der verdichteten Fluiden, welche im Dunkeln mit ihrem elektro-magnetiſchen Licht dem materiellen Auge leichter wahrnehmbar werden; und braucht der Geiſt im Dunkeln ſeinen Körper nicht ſo gewaltig zu verdichten, als am hellen Tage. Doch behufs deutlicher Ueberzeugung der Zweifler haben ſich die Geiſter in Amerika und in England in den letzten vier Jahren ſehr oft am hellen Tage materialiſirt. —

Manche Menſchen glauben, daß ein Medium zu jeder Zeit und von jedem Geiſte Mittheilungen erhalten kann und muß. Derartige Anſichten entſtehen aus Irrtum und Unkenntniß des Mechanismus der fluidalen Verbindung. Die Leichtigkeit der Mittheilungen hängt hauptſächlich vom Grade der fluidalen Verwandtſchaft des Mediums mit dem ſich mittheilenden Geiſte, das heißt vom Grade der Aehnlichkeit der Fluiden und von der geiſtigen, wenn auch nur momentanen Gleichheit der Denkungsart ab. Wenn dieſe Bedingungen der Verbindung fehlen, kann das Medium keine Kundgebung erhalten, welche direkt aus dem ſich nennenden Geiſte fließt. Es giebt keine Univerſalmedien, und die Geiſter wählen ſtets ſolche Vermittler, mit deren Organismus ſie in jeder, oder wenigſtens in irgend einer Beziehung zu einander ſympathiſiren. Medien, welche behaupten, die Fähigkeit zu beſitzen, mit jedem Geiſte und zu jeder Zeit den mediani-men Verkehr zu pflegen, ſind jedenfalls keine zuverläſſigen Medien; ſie nehmen Kundgebungen der leichtſinnigen und niedrigen Geiſter entgegen, welche ſich immer aufdrängen, ſowie falſche Namen beilegen, und werden von denſelben getäuſcht.

Alle guten und hohen Geiſter manifeſtiren ſich immer ruhig, gelaſſen, einfach und beſonnen — aber beſtimmt, ohne jedwede Leidenſchaft, klar und beſcheiden: ſie weiſen falſche Anſichten in Liebe zurück und belehren zu wiederholten Malen mit unendlicher Geduld. — Die niedrigen Geiſter werden meiſt haſtig, unſtät, herrſchſüchtig auftreten. Wenn ſie auch oft die Maske eines höhern Geiſtes angenommen, das Aeußere der Kundgebung den Formen hoher Geiſter angepaßt haben, entſchlüpfen ihnen unwillkürlich unpaſſende Ausdrücke — welche ſie dann der Beſchaffenheit des Nervenfluids im Medium zur Laſt legen möchten. Die Hypokriten treten auf-

geblaſen und tyranniſch auf; ſie fordern unbedingte Achtung vor ihren Worten, ſie leiden keinen Widerſpruch in Anſichten von Seiten der ſie anhörenden Menſchen. — Was die Geſtaltung der Sprachſätze anlangt, werden ſolche überhaupt und meiſtens aus dem fertigen Vorrate der Intelligenz und Bildung des Mediums genommen.

Aus allen dieſen Grundſätzen erſehen wir, daß die Kundgebungen aus dem Jenſeits auf den bisher geahnten, aber wenig bekannten Naturgeſetzen beruhen und zum Verſtändniß der Gottesgeſetze dienen. Auch für die Gelehrten wird hier alles Transcendentale (überirdiſche, übernatürliche) zum Empiriſchen (materiellbegreiflichen) werden, ſobald ſie ſich die Lehre vom Geiſte angeeignet haben. Das Wunderbare verſchwindet bei unſerer Auffaſſung vollſtändig, das für lächerlich Erklärte wird zu einer überaus ernſten Thatſache. Man ſieht, warum dieſe oder jene Kundgebung der Geiſter vom Jenſeits eine für den Laien oft unpaſſende Geſtalt annimmt, und jeder Beobachter iſt, in ſeinem Innern wenigſtens, gezwungen zu bekennen, daß er hier vor dem Eingange eines großartigen Baues ſteht, in deſſen Innerm die Menſchheit gebeſſert, veredelt, erhaben und glücklich gemacht wird. Die Wahrheit dieſer Worte beſtätigen zahlloſe Anhänger der Lehre vom Geiſte in allen Theilen unſerer Erde, ohne Unterſchied der Glaubensbegriffe und der Nationalität.

— — — — — — — — — — — — — — —

Man ſieht, — auch in dieſem Unſinn iſt Methode. Nur muß man ſich unwillkürlich fragen: woher wiſſen denn die Herren das Alles?

Es erſcheinen gegenwärtig folgende Spiritiſtiſche Zeitſchriften:

Deutſchland: Pſychiſche Studien, monatlich, Leipzig. — Licht, mehr Licht! Waltershauſen (Redaktion in Paris).

Öſterreich-Ungarn: Reformirende Blätter, monatlich, Budapeſt.

Holland: Op de grenzen van twe werelden, monatlich, Haag.

Belgien: La Revue belge du Spiritisme, monatlich. — Le Messager, zweimal monatlich, Lüttich. — Moniteur de la Fédération belge spirite et magnétique, monatlich, Brüſſel. — De Rots, flämiſch und franz., monatlich, Oſtende.

England: The spiritual notes, monatlich. — The Spiritualist, wöchentlich. — The spiritual Magazine, monatlich. — The Medium and Daybreak, wöchentlich. — Psych. Review, monatlich. — Human nature, monatlich, London. — Spiritual Reporter, Lancaſhire.

Frankreich: Revue spirite, monatlich, Paris.

Italien: Annali dello Spiritismo in Italia,. Turin.

Spanien: El Criterio espiritista, monatlich, Madrid. — La Fraternidad, 2mal monatlich, Murcia. — La Revelacion, monatlich, Alicante. — El Espiritismo, 2mal monatlich, Sevilla. — Revista Espiritista, monatlich, Barcelona.

Vereinigte Staaten: The Banner of light, wöchentlich, Boſton. — Religio-philosophical Journal, wöchentlich, Chicago. — Mind and Matter, wöchentlich, Philadelphia. — Spiritual Offerings, monatlich, Rocheſter.

Mexiko: La Razon, monatlich, Toluja. — La Ley de amor, monatlich, Merida.

Columbia: La discussion a Guadalajére, monatlich, Regata. — Lumen, monatlich, San Juan Batiſta.

Uruguay: La Ecoista spiritista, monatlich, Montevideo.

Argentiniſche Republik: Constantia, monatlich, Buenos-Ayres.

---

24. Das Jenſeits in der neuern Philoſophie.

Wir ſchreiben keine Geſchichte der Philoſophie, auch nicht eine ſolche der Pſychologie, weder der empiriſchen, noch der metaphyſiſchen. Es kann ſich hier für uns nur darum handeln, zu zeigen wie ſich die Philoſophie der neuern Zeit gegenüber den Lehren vom Jenſeits verhalten hat und noch verhält. Dieſelbe überläßt jede nähere Beſchäftigung mit der „andern Welt“ der Theologie und beſchränkt ſich auf das Verhältniß zwiſchen Geiſt und Materie, Seele und Körper. Für die Bedürfniſſe ſchwärmeriſcher Seelen kommt dabei äußerſt wenig heraus; aber das iſt gerade der würdigſte Schluß der „Geſchichte des Jenſeits“, zu zeigen, wie die begabteſten, hervorragendſten Geiſter ſich ſtets darauf beſchränkt haben, das Erfahrungsmäßige zu unterſuchen und ſich darein fügten, das im Dunkeln zu laſſen, was von der Vernunft in das Dunkle geſtellt worden iſt.

Den erſten unheilbaren Riß in das chriſtliche wie in jedes andere Syſtem des Jenſeits bewirkte das kopernikaniſche Weltſyſtem. Wohin konnten unter deſſen Herrſchaft und bei Anerkennung ſeiner Wahrheit Himmel, Hölle und Fegfeuer noch verlegt werden? Der Himmel war zum leeren Weltraum geworden und die Erde, in deren Innerm nach beliebteſtem Glauben Fegfeuer und Hölle brennen ſollten, war einer unter vielen Planeten, die nur noch eine untergeordnete Stellung im Sonnenſyſtem einnahmen. Schon der erſte Denker, welcher die neue

Sonnenordnung annahm, Giordano Bruno, warf die gefürchteten Orte des Jenſeits weg; dann folgte Lucilio Vanini, den gleich ihm der gefräßige Scheiterhaufen der Inquiſition verzehrte. Freilich gingen ſpätere und ſogar bedeutendere Philoſophen von dieſem äußerſten Standpunkte der Leugnung des für poſitiv Gehaltenen wieder ab. René Descartes, der Schöpfer der neuern Philoſophie, kehrte, allerdings nicht aus Beugung vor der Autorität der Kirche, ſondern in Folge unabhängiger Forſchung, zum Dualismus zurück, den das Chriſtentum lehrte, — freilich unter anderer Form. Er legte Wert darauf, der vom Körper unabhängigen Seele einen diesſeitigen Aufenthalt anzuweiſen, die Zirbeldrüſe; — über den jenſeitigen — ſchwieg er. Schon ſeinem Nachfolger Malebranche war es Gott allein, der zwiſchen den einander fremden Gegenſätzen, Geiſt und Körper, vermitteln konnte. Es trat jedoch in Baruch Spinoza eine pantheiſtiſche Reaktion ein, indem dieſer ſeinen Gott nicht mehr dualiſtiſch ſpaltete, ſondern in ihm die ganze Welt zuſammenfaßte. Sein Gott iſt daher eigentlich die Natur und es iſt mit ihm kein jenſeitiges Leben verträglich. Eben ſo wenig Raum hat ein Jenſeits in dem materialiſtiſchen Syſtem John Locke's, während dagegen deſſen ſpiritualiſtiſcher Gegenfüßler Leibnitz ſeine „Monaden" unſterblich machte und in ſeiner Theodicee, um die Idee Gottes zu retten, ſogar das ganze theologiſche Syſtem zu Ehren zu bringen ſuchte. Die Philoſophie des 18. Jahrhunderts, in England wie in Frankreich, war vorwiegend materialiſtiſch und für ſie fiel daher das Jenſeits wieder weg. Unter allen ihren Jüngern war es der verketzerte Voltaire, welcher noch am meiſten für das Jenſeits wirkte, indem er wenigſtens dafür ſprach, daß der Glaube an dasſelbe dem ungebildeten Volke erhalten bleibe, ja in höherm Alter ſich ſogar ſelbſt demſelben zuneigte. Die deutſchen Philoſophen derſelben Zeit waren faſt durchweg, wenn ſie auch alle anderen Dogmen verwarfen, dem Glauben an Gott und Unſterblichkeit ergeben, ohne ſich jedoch letztere genauer auszumalen. Denjenigen an die Fortdauer der Seele vertheidigte in dieſem Sinne, nach Platons Muſter, Moſes Mendelsſohn in ſeinem Phädon. Ihre Spitze und geiſtvollſte Ausbildung erhielt aber dieſe Richtung in Immanuel Kant, dem großen Weiſen von Königsberg (geb. 1724, geſt. 1804). Als Einleitung in die Lehre Kant's können wir die „Träume eines Geiſterſehers" betrachten. Er beginnt dieſelben mit der Unterſuchung deſſen, was ein Geiſt ſei und gelangt zu dem Schluſſe, unter Geiſtern ſeien nur einfache, mit Vernunft begabte Weſen, welche keinen Raum ausfüllen, zu verſtehen. Damit iſt aber noch nicht einmal die Möglichkeit, geſchweige die Wirklichkeit ſolcher Weſen bewieſen, und ebenſowenig, ob die menſchliche Seele ein ſolches ſei. Kant iſt zwar geneigt, das Daſein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten und ſeine Seele ſelbſt in die Klaſſe dieſer Weſen zu verſetzen;

allein die Frage, wie es komme, daß ein Geiſt und ein Körper zuſammen Eins ausmachen und wodurch dieſe Einheit wieder aufgehoben werde, überſteigt ſeine Einſicht. Über dieſe Ungewißheit kommt er daher ſo wenig hinaus wie irgend ein Anderer; aber er verſucht es wenigſtens, die beſtehende Hypotheſe vom Geiſtigen, die man vor ihm als eine ſchlechthin feſtgeſtellte, des Nachweiſes nicht bedürftige Thatſache angeſehen, zu erklären. Es gibt in uns, führt er aus, ein Gefühl, daß unſer Wille einer geheimen Macht unterworfen ſei, welche ihn zwingt, ſeine Abſichten nicht blos auf das eigene, ſondern auch auf Anderer Wohl zu richten. Er nennt dieſe Macht den „allgemeinen Willen", welcher in der Welt der denkenden Naturen eine „moraliſche Einheit" nach blos geiſtigen Geſetzen begründe. Er möchte dies aus einer Kraft erklären, welche die Geiſter in ähnlicher Weiſe verbinde, wie Newton's Gravitation die Körper, und wünſcht daher, die menſchliche Seele möchte Beſtandtheil einer Geiſterwelt ſein und dieſe Eigenſchaft nach dem Tode fortſetzen, Alles jedoch nur nach Maßgabe des göttlichen Willens, nicht nach willkürlicher Anordnung menſchlicher Weisheit. Daß aber der Menſch durch ſeine Sinne jemals abgeſchiedene Seelen oder reine Geiſter wahrnehmen könne, verneint unſer Philoſoph beſtimmt, und fügt bei, von der „andern Welt" könne eine anſchauende Kenntniß nur erlangt werden, indem man etwas von dem Verſtande einbüße, den man für die gegenwärtige nötig habe! Die Geiſterſeherei will er daher an der Hand der Erfahrung als krankhafte Einbildung preisgeben, „ohne jedoch", wie er nachher, Obigem widerſprechend, hinzufügt, „ihr gänzlich alle Wahrheit abzuleugnen". Soweit der erſte oder dogmatiſche Theil. Im zweiten oder hiſtoriſchen beſchäftigt ſich Kant mit dem Geiſterſeher Swedenborg, deſſen erſtaunliche Gaben (oben S. 202 ff.) er aus dem „Hörenſagen" ableitet und deſſen Werken er allen Aufwand von Verſtand abſpricht. — Intereſſant iſt die Angabe der Zwecke, welche Kant mit dieſen Ausführungen verfolgte. Er wollte damit der Metaphyſik nützen, in welche er „das Schickſal habe verliebt zu ſein", ob er ſich gleich von ihr nur ſelten einiger Gunſtbezeugungen rühmen könne. Er nennt ſie „eine Wiſſenſchaft von den Grenzen der menſchlichen Vernunft"; dieſes Geſtändniß iſt aber nur eine Paraphraſirung des einfachen Fauſtiſchen, „daß wir nichts wiſſen können". Das große Verdienſt Kant's iſt daher, daß er zuerſt gewagt hat, das ganze geiſtige Gebiet als Hypotheſe und alle Verſuche, dasſelbe näher zu beſtimmen, als Träume hinzuſtellen. Das Jenſeits iſt ihm nur eine angenehme Hoffnung, aber freilich noch eine ſolche, welche er nicht entbehren zu können glaubt.

Dies ſind die Grundideen des Rieſenwerkes der Kant'ſchen Kritik. Es kann nun nicht unſere Aufgabe ſein, den Inhalt desſelben vollſtändig darzuſtellen, und wir beſchränken uns darauf, diejenigen Reſultate der Philoſophie Kant's aufzuführen, welche für unſere Zeit

und für das Intereſſe der gebildeten Welt überhaupt von Intereſſe ſein können.

Kant hat die ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert auseinandergehenden Richtungen des Senſualismus oder Realismus und des Spiritualismus oder Idealismus wieder zu vereinigen geſucht, indem er der erſten, der Schule Locke's, zugab, daß das Ich allerdings nur durch die Erfahrung Erkenntniſſe ſammle, und der zweiten, der Schule Leibnitzens, daß es dann aber mit Hilfe im Verſtande enthaltener Begriffe frei der Außenwelt gegenübertrete. In erſterer Beziehung nannte er das Ich das theoretiſche, in zweiter Beziehung das praktiſche. Während die Außenwelt den Stoff zur Erkenntniß liefert, gibt das erkennende Subjekt die Form dazu, nämlich die Begriffe des Verſtandes; ohne das Zuſammenwirken von Außenwelt und Verſtand gäbe es keine Erfahrung. Dies Zuſammenwirken jedoch hat zur Folge, daß wir die Dinge nicht ſo erkennen, wie ſie wirklich ſind, ſondern nur, wie ſie uns erſcheinen. Anderſeits aber können wir nichts erkennen, wofür es keine Erfahrung gibt, — der Verſtand allein liefert keine Erkenntniß, wenn ſeinen Begriffen nicht ſinnlich erkannte Außendinge entſprechen; das Überſinnliche kann daher nicht erkannt werden. Der überſinnlichen Ideen, welche die Vernunft, d. h. die höhere Entwickelung des Verſtandes, ohne Erfahrung bildet, gibt es nun drei: Seele, Welt als Ganzes und Gott (pſychologiſche, kosmologiſche und theologiſche Idee). Wir können weder erkennen, ob es eine Seele als vom Körper unabhängiges geiſtiges Prinzip im Menſchen gebe, und welches nach dem Tode ihr Schickſal, — noch ob die Welt Grenzen in der räumlichen Ausdehnung und zeitlichen Dauer habe oder nicht, — noch ob es ein höchſtes Weſen gebe, das die Welt erſchaffen habe und leite. Es kann weder bewieſen werden, daß einer dieſer Ideen thatſächliche Verhältniſſe entſprechen, noch daß dies nicht der Fall ſei; es kann hier überall nur Vermutung ſtattfinden. Alle Verſuche von Beweiſen in dieſen Dingen beruhen auf Trugſchlüſſen, d. h. auf Vorausſetzungen, die nicht erwieſen werden können, ſondern wieder nur auf ihren eigenen Folgerungen beruhen und mit dieſen fallen.

Die Eigentümlichkeit des Verfahrens Kant's beſteht nun darin, daß er, was er mit der einen Hand in der „Kritik der reinen Vernunft“ niederreißt, mit der andern Hand in der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ wieder aufzubauen ſucht. Er geht dabei von der Freiheit des Willens aus, welche, wie er ſagt, als „inneres Faktum“ in uns gegeben, Thatſache der innern Erfahrung ſei. Die Freiheit iſt die Form, mit deren Hilfe die Neigungen und Begierden, als Stoff, das Handeln hervorbringen. Die erſtere iſt für alle Menſchen gemeinſam; ſie ſpricht mit „kategoriſchem Imperativ“: Du ſollſt, während die ſinnlichen Beſtandtheile des Willens ſehr verſchieden ſind und unter den Menſchen als manigfaltige „Maximen“ vorkommen. Aus beidem, Imperativ und

Maxime, geht das oberſte Geſetz der Moral hervor: man ſolle ſo handeln, daß die Maxime des Willens eines Jeden zugleich als Prinzip allgemeiner Geſetzgebung gelten könne, und dies moraliſche Geſetz ſolle die einzige Triebfeder des Willens ſein. Kant übertreibt jedoch dieſen Grundſatz in der Weiſe, daß er die Pflicht für unverträglich mit der Neigung hält. Er forſcht dann weiter nach dem „höchſten Gute“, und findet dasſelbe dann vollſtändig, wenn ſich die höchſte Tugend mit der höchſten Glückſeligkeit verbindet. Die Verwirklichung der erſtern findet er in der Unſterblichkeit der Seele, als einzig möglicher Art und Weiſe unendlichen Fortſchritts zur Vollkommenheit, die Verwirklichung der zweiten im Daſein Gottes, als der einzig möglichen Quelle der Glückſeligkeit. So nimmt alſo Kant als „Forderungen der praktiſchen Vernunft“ dieſelben Ideen an, welche er als von Seite der reinen Vernunft unbeweisbar dargelegt hatte, d. h. Kant will wiſſen, daß dieſe Ideen „Objekten entſprechen“; aber der Menſch kann ſie nicht erkennen. Da indeſſen dieſelben allein auf der Moral beruhen, ſo iſt für Kant auch alle Religion in der Moral enthalten und beruht allein auf ihr. Er verwirft daher die Dogmatik und will nur eine moraliſche Kirche, welche zugleich eine allgemeine, eine von Aberglauben und Schwärmerei reine, eine freie und eine unveränderliche ſein ſoll. Die Vernunft iſt ihm die oberſte Richterin religiöſer Schriften, das Hiſtoriſche der letzteren an ſich gleichgültig. „Reich Gottes“ nennt er die Verwirklichung des Vernunftglaubens, womit das Ende der Geſchichte eintreten ſolle.

Kant's Lehre kommt einer vollſtändigen Umwälzung in der Geſchichte der Philoſophie gleich. Er hat der alten ſcholaſtiſchen Methode des Behauptens ohne Beweis, des Aufſtellens von Hypotheſen als Geſetzen, welchem ſogar noch ein Spinoza, trotz ſeiner Unabhängigkeit von der Theologie, ergeben war, mit einem Schlag ein Ende gemacht. Dem Überſinnlichen hat er ſeine richtige Stellung angewieſen, als bloße Forderung der praktiſchen Vernunft, d. h. als blos durch Nachdenken hervorgebrachte, freiwillige, nicht allgemein verbindliche Annahme. Der Theologie, oder genauer genommen der Dogmatik, als Wiſſenſchaft, iſt damit der Todesſtreich verſetzt und zugleich auch die Axt an den unfruchtbaren Baum der Metaphyſik geſetzt, den jedoch Kant noch nicht umzuhauen wagte, obſchon in ſeinem eigenen Syſtem deſſen Wertloſigkeit ſo gut wie eingeſtanden iſt. Die Kant'ſchen Poſtulate des freien Willens, der Unſterblichkeit und des Daſeins Gottes ſind, trotz ihrer Forderung durch die praktiſche Vernunft, um nichts gewiſſer geworden, und die praktiſche Vernunft der Gegenwart beſteht auch ohne an ſie gebunden zu ſein.

Über die wenn auch längere Zeit hochgehaltenen, im Grunde ſophiſtiſchen und unfruchtbaren Syſteme von Fichte, Schelling und

Hegel und das geistvollere, aber mißtönend ausklingende Schopenhauer's hinweg, welche übrigens sämmtlich kein Licht auf den Glauben an ein Jenseits werfen, eilen wir der neuesten Philosophie zu, ohne jedoch größere Ausbeute für unsern Gegenstand zu finden. Auf der einen Seite finden wir Ängstliche, welche in dem Labyrinthe der Metaphysik umsonst nach einem Gotte suchen, bis sie, um ihn zu finden, nach dem Rettungsanker der Theologie greifen, auf der andern Seite aber Kühne, die, wie Strauß und Feuerbach, die Gottheit im Menschen und in der Natur gefunden zu haben überzeugt sind und damit das Bedürfniß eines Jenseits weggeworfen haben. Daß letzteres dem modernen Materialismus noch ferner liegt, ist selbstverständlich; wenn aber der modernste Philosoph, der Prophet des „Unbewußten", geradezu mit dem Spiritismus liebäugelt, so ist dies ein sonderbares Zeichen der Zeit.

Speziell mit dem Jenseits hat sich, außer Spieß, der es historisch bei den vor- und außerchristlichen Völkern verfolgte, namentlich Wilmarshof beschäftigt, welcher der Entwickelung dieser Idee bei den Philosophen aller Zeiten nachging, selbst jedoch auf höchst eigenthümliche Resultate verfiel. Am Schlusse seines vierbändigen Buches durchforscht er den Sternhimmel und speziell das Planetensystem und spricht sich schließlich für die Venus als wahrscheinlichen künftigen Aufenthalt der Erdenmenschenseelen aus, als ob nicht anzunehmen wäre, daß jeder Weltkörper seine selbständige und unabhängige Bedeutung hätte und nur das hervorbringen könnte, was in seiner Natur begründet läge. Doch, die guten und frommen Seelen, denen an einem Fortleben liegt, wollen ja vor allem getröstet sein und sich überzeugen, daß ihr liebes Ich ewig fortdauern und ein herrliches Wiedersehen mit allen vorangegangenen und nachfolgenden Lieben und Getreuen feiern werde! Der Glaube macht selig und Jeder möge dem Glauben treu bleiben, der ihn glücklich macht!

Beilage A.

Wie machen's die Medien?

(Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" 1880.)

Eine erschöpfende Beantwortung der obigen Frage könnte freilich nur von einer Vereinigung der Medien gegeben werden, und dürfte vorerst nicht zu erwarten sein, aber auch eine theilweise Aufklärung wird den Lesern willkommen sein. Ich fand den größeren Theil des inhaltlich hier Wiedergegebenen zufällig in einer englischen Jugendschrift Every Boys Annual Jahrgang 1880, London, bei Routledge; und es sei darauf aufmerksam gemacht, wie rühmlich es ist, durch solche Enthüllungen die Jugend gegen das Gift des modernen Aberglaubens zu rüsten. Die betreffenden Aufzeichnungen stammen ursprünglich von dem berühmten französischen Prestidigitateur Robert-Houdin.

Schilderungen von spiritistischen Séances, der Persönlichkeiten der Medien und ihres gewöhnlichen, aus Zweiflern, Schwankenden und Gläubigen gemischten Publikums und der gewöhnlichen Erscheinungen sind oft gegeben worden und dürfen als dem Leser bekannt angenommen werden. Ein Medium comme il faut muß natürlich eine taschenspielerische Vorbildung besitzen, Geistesgegenwart und Scharfblick sind vorausgesetzt, ein geeigneter Körperbau, d. h. lange geschmeidige Glieder, schmale Hände und gelenke Finger von Wichtigkeit. Dazu gehören ohne Zweifel höhere persönliche Eigenschaften, Liebenswürdigkeit und die Kunst des feinern pfäffischen Tons, wie sie in hohem Grade der Apostel Hume besaß und von den Neueren namentlich Slade zu besitzen scheint.

Die Kunstgriffe sind zum Theile sehr einfach. Ich werde mich zu ihrer Bezeichnung des englischen Wortes Trick bedienen, dem auch die Franzosen das Bürgerrecht verliehen haben (truc) und das dies auch bei uns verdient. Unser Medium also habe in einer Séance sein Publikum um sich versammelt, und die Vorstellung beginne. Die Paraphernalia, deren die Geister zu den beliebten einleitenden Manifestationen

bedürfen, d. h. Guitarren, Tambourine, Trompeten, Schellen u. dergl. liegen zur Hand, theils auf dem Tiſche, an dem die Geſellſchaft Platz nimmt, den magiſchen Ring durch Aufeinanderlegen der kleinen Finger bildend, theils an verſchiedenen Stellen des Zimmers. Zu größerer Sicherheit nehmen die beiden ſtärkſten Zweifler, nennen wir ſie Profeſſor A. und Doktor B., das Medium in ihre Mitte. Die Lichter werden gelöſcht.

Erſter Trick: Wie man die Hände frei bekommt. Schweigend ſitzt die Geſellſchaft in ſteigender Erwartung und Erregung, Jeder darauf bedacht, die Fühlung mit den nachbarlichen kleinen Fingern nicht zu verlieren, in dieſer Hinſicht natürlich beſonders aufmerkſam der Profeſſor und der Doktor, bei denen das Gefühl der höhern Verantwortlichkeit nicht gerade zur Beruhigung der Nerven dient. Das Medium wird allmälig von leiſen Schauern durchbebt, die Hände zucken, es fühlt die Anweſenheit der Geiſter, A und B halten feſt. Sie merken dabei nicht, daß nach und nach die Hände des Mediums ſich einander nähern, in minimalen Bewegungen die Hände der Nachbarn nachziehend. Nun hat er die Hände dicht beiſammen — eine Zuckung — er zieht ſeine rechte Hand zurück und ſchiebt dem Finger des Nachbars zur Rechten den Daumen der linken Hand unter. Die Rechte iſt frei und kann vorläufig ein Wenig klappern und klingeln und die weiteren Experimente vorbereiten. Das Spiel wird mit den betreffenden Fingern der linken Hand fortgeſetzt; ſind dieſe einander dicht genähert, ſo wird auch die Linke wegpraktizirt, A und B verlieren einen Augenblick Fühlung, gewinnen dieſe ſogleich wieder, aber während Jeder von ihnen glaubt, das Medium zu halten, iſt es der kleine Finger des Andern, den er in Verwahrung hat. Unſer Künſtler aber iſt frei, Nichts hindert ihn, Guitarre zu ſchlagen und Trompeten zu blaſen, dem Profeſſor die Brille von der Naſe zu ziehen und dem Doktor mit dem Tambourin zu krönen.

Zweiter Trick. Die ſchwebenden und leuchtenden Körper. Die phosphorescirenden Anſtriche ſind bekannt, und fanden bereits in der Induſtrie in Geſtalt leuchtender Zifferblätter Anwendung, ebenſo bei Bojen, wie kürzlich in einer Nummer der „Frankfurter Zeitung“ näher angegeben. Um nun eine leuchtende Guitarre in der Luft ſchweben zu laſſen, ſteckt man ſie einfach auf eine aus dünnen an den Enden und in der Mitte zuſammengefügten Stäben gebildete ſogenannte Scheere, wie ſie uns allen aus den Tagen erinnerlich iſt, als wir noch im Flügelkleide mit Nürnberger hölzernen Dragonern ſpielten. Auch iſt es in einem dunklen Raume ſchwierig zu unterſcheiden, ob ein heller Punkt ſich zwei oder fünfzehn Fuß vom Auge entfernt befinde. Im Uebrigen iſt hier der individuellen Geſchicklichkeit durch Anwendung mechaniſcher Hilfsmittel ein weiter Spielraum gelaſſen.

Es sei hier ein persönliches Erlebniß eingeschaltet. Ich wohnte vor einiger Zeit — wie gewiß manche unter den Lesern — einer Vorstellung der Herren Maskelyne und Cook in London bei, Zauberkünstler, bei welchen die Nachbildung der spiritistischen Erscheinungen den vorwiegenden Theil ihres Programmes bildet, und deren Besuch von Niemanden, dem sich Gelegenheit bietet, versäumt werden sollte. Zu Beginn der „Dark Séance" hielt Herr Cook eine kurze Ansprache, in der er erklärte, das Bevorstehende als Taschenspielerei zum Zwecke der Entlarvung des spiritistischen Treibens zu bieten, dagegen von der Ehrenhaftigkeit des Publikums erwarte, daß Niemand ein Licht anzünde. Nun trat tiefe Finsterniß ein; unter allerlei Getöne und Gespolter schwebten blaue Flammen, leuchtende Instrumente, dann ein langer weißer Geist durch den Saal, die Wirkung war eine wunderbare und unheimliche. Plötzlich wurde es hell; ein in unserer Nähe sitzender junger Mann hatte eine Wachskerze entzündet. Er wurde wie recht und billig noch vor Ende der Vorstellung unter Kundgebung allgemeiner Entrüstung hinausgeworfen, aber in den wenigen Augenblicken war der in seiner Einfachheit komische, aus Stangen und Drähten bestehende modus operandi sichtbar geworden. Nach wiederhergestellter Dunkelheit schwebte noch Herr Cook selbst in fahlem Lichte zur Decke empor.

Die Todtenhand. Zu diesem Trick bedarf es nur eines alten Glacé-Handschuhs, welcher gut eingeweicht und wieder ausgewunden werden muß. Im geeigneten Moment zieht ihn das Medium an und gelangt so in den Besitz einer feuchten, kalten, schauerlichen Todtenhand, mit der er der Gesellschaft die Wangen streicht und die Nasen zupft. Wenn dies gar zu plump und einfältig erscheint — desto schlimmer!

Das famose Geisterklopfen (Spirit Rapping) beruht wahrscheinlich in den meisten Fällen auf der Transmission des Schalles durch feste Körper. Wenn man ein leeres Kästchen an einen Stab befestigt, letztern durch die Decke des Zimmers führt und wider das obere Ende schlägt, so scheint es den unten Befindlichen, als ob der Schlag aus dem Kästchen töne, das als Resonanzboden wirkt. Es ist leicht, durch elektrische Leitung die Schläge nach Belieben zu führen und tönen zu lassen. In jedem Lehrbuche der Physik ist Näheres hierüber unter dem Kapitel „Akustik" zu finden.

Die vorstehenden Tricks, etwa mit Ausnahme des Klopfens, setzen Dunkelheit voraus; die folgenden sind auf eine mehr oder minder starke Beleuchtung berechnet. Dahin gehört vor allen der von den bekannten Brüdern Davenport im Jahre 1865 in Europa zuerst gezeigte Wunderschrank. Bei der ersten Vorstellung in Paris kam es zu Exzessen, indem der Schrank zertrümmert und der Saal geräumt wurde. Später verhielt sich das Publikum sachgemäßer, um für die 25 Franken Eintrittsgeld auch Etwas zu haben. Eine genauere Darstellung der

Davenport'ſchen Leiſtung — die bei Maskelyne und Cook in allen Einzelnheiten reproduzirt wird — würde hier zu weit führen. Sie beſtand weſentlich darin, daß die Herren ſich innerhalb des Schrankes von beliebigen aus dem Publikum mit je drei zehn Fuß langen Seilen feſt binden und knebeln und an die Sitze befeſtigen ließen, aber alsbald, nachdem die Schrankthüren geſchloſſen waren, mit den gewöhnlichen Lärminſtrumenten allerhand Allotria trieben, nach wenigen Minuten ungefeſſelt, und alsdann, angeblich von den Geiſterhänden, wieder gefeſſelt erſchienen. Dies nun beruhte nach Robert-Houdin, der wol der Erſte war, die Mache mit Kennerblick zu durchſchauen, und welcher der dabei bewieſenen Geſchicklichkeit als Fachmann die höchſte Anerkennung zollt, auf einer durch große Gelenkigkeit und Uebung gewonnenen Fertigkeit, ſich aus den Stricken und Banden herauszudrehen und zu winden, nachdem ſchon auf die Knebelung und Verſteifung des Körpers, halbunterdrücktes, Mitleid erweckendes Stöhnen und dergleichen eingewirkt worden war. Durch Einlegen des Daumens in die Handfläche kann der Umfang der Hand faſt auf den des Handgelenks verringert werden. Ein wichtiger Vortheil beſteht auch darin, daß die Operirenden zu zweien ſind. Das Selbſtfeſſeln beruht namentlich auf den kunſtgerecht geſchlungenen Knoten, der die beiden Hände des Mediums auf deſſen Rücken heftet, der aber ſehr leicht herzuſtellen iſt; er iſt einfach eine Doppelſchleife, wie wir ſie bei Halsbinden anwenden. Werden durch die beiden Schleifen die Hände geſteckt, die loſen Enden durch eine im Sitzbrete befindliche Oeffnung gezogen und an die Füße geheftet, ſo kann man durch Vorſtrecken der letzteren den Knoten ſcheinbar feſt um die Hände ſchlingen und durch Nachlaſſen dieſe augenblicklich wieder befreien. Der mittlere Theil des Knotens bewegt ſich dabei kaum, ſo daß man denſelben, wenn der Strick genügend dick iſt, ohne Gefahr verſiegeln laſſen kann. Immerhin bietet die hierbei in noch mancherlei Effekten bewieſene Gewandtheit, als Jonglerie betrachtet, die erſtaunlichſte und ſchönſte Leiſtung. Sehr ſinnreich iſt z. B. das Folgende. Das Medium ſtellt, ehe der Schrank geſchloſſen wird, ſeine Füße auf einen Bogen Papier und läßt darauf mit Bleiſtift den genauen Umriß ſeiner Sohlen ziehen; nachher zeigt er, daß ſeine Schuhe noch haarſcharf in den Umriß paſſen, als Beweis, daß er die Füße nicht bewegt habe. In Wirklichkeit aber hat er nach Vollendung der ſonſtigen Evolutionen das Blatt Papier umgekehrt und den Umriß von Neuem gezeichnet.

Die Slade'ſchen Schiefertafeln ſind häufig beſprochen worden. Es gehört freilich eine große Geſchicklichkeit dazu, eine Tafel unter den Tiſch zu halten und mit derſelben Hand darauf zu ſchreiben, geſchehe dies nun vermittelſt unter einen Fingernagel geſchobener Schieferſplitter oder ſonſtwie. Seit der darüber in London geführten gerichtlichen Unterſuchung ſcheint Slade in dieſen Künſten große Fortſchritte gemacht

zu haben, wie die Zöllner'schen Abbildungen beweisen. Wie die Sache zuging, werden wir ohne Zweifel eines Tages erfahren; zur Ehre, oder besser gesagt zur geringern Schande deutscher Professoren von Zöllner's Rang müssen wir annehmen, daß die zu seiner Täuschung angewandten Mittel jedenfalls ganz ungewöhnlich feine und sinnreiche gewesen sind.

Aber kaum glauben wir unseren Augen trauen zu dürfen, wenn wir bei Zöllner auch das Erscheinen der Kinderhände erwähnt finden, ein längst entlarvter Trick, den wir fast als einen Jux bezeichnen dürfen. Das Ding wird folgendermaßen in Scene gesetzt. Man bereitet die Geisterhand aus Wachs oder sonst einem Materiale derart, daß der Arm hohl ist und mit einem elastischen Ringe endigt. Das Medium bringt sie mit zur Vorstellung im unteren Ende seines Beinkleides verborgen und mit einer elastischen Schnur an dessen Obertheil befestigt. Nun placirt er sich an einem schmalen Tischende so, daß er an derselben Kante rechts und links keine Nachbarn hat; ist der Augenblick gekommen, so stülpt er das besprochene hohle Ende des Armes über den Stiefel, den er nun so zur Kante erhebt, daß die Hand über dem Tische erscheint. Ob es Slade gerade so macht, können wir freilich nicht behaupten. Aber was unsern innersten Grimm erregt, das ist, welch eine Meinung so ein — Taschenspieler und Seinesgleichen von den Lehrern der Wissenschaft haben müsse, zu denen wir gewohnt waren, als zu den Kämpfern für unsere heiligsten Interessen aufzublicken!

Ich könnte noch Mancherlei anführen, aber ich denke, der Leser hat genug, und wahrlich, es ekelt mir vor der Fortsetzung. Nur noch Eins. Mr. Bland, der Inhaber eines Geschäfts von Taschenspieler-Apparaten in Oxford Street, London, hat unter seinen Artikeln einen anscheinend soliden und massiven metallenen Ring von der Weite eines engen Halsbandes, welcher so konstruirt ist, daß er nach Belieben um den Hals gelegt und wieder abgenommen werden kann, ohne daß bei strengster Prüfung die Möglichkeit hiervon an ihm wahrnehmbar wäre. Erinnert dies nicht lebhaft an die Ringe, welche in Professor Zöllner's Wohnzimmer durch die Einwirkung der Geister unter die Tischplatten praktizirt wurden, wie man dies gleichfalls in den genannten Abhandlungen sogar photographirt sehen kann?

Als der Spiritismus sich zuerst in den Vereinigten Staaten ausbreitete und dann in England Gemeinden von Anhängern gewann, ließ sich die betrübende Erscheinung mit der in jenen Ländern wuchernden Bigotterie in Zusammenhang bringen, und gewiß dachten Viele von uns: „Bei uns in Deutschland wäre so etwas doch nicht möglich!" Zu unserer Beschämung sind wir eines Bessern belehrt worden. Und als wolle der Geist der Finsterniß uns verhöhnen, ließ er die unheilvolle Saat unter allen deutschen Städten gerade in Leipzig aufgehen

— in Leipzig, wo unſere Bücher gedruckt und von wo aus ſie verbreitet werden, in Leipzig, wo unſere glorreichſten Befreiungsſchlachten auf vaterländiſchem Boden geſchlagen wurden, in Leipzig, aus dem Schooße einer unſerer älteſten und ehrenreichſten Hochſchulen. Wie es zugehen mag, daß nicht von Seiten der dortigen Univerſitätsbehörden dem Skandal ein gebührendes Ende bereitet wird, iſt ſchwer zu begreifen, aber ſei es ausgeſprochen, daß er eine Schande iſt, für uns, für unſere Zeit und unſer Vaterland, und vor Allem für unſere ganze deutſche Gelehrtenwelt, welche es fertig bringen müßte, dieſen Makel von ſich zu tilgen. Mögen jene Fanatiker immerhin die Märtyrer einer neuen Wahrheit ſpielen, wir haben daran feſtzuhalten, daß ſie entweder Betrüger oder Narren ſind. Zwar kann der beſchränkte Menſchengeiſt ſich nicht anmaßen, die unfehlbaren Kriterien der Wahrheit feſtzuſtellen, zwiſchen ihr und dem Irrtum die dauernde Scheidung zu vollziehen, aber doch haben wir in langer und leidvoller Schule gelernt, an welchen Zeichen die Lüge zu erkennen ſei! Und es ſei beſonders darauf hingewieſen, daß in den Zöllner'ſchen Schriften zwiſchen den naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen, deren Wert der Laie auf Treu und Glauben der Fachmänner gerne zugeſteht, und den — ſchon durch ihren Mangel an Anordnung und Zuſammenhang verwirrenden — ſpiritiſtiſchen Erörterungen, denen der Verfaſſer ſeine jüngſte Berühmtheit verdankt, lange und langweilige Ausbrüche des kraſſeſten Stöckerianismus zu finden ſind.

Beilage B.

Spiritiſtiſcher Theaterzettel

(aus dem Engliſchen überſetzt).

Brainard's Opernhaus (Chicago).
Sonntag Abend den 13. Auguſt (Jahr nicht angegeben).
Das Wunder der Wunder!
Geiſter-

Auf der offenen Bühne.

Im glänzenden Gaslicht.

Macht.

Professor Livingstone,

das bemerkenswerteste materialisirende Medium der Welt für die Darstellung des Spiritualismus durch physische Manifestationen.

Die Todten erscheinen und sprechen zur Zuhörerschaft.

Folgendes sind einige Kundgebungen,
welche gewöhnlich in der Gegenwart dieser Medien stattfinden:

Geister-Hände, Gesichter und Gestalten

werden gesehen und erkannt; Blumen werden materialisirt und durch deutlich sichtbare Hände den Zuhörern übergeben; Glocken werden geläutet; Harfen werden gespielt und andere Musik wird deutlich gehört; eine Guitarre wird gespielt, während sie rund um den Saal schwebt, und deutlich gesehen.

Die wundervolle Wasserprobe!
Die erstaunliche Kleiderprobe!
Die überraschende Blumenprobe!
Geheimnißvolles Schiefertafel-Schreiben!
Und die am meisten in Erstaunen setzende
Handfessel-Probe!

500 Dollars Belohnung für vier Paare Handfesseln,
die ihn (wol den Geist) festhalten!

Die Probe des eisernen Käfigs,

welche alle Männer der Wissenschaft verwirrt, und eine Herausforderung um 10,000 Dollars, daß diese Thatsache von keinem Taschenspieler oder irgend einem lebenden Sterblichen nachgeahmt werden kann.

Es treten neue Medien auf, welche mehr und bessere Manifestationen in einem Abend ausführen, als alle übrigen Medien der Welt zusammen. Sie haben sich drei Jahre lang zu dem besondern Zwecke, die Thatsache des Spiritualismus zu illustriren, ausgebildet.

Der „New-York-Herald" sagt: „Die Manifestationen sind von so merkwürdigem Charakter, daß sie die Skeptiker in Verwirrung bringen, während der Gläubige von dem direkten Verkehr zwischen dieser Welt und denen, welche zu der Glorie geistigen Lebens übergegangen sind, fester überzeugt wird. Die von den Zuhörern gesehenen Gesichter und Formen (manchmal drei oder vier zugleich!) erscheinen als hinlänglicher Beweis, daß dies echte Geistererscheinungen sind."

Aus den „Philadelphia Times": „Unter anderen Kundgebungen befand sich die Materialisation von Gesichtern und Gestalten; Blumen werden den Zuhörern gebracht; ein Piano erhebt sich von der Bühne; auch andere wundervolle Dinge, sowol natürliche als übernatürliche, sind des Sehens wol wert."

Erſtaunlich! Räthſelhaft! Wunderbar! (N.-Y. Tribüne.)
Zehntauſend Zeugniſſe könnten geliefert werden.

Kommt und ſehet ſelbſt!

Haltet euch an Niemands Worte und verwechſelt den Profeſſor nicht mit den vielen Betrügern, die aus ſeinem Rufe Kapital zu ſchlagen ſuchen, ſondern geht und ſeht den großen, den echten, den einzigen Livingſtone, welcher euch viele wundervolle Geiſtererſcheinungen und einige der mächtigſten Medien der Welt vorſtellen wird.

Materialiſation iſt eine feſte Thatſache!

Die Todten kehren zurück!

Sie zeigen ſich und verkehren mit ihren Freunden.
Kommt und überzeugt euch, glaubt euren eigenen Augen und laßt euch von eurer eigenen Vernunft leiten.

Preiſe wie gewöhnlich!

Vorbehaltene Sitzplätze in Brainard's Muſikſaal.
Sichert euch eure Plätze und vermeidet Gedränge. Merkt euch, daß es keine Taſchenſpielerei iſt, ſondern Spiritualismus durch phyſiſche Kundgebungen.

1000 Dollars werden geboten den Profeſſoren Baldwin, Bates, Cooke oder Tobin oder jedem andern ſogenannten Geiſter-Vernichter oder Nachahmer, oder jedem Mann, jeder Frau und jedem Kind, welches irgend welche oder alle dieſe Kundgebungen ebenſo bewirken oder nachahmen kann oder wird ohne die Hilfe von Geiſtermacht; dieſe Herausforderung iſt an ſie und an die Welt gerichtet.

Prof. Livingſtone.

Beilage C.

Die Entlarvung der Kate King *).

Das erſte Medium, das in der Geſchichte des Spiritismus mit bedeutenderen Erfolgen auftrat, war Home (oben S. 241 f.), welcher den Darwinianer Wallace und den Elektriker Varley durch die in ſeiner Gegenwart beobachteten Phänomene beſtrickte. Noch mehr Aufſehen erregten die Experimente, welche dem Chemiker Crookes Anfangs durch Vermittelung desſelben Home, ſpäter durch jenes weibliche Medium

*) Während des Druckes dieſes Buches ſind von Dr. Karl Bertral folgende Mittheilungen im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" erſchienen, welche als notwendiger Nachtrag zu dem oben (S. 249 ff.) Erzählten gelten mögen.

Florence Cook gelangen, und wiederum einige Jahre darauf war es der Amerikaner Slade, der auf seiner Geistertournée durch die alte Welt, aus Berlin durch die Polizei ausgewiesen, in Leipzig, das sich ihm öffnete, den Schlüssel zur deutschen Geistesfestung durch seine Verbindung mit Professor Zöllner im Sturme eroberte.

Was die Zahl der Anhänger des Spiritismus in einzelnen Ländern anlangt, so ist, wie bei allen überspannten Schwindel-Geschichten Amerika der Ausgangspunkt der neuen „Wissenschaft". Es gibt dort über 200 spiritistische Gemeinden mit Hunderttausenden von Mitgliedern. Von Amerika gelangte der Wahnwitz nach England, Frankreich, Rußland und Belgien, woselbst er viele Anhänger gefunden hat. Deutschland war bis zu dem Moment, als Slade mit Professor Zöllner in Leipzig in Berührung trat, weniger von der geistigen Seuche belastet, welche sich nun auf einer der hervorragendsten deutschen Hochschulen eingenistet hat. Neben den eigenen Beobachtungen ist Zöllner's Gewähr sein Kollege Crookes in England, dessen spiritistische Schriften überhaupt dem modernen Geistertreiben in der gesammten civilisirten Welt jene unbegreifliche Verbreitung gestattete, welche nun auch beginnt, sich von Leipzig aus über Deutschland zu verbreiten.

Um der Thatsächlichkeit der spiritistischen Erscheinungen auf den Grund zu gehen, hatte Crookes seiner Zeit das Medium Fräulein Florence Cook in sein Haus aufgenommen und allnächtlich durch die Vermittelung dieses Mediums mit dem Geiste einer vor 200 Jahren verstorbenen berühmten Schönheit, der Tochter eines Missionars, Kate King, experimentirt, welche durch das Medium Fräulein Cook stets citirt wurde und nicht in geisterhaften Wolkenerscheinungen sich präsentirte, sondern, wie die Spiritisten dies nennen, sich materialisirte, vorübergehend zu Fleisch und Blut wurde und dem glücklichen Entdecker des Thalliums um Mitternacht den Hof machte. Daß diese Erscheinungen reelle waren, bewiesen seiner Zeit Crookes, Varley und Wallace gemeinschaftlich, indem sie in der Mitternachtsstunde bei elektrischem und Magnesium-Licht den Geist der vor zwei Jahrhunderten verstorbenen Kate King photographirten. Crookes hatte die Schöne am Arme, Varley präparirte die Platten und Wallace machte die photographische Aufnahme. Während dieser Zeit war das Medium, welches den Geist citirte, Fräulein Florence Cook, auf dem Sopha gelegen, und damit die Physiker auch ganz sicher seien, daß sie nicht betrogen würden, war die Gefeierte durch eine elektrische Draht-Leitung mit einem elektrischen Galvanometer verbunden, so daß, selbst wenn das Medium es verstände, sich der Drähte zu entledigen, von dem Sopha aufzustehen und dem betreffenden Geiste Einlaß zu gewähren, der elektrische Zeiger-Apparat das Gaukelspiel durch Ausschlagen der Magnetnadel verraten mußte. Die Gelehrten waren ihrer Sache so gewiß, d. h. ihre Vorkehrungen waren nach ihrer Meinung so sicher

getroffen, daß sie unmöglich getäuscht werden konnten, und siehe da, nachdem die Erscheinung gekommen war, sich materialisirt hatte, photographirt worden und dann wieder verschwunden war, lag Fräul. Cook, das Medium, immer noch auf dem Sopha und die elektrischen Drähte befanden sich noch so genau an ihren Füßen, wie vorher. Dieser Umstand befestigte nun die Forscher in ihrem Glauben an die Reellität der Erscheinung und bestimmte sie, diese mit der Garantie ihres Namens zu publiziren. War es ja nach ihrer Meinung unmöglich, daß Fräulein Florence Cook von dem Sopha aufgestanden sein konnte, um einem menschlichen Individuum die Thüre zu öffnen oder selbst als Geist zu erscheinen, wenn auch „einige" Aehnlichkeit in den Gesichtszügen von Florence Cook und Kate King nicht zu leugnen war.

Nach gewonnener Ueberzeugung dauerte nun dieses Spiel Monate lang. Der materialisirte Geist Kate King's kam allnächtlich, um die merkwürdigen Geschichten zu wiederholen und die Spiritisten hatten an den drei großen englischen Naturforschern die beste Stütze, die sich denken läßt.

Drei Jahre lang, bis die Zeit herangekommen war, da Miß Florence Cook an's Heirathen dachte, zeigte sich stets, wenn die Dame zum Besuche bei der Familie Crookes war, der Geist der Kate King. Eines Tages kündigte die Verklärte dem Professor an, daß sie sich wieder für längere Zeit verabschieden müsse, um nach dem Reiche der Geister zurückzukehren. Professor Crookes selbst berichtet über die Abschiedssitzung mit Kate King Folgendes: „Da ich an den letzten Sitzungen von Fräulein Cook sehr thätigen Antheil genommen habe und es mir gelungen, zahlreiche Photographien von Kate King vermittelst elektrischen Lichtes aufzunehmen, dachte ich mir, daß die Veröffentlichung einiger Details den Spiritisten recht interessant sein werde. Während der dem Abschiede Kate King's vorhergehenden Woche gab sie fast täglich Sitzungen bei mir zu dem besonderen Zwecke, sich bei künstlichem Lichte photographiren zu lassen. Fünf vollständige Apparate wurden dazu bereit gestellt. Mein Bibliothekzimmer diente als Kabinet; es hat eine Flügelthüre nach dem Laboratorium. Einer der beiden Flügel wurde herausgehoben und an dessen Stelle, um Kate King den Ein- und Ausgang zu erleichtern, ein Vorhang befestigt. Die anwesenden Freunde placirten sich im Laboratorium, dem Vorhange gegenüber; die photographischen Camera's wurden etwas hinter ihnen so gerichtet, daß Kate, sobald sie aus dem Kabinet trete, aufgenommen wurde, sowie das Innere des Kabinets bei jedesmaligem Aufheben des Vorhanges. Jeden Abend wurden drei oder vier Platten exponirt, was mindestens fünfzehn Aufnahmen in jeder Sitzung ergab. Einige verdarben bei der Entwickelung, andere während der Regulirung des Lichtes. Trotzdem erlangte ich 44 Negative, einige mittelmäßig, andere gut, wieder andere ausgezeichnet.

Kate empfahl allen Anwesenden, sitzen zu bleiben, ich allein war davon ausgenommen. Seit einiger Zeit hatte sie mir erlaubt, zu thun, was ich für gut fand, sie zu berühren, in ihr Kabinet und daraus heraus, so zu sagen wann ich wollte, zu treten. Oft folgte ich ihr in's Kabinet und sah sie dort zuweilen gleichzeitig mit ihrem Medium, meist aber fand ich nur Letzteres in Lethargie auf dem Fußboden. Kate mit ihrem Costüm war spurlos verschwunden.

Während der letzten sechs Monate besuchte mich Fräulein Cook häufig; manchmal blieb sie eine ganze Woche. Sie brachte immer nur eine kleine Reisetasche mit, die nicht einmal verschließbar war. Den Tag über befand sie sich stets in meiner, meiner Frau oder eines anderen Mitgliedes unserer Familie Gesellschaft; sie schlief niemals allein, so daß es ihr gänzlich an Gelegenheit fehlte, irgend etwas vorzubereiten, was auch nur im entferntesten die Rolle von Kate King zu spielen im Stande gewesen wäre.

Während meiner so thätigen Betheiligung an diesen Sitzungen steigerte sich Kate's Vertrauen zu mir der Art, daß sie sagte, sie wolle keine Sitzungen mehr geben, ohne daß ich zugegen sei und Alles präparirt habe. Augenscheinlich gewannen die Phänomene dadurch an Kraft und wurden mir Beweise zu Theil, die ich ohne dies Vertrauen gewiß nicht erlangt haben würde. Kate fragte mich oft über die Personen, welche der Sitzung beiwohnten, sowie über die Art, wie dieselben placirt werden sollten, aus. In letzterer Zeit war sie sehr nervös geworden, wohl in Folge von ungereimten Vorschlägen, die angerathen, eine wissenschaftlichere Untersuchung mit Anwendung von Gewalt zu erzwingen.

Ich habe Kate letzthin bei der elektrischen Beleuchtung so genau gesehen, daß es mir möglich geworden, meinen früheren Artikeln einige Züge der Verschiedenheit zwischen ihr und ihrem Medium hinzuzufügen. Fräulein Cook's Haar ist so dunkelbraun, daß es fast schwarz erscheint; eine Locke von Kate, die vor mir liegt, und welche sie mir versprochenermaßen mitten aus ihrem üppigen Haarwuchs schnitt, nachdem ich demselben bis auf die Kopfhaut mit meinen Fingern gefolgt, um mich zu überzeugen, daß sie dort gewachsen, ist von einem goldenen Kastanienbraun.

Eines Abends zählte ich die Pulsschläge Kates; ihr Puls schlug regelmäßig 75, während der von Fräulein Cook wenige Minuten nachher 90 erreichte. Wenn ich mein Ohr an Kate's Brust hielt, hörte ich ihr Herz schlagen und diese Pulsation war regelmäßiger, als die von Fräulein Cook, als dieselbe mir nach der Sitzung die nämliche Untersuchung erlaubte. Auf gleiche Weise untersuchte ich auch die Lungen Beider. Die von Kate zeigte sich gesunder als die des Mediums.

Als die Abschiedsstunde für Kate herangekommen, bat ich sie um

die Gunſt, der Letzte ſein zu dürfen, der ſie ſähe. — Nachdem ſie dann jede Perſon aus der Geſellſchaft zu ſich gerufen, um ihr einige beſondere Worte zu ſagen, gab ſie allgemeine Inſtruktionen für unſere zukünftig Fräulein Cook zu gewährende Protektion. Von dieſen Inſtruktionen, die ſtenographirt wurden, erwähne ich der folgenden: „Ich laſſe Florence mit dem größten Vertrauen in den Händen des Herrn Crookes, der ſich fortwährend fürſorglich bewieſen; ich bin gewiß, daß er mein Zutrauen rechtfertigen wird.“

Was nun die Annahme betrifft, daß ein unſchuldiges Mädchen von 15 Jahren im Stande ſei, einen rieſigen Betrug zu erſinnen und ihn während dreier Jahre mit vollſtändigem Erfolge durchzuführen, ſich allen erdenklichen Prüfungen vor und nach den Sitzungen zu unterwerfen, wo ſie noch mehr Erfolg in, zum Zwecke ſtreng wiſſenſchaftlicher Forſchung veranſtalteten Sitzungen bei mir erlangte, als früher bei ihren Eltern, daß, ſage ich, die Kate King der drei letzten Jahre ein Reſultat des Betrugs ſein könne, das verletzt mehr den geſunden Menſchenverſtand und die Vernunft, als zu glauben, ſie ſei, was ſie zu ſein betheuerte.“

Profeſſor Zöllner zu Leipzig, welcher zu der Zeit, als Crookes dieſe Publikationen der Oeffentlichkeit übergeben, in London anweſend war und denſelben beſuchte, theilt über ſeinen erſten Beſuch bei Crookes Folgendes mit: „Ich beſuchte Crookes im Jahre 1875 in Gemeinſchaft mit dem Inhaber der optiſchen Werkſtatt zu Hamburg Herrn Repſold, ſowie dem berühmten Spektroskopiker Dr. Huggins. Nachdem uns Crookes in liebenswürdigſter Weiſe ſeine Radiometer gezeigt und in ſeinem Laboratorium ihre Herſtellung auseinandergeſetzt hatte, lenkte ſich auch das Geſpräch auf ſeine ſpiritiſtiſchen Beobachtungen. Mich etwas mißtrauiſch anblickend, zuckte er mit den Achſeln und bemerkte reſignirt, daß die Männer der Wiſſenſchaft ihm auf dieſem Gebiete die Glaubwürdigkeit abſprächen. Als ich ihn jedoch meines aufrichtigen Intereſſes an der Sache verſicherte, zeigte er mir eine Photographie jener Kate King, deren lieblicher Anblick mich ganz unwillkürlich zu der Frage veranlaßte, ob man nicht einen photographiſchen Abdruck erhalten könne, und wo denn dieſes Weſen eigentlich in England anzutreffen ſei. Ich war nämlich damals noch ſo wenig mit den ſpiritiſtiſchen Erſcheinungen bekannt, daß ich ſtillſchweigend vorausſetzte, das Erſcheinen und Verſchwinden jenes menſchlichen Weſens könne nur unter der Bedingung ſtattfinden, daß daſſelbe eine gleichzeitige, nur räumlich getrennte, Exiſtenz mit dem Medium führe. Unter dieſer Vorausſetzung hatte ich meine obige Frage an Herrn Crookes in Gegenwart des Herrn Dr. Huggins und meines Freundes Repſold gerichtet. Der Leſer wird mein Erſtaunen und das nur mühſam unterdrückte Lächeln begreifen, als mir Herr Crookes auf meine Frage, wo jenes holdſelige Weſen exiſtire,

ganz ernſthaft und trocken erwiderte: „two hundred years ago“ (zwei hundert Jahre früher). Auch Zöllner ließ ſich von der Reellität der Crookes'ſchen Mittheilungen überzeugen und wurde ſelbſt ein eifriger Spiritiſt, nachdem er dem Medium Mr. Slade aus Amerika in die Hände gefallen war, dem er ebenſo gaſtlich ſein Haus öffnete wie Crookes der Miß Cook das ſeinige zur Verfügung geſtellt hatte. Zöllner hat den dritten Band ſeiner wiſſenſchaftlichen Abhandlungen, ein 639 Seiten ſtarkes Buch, das er „Die transcendentale Phyſik“ betitelte, und dem er eine große Anzahl von Abbildungen beifügte, vornehmlich den Mittheilungen über das Eingreifen der Geiſterwelt ins menſchliche Thun und Laſſen gewidmet. Das Bildniß von William Crookes, des transcendentalen Phyſikers, ziert den Eingang und dient daher als Einführung; in der Mitte des Werkes begegnen wir einer Photographie Slade's, des transcendentalen Taſchenſpielers, und gegen das Ende blickt uns der „Profeſſor“ Karl Hanſen, der Mitbegründer der transcendentalen Phyſiologie, ſcheu ins Antlitz. Am Schluſſe ſind dem Werke eine große Anzahl von merkwürdigen Photographien beigefügt, transcendentale Experimente darſtellend, z. B. die photographiſchen Abbildungen zweier nackten Geiſterfüße — merkwürdigerweiſe tragen dieſelben die Eindrücke der Maſchen gewirkter Strümpfe, alſo haben die Geiſter auch Strümpfe an! — dann ſehen wir auf weiteren Tafeln photographiſche Geiſterſchriften, Bilder von vorher getrennten Ringen, die in einander geworfen worden ſind, ohne daß man an denſelben eine Trennungsſtelle bemerken konnte u. dgl. m. Zöllner beruft ſich vornehmlich auf die Experimente ſeines Freundes Crookes, die ſolcher durch Vermittlung Fräulein Cook's mit den Geiſtern angeſtellt hatte. Obwohl Crookes in einem Briefe ſchreibt, daß die Geſtalt und Geſichtszüge des Geiſtes Kate King denjenigen der Miß Cook täuſchend ähnlich waren und bei dem gedämpften Lichte, welches immer anbefohlen war, noch eine erhöhte Aehnlichkeit beſtände, ſo müßte er ſchon deßhalb überzeugt ſein, daß die beiden Perſonen nicht identiſch ſein könnten, weil ein ſo junges empfindſames und unſchuldiges weibliches Weſen nicht zu Betrügereien fähig ſei. Ein anderer Beweis, daß die beiden Perſonen nicht die gleichen ſein könnten, wäre derjenige, daß Miß Cook immer im ſchwarzen Kleide und mit Strümpfen und Schuhen angethan nach einigen Minuten hinter dem Vorhange gefunden wurde, während Kate King vor dem Vorhange in ihrem weißlinnenen Geiſterkoſtüme erſchien und an Füßen und Beinen nackt war. Dieſer Kate-King-Schwindel, an welchen die Spiritiſten der ganzen Welt, als an „transcendentale“ Erſcheinungen glauben, hat ſich vom Jahre 1873 bis zu Anfang Januar des laufenden Jahres gehalten. Miß Florence Cook hat mittlerweile geheiratet und iſt Madame Corner geworden, das einflußreichſte Mitglied der Society of spiritualisme zu London. In den hervorragendſten Familien und in den ariſtokratiſchen Kreiſen

der Stadt citirte ſie Geiſter und wo ſie erſchien, kam alsbald eine weißgekleidete Jungfrau mit nackten Füßen zur Erſcheinung, bis ſie endlich im Laufe dieſes Winters auf eine höchſt originelle Weiſe entlarvt wurde. Madame Corner, geb. Cook, zu deren Ruhme die Herren Crookes und Zöllner große Bücher geſchrieben haben, gab kürzlich in dem Lokale der National-Aſſociation der Spiritiſten in London, 38, Great Ruſſel Square eine ſpiritiſtiſche Soirée. Es waren eine große Anzahl von Zuhörern und Zuſchauern aus den erſten Kreiſen der Londoner Geſellſchaft verſammelt. Dieſelben waren verpflichtet, damit der zu citirende Geiſt auch erſcheinen könne, ſich zu einer geſchloſſenen Kette die Hände zu reichen und von einander nicht loszulaſſen. Der Saal hat Fenſter mit tiefen Niſchen und dieſe Niſchen ſind durch dichte Vorhänge nach dem Zimmer zu abgeſchloſſen, ſo daß zwiſchen Vorhang und Fenſter noch ein ziemlicher Raum zurückbleibt. Madame Corner, geb. Cook, ließ ſich nun mit Stricken ſeitlich vom Fenſter in der Niſche anbinden. Nachdem ihre Glieder ſo feſt als möglich gebunden waren, befahl ſie, die Lichter zu löſchen und nur eines deſſelben, welches einen ſchwachen Schimmer verbreitete, brennen zu laſſen. Nach einigen Minuten peinlicher Stille erſchien nun wirklich wieder die geiſterhafte Frauengeſtalt der verſtorbenen Kate King mit nackten Füßen und wallendem Gewande: ſie ſchwebte in den Saal, der Kette der Zuſchauer entlang, welche verpflichtet waren, die ſpiritiſtiſche Kette geſchloſſen zu halten und daher nicht nach der lichten geiſterhaften Erſcheinung greifen konnten, welche um ſie herumhüpfte. Da — plötzlich — ungeahnt, brachen zwei Herren die Kette, Sir Georg Sittewell und Herr von Buch. Der Eine ergriff die Erſcheinung und hielt ſie feſt, während der andere in demſelben Momente hinter den Fenſtervorhang ſchlüpfte, Kleider, ſowie Schuhe und Strümpfe der Madame Corner ergriff und ſolche konfiszirte. Eine große Aufregung bemächtigte ſich der gläubigen Spiritiſtenſchaar; die Lichter wurden wieder angezündet und Madame Corner, die Florence Cook des Herrn Crookes, ſtand beſchämt im Hemde vor der Verſammlung von Frauen und Männern, während Herr von Buch und Sir Georg Sittewell ihr die von dem Stuhle weggenommenen Kleider übergaben, damit ſie ſich in publico wieder ankleiden könne. Was werden nur Herr Crookes und der auf ſeine beobachteten Thatſachen ſo ſtolze Herr Zöllner zu dieſer Entlarvung ſagen? Iſt hier nicht ebenſo poſitiv die vierte Dimenſion des Herrn Zöllner unter Null herabgedrückt, wie kürzlich von Profeſſor Wiedemann in Leipzig die ſtrahlende Materie und der vierte Aggregatzuſtand des Herrn Crookes' in ihr Nichts aufgelöſt worden ſind?

Werden die Herren Profeſſoren zu Leipzig endlich zur Beſinnung kommen, werden ſie durch das Geſtändniß, daß ſie getäuſcht worden ſind, die auf der Univerſität Leipzig laſtende Schmach, welche die Affaire

Slade herbeigeführt hat, wieder gut machen und den Schandfleck deutſcher Wiſſenſchaft von der Alma mater an der Pleiße wieder wegwiſchen?

Der Unfug mit den hochtrabenden Redensarten von vier dimenſionalen Räumen und dem vierten Aggregatzuſtande iſt entlarvt, und die Leipziger Fakultät ſollte ihre geiſterſehenden Mitglieder durch ein kaltes Sturzbad ernüchtern, indem ſie ihnen die Alternative ſtellt, entweder Irrthum zu bekennen und künftig derartigen Blödſinn nicht mehr drucken zu laſſen, oder von der Lehrthätigkeit zurückzuſtehen. Mögen die genannten Männer noch ſo bedeutende Verdienſte um die Wiſſenſchaft haben, ſo hat die ihnen ſchuldige Rückſicht doch nicht ſo weit zu gehen, daß man, wenn ſie an der Grenze des Wahnwitzes ſtehen, ihnen die Erziehung der akademiſchen Jugend noch weiter überläßt.

Treffend ſpricht ſich hierüber ein amerikaniſches Blatt, das „Newyorker Belletriſtiſche Journal" aus, indem es ſagt: „Dieſe Herren ziehen die Wiſſenſchaft und die freie Forſchung in den Staub, indem ſie die erbärmlichſten Gaunerſtückchen, die offenbarſten Betrügereien in unglaublicher Verblendung für Wahrheit hinnehmen und verächtliche Albernheiten, die in Tingel-Tangels gehören, in die Hallen der Wiſſenſchaft einführen, als wären ſie ebenbürtig mit deren höchſten Problemen. Wenn ſie die politiſche und wirthſchaftliche Reaktion, welche jetzt in Deutſchland waltet, auch auf das wiſſenſchaftliche Gebiet übertragen, wenn ſie die Quellen vergiften, an denen die Jugend der Nation ſich lagert, um ihren Durſt nach Wahrheit zu ſtillen, — dann iſt es wahrhaftig an der Zeit, daß man ihnen ein donnerndes „Halt! Bis hierher und nicht weiter!" zurufe. Sie müſſen zurücktreten von ihrer Hüterſchaft des Bornes der Weisheit und ihn würdigeren und fähigeren Händen überlaſſen, bis dieſer Zuſtand krankhafter Geiſtesthätigkeit vorüber und die Vernunft bei ihnen wieder in ihre Rechte eingetreten iſt. Eine weitere Fortſetzung und Unterſtützung ſolchen Unfugs kann den Dunkelmännern nur zur Freude gereichen, ſo lange Jene in ihren verantwortlichen autoritativen Stellungen verbleiben."

Als der obige Artikel erſchienen war und die Runde durch einen großen Theil der Tagespreſſe des In- und Auslandes gemacht hatte, gab es ein gewaltiges Geſchrei in den Reihen der Gläubigen. In einigen Blättern, wie z. B. in dem Berliner „Deutſchen Montagsblatt", wurde darauf hingewieſen, daß unſere Angaben nicht ganz exakt geweſen ſeien, da die Betrügerin, von welcher wir Meldung gemacht und die dem Profeſſor Crookes in London Gelegenheit zu ſeinen ſupranaturaliſtiſchen Studien gab, nicht Florence Cook, ſondern deren Schweſter Kate geweſen ſei, daß es weiter außer Home und den Schweſtern Cook in England augenblicklich noch viel beſſere Geiſterbeſchwörer gebe, ſo z. B. Rita, Eglinton und Firman. Der wiſſensſtolze Korreſpondent des „Deutſchen Montagsblatts" ſagt u. A., nachdem er uns obigen Irr-

tum vorgehalten, wörtlich: „Gleichviel, wie der Sachverhalt ſich herausſtellen mag, ſo ſcheint uns doch die Behauptung, daß ein Forſcher wie Crookes, deſſen Experimente „über ſtrahlende Materie", jetzt allerorts Aufmerkſamkeit erregen, und ſogar von der Pariſer Akademie mit einem Ehrenpreiſe anerkannt wurden, ſich von einem 15jährigen, in ſeinem Hauſe wohnenden, unter ſeiner und ſeiner Familie Kontrole ſtehenden Mädchen jahrelang habe dupiren laſſen, etwas gewagt." Die ſpiritiſtiſchen Blätter gehen noch etwas ſchärfer unſerem Artikel zu Leibe. Das Hauptblatt dieſer Richtung, ein deutſches „pſychologiſches Sonntagsblatt: Licht, mehr Licht", welches redigirt von Chr. Reimers, Vorſtandsmitglied der britiſchen National-Aſſociation der Spiritiſten zu London und C. von Rappard, Vicepräſident der wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft für pſychologiſche Studien in Paris, merkwürdigerweiſe in Deutſchland gedruckt, dort erſcheint, bezeichnet in Nr. 28, unterzeichnet „Philalète", unſere Mittheilungen als „Denunziation"; die berühmte Florence ſei unſchuldig und Kate die unſchuldig Schuldige. Wo nämlich ſolche Vorkommniſſe nachgewieſen würden, ſeien ſie den Intriguen der Umgebung zuzuſchreiben, da ſolch unglückliche Medien nur von böſen Geiſtern myſtificirt und von ihnen vorübergehend zum Betrügen verleitet würden. Wie es nun mit den Belehrungen des Berliner Blattes ſowie mit der Beſchuldigung des Pariſer Pſychologen beſtellt iſt, mögen folgende Ergänzungen zu unſerem Artikel beweiſen:

Was erſtens den Umſtand anlangt, ob der durch die Herren Sittewell und von Buch klargelegte Betrug von Florence oder Kate Cook ausgeführt worden iſt, das bliebe ſich eigentlich bezüglich der Thatſachen gleich. Gibt ja die offizielle ſpiritiſtiſche Zeitſchrift „Licht mehr Licht" in ihrer Nr. 4 in einem beſonderen Artikel der Thatſache freudig Ausdruck, daß in Miß Kate Cook eine mediumiſtiſche Gabe ſchlummere, deren Entwickelung ein koſtbares aber höchſt ſubtiles Talent erweiſe. Im vorliegenden Falle aber liegt die Sache denn doch etwas anders. Die Quelle unſerer Mittheilungen floß aus engliſchen Zeitungen. Uebrigens glauben nicht nur die engliſchen, ſondern die Spiritiſten der ganzen Welt ebenſoſehr an Kate wie an Florence, welcher Erſteren die Mediumſchaft der Letzteren nach deren Verheirathung gleichfalls von der Geiſterwelt übertragen worden zu ſein ſcheint.

Höchſt poſſirlich iſt die officielle Entſchuldigung, welche der Vorſtand der britiſchen National-Aſſociation der Spiritualiſten zu London bezüglich des Vorkommniſſes publizirt hat. Dieſelbe lautet nach der „Electricité", einem zu Paris erſcheinenden Fachblatte, wie folgt:

„Das Medium (Madame Corner geb. Cook) war bei dem Ergreifen in Krämpfe gefallen und ſchon vorher unfähig zu fühlen und zu ſehen, was ſie that. Es ſind die Geiſter, welche ſie ausgekleidet haben und die ſie ohne ihren Willen in die Mitte des Zirkels führten, woſelbſt

ſie, ohne eine Ahnung davon zu haben, eine Geiſtererſcheinung ſimulirte. Iſt demnach die Geiſtererſcheinung weniger merkwürdig, als wenn wirklich ein Geiſt erſchienen wäre? Im übrigen mögen die Gläubigen verſichert ſein, daß, nachdem Mr. Crookes, das berühmte Mitglied der Royal Society zu London, während einer langen Reihe von Jahren den Spiritismus dieſer Dame erprobt und ein Buch zu ihrer Ehre geſchrieben hat, kein Zweifel möglich iſt."

Dieſer Auslaſſung tritt die geſammte ſpiritiſtiſche Preſſe bei; wo aber ſolche Argumente Platz finden, kann es ſich nur um geiſtige Verirrungen handeln, die unter Umſtänden ebenſo überhand nehmen können, wie vor Jahrhunderten der Wahnwitz der Geißelbrüder, der Flagellanten, der tanzenden Kinder u. ſ. w. An ein weiteres hierhergehöriges Beiſpiel erinnert uns der erwähnte Artikel im „Deutſchen Wochenblatt", woſelbſt ein gewiſſer Firman neben Eglinton als ein berühmtes engliſches Medium hervorgehoben wird. Dieſer Firman, auch ein Amerikaner, wie jener Slade des Profeſſor Zöllner und mindeſtens ebenſo geſchickt, wenn nicht durch ſeine jahrelangen Uebungen noch bedeutender in ſeinen Zauberkünſten, wurde ſchon vor mehreren Jahren, als er zu Paris ſein Unweſen trieb, in ähnlicher Weiſe entlarvt wie neuerdings das Fräulein Cook in England. Trotzdem gilt derſelbe als eine Hauptſtütze der Spiritiſten. Von dieſem Burſchen iſt folgende höchſt intereſſante Entlarvungsgeſchichte verbürgt: „Einem bekannten Pariſer Arzte, dem Dr. Huguet, welcher ſelbſt ein Anhänger des Spiritismus iſt, wurden die Umtriebe des Firman endlich doch zu ſtark, und er beſchloß, den Betrüger zu entlarven. In einem Salon der Madame Huguet befindet ſich ein kleines alkovenartiges Dunkelkabinet, welches mit hohen Stoffvorhängen verdeckt iſt. Da die Medien die Gewohnheit haben, ſich bei Darſtellung ihrer Geiſtererſcheinungen hinter Vorhängen zu verbergen, glaubte man, daß Firman dieſen Schlupfwinkel zum bequemen Laboratorium ſeiner Geiſtererſcheinungen auserſehen werde, und man hatte ſich nicht getäuſcht. Madame Huguet ließ einen geſchickten Arbeiter kommen und befahl demſelben, in einem Winkel dieſes kleinen Kabinets einen ganz engen Verſchlag mit ſehr kleiner Oeffnung anzubringen, aus welchem heraus man das, was in dem Dunkelkabinet allenfalls vorgehen könnte, zu beobachten im Stande ſei. Der Verſchlag wurde mit der Tapete des Alkoven überzogen, ſo daß kein hohler Raum dahinter zu vermuten war. Der Verſchlag ſelbſt war mit einer kleinen Oeffnung zum Durchblicken verſehen. Firman wurde zu den Geſellſchaften bei Huguets eingeladen, auch oftmals zum Arrangement einer ſpiritiſtiſchen Sitzung aufgefordert, was er jedoch 4 Monate lang hartnäckig verweigerte. Während dieſer Zeit wußte ſich Frau Huguet mit einer ſtaunenswerthen Geduld mit gläubigen Spiritiſten der höchſten Ariſtokratie zu umgeben, indem ſie ihre Gäſte glauben machte, zum Spiritismus ſich bekehren zu wollen.

Sie erklärte zum Oefteren Firman und den Spiritiſten gegenüber, daß ſie nur durch ein entſchiedenes Experiment bekehrt werden könne.

Nachdem Firman während der genannten Zeit die Räumlichkeiten im Huguet'ſchen Hauſe zur Genüge ausgekundſchaftet hatte, entſchied er ſich endlich, der Frau Huguet den gewünſchten Beweis ſeiner Beziehungen zur Geiſterwelt zu geben. Eines Abends, als wiederum eine auserleſene Geſellſchaft verſammelt war, kam er mit einer Perſon, welche ſeine Frau vorſtellte, angerückt. Er war in einer ernſten und feierlichen Stimmung, gleich einem Prieſter, welcher eine religiöſe Ceremonie auszuüben im Begriffe iſt. Er hieß ſeine Anhänger um einen großen Tiſch ſich ſetzen und befahl, die Lichter bis auf eines auszulöſchen. Hierauf ließ er Pſalmen ſingen, da dieſe Geſänge die Eigenſchaft haben ſollen, die Geiſter mächtig anzuziehen; ſeine Frau gab den Ton an, und die Jünger ſummten ſich in eine eigentümliche Ekſtaſe hinein. Alles dies geſchah natürlich, um die kleine Geſellſchaft in einen erregten Zuſtand zu verſetzen und ſie zu unſchuldigen Helfern einer Betrügerei zu ſtempeln. Bald ging das Getöſe und Gerumpel in dem dunkeln Raume los, in den ſich Firman begeben hatte. Umgeworfene Stühle, herabgeſtürzte Figuren, Gläſerklirren, Zähneklappern wurde gehört; eine Trompete fing an, von ſelbſt zu tönen, ſpieldoſenartige Weiſen erklangen, zarte Glasharmonikamelodien erfüllten die Luft. Die Geſellſchaft war außer ſich vor Entzücken und Wonneſchauer und fühlte ſich ſo recht erhoben durch die Nähe der Geiſterwelt. Da verſchwand plötzlich auch Meiſter Firman's Gattin hinter dem Vorhange des obengeſchilderten Kabinets. Auf ſeinen Befehl entfernte man auch die letzte Lampe, welche noch einen ſchwachen Schimmer auf die Geſellſchaft zu werfen geeignet war, in einen Winkel des Zimmers, man ſchob den Tiſch vor die verhängte Pforte, in welcher der Geiſterbeſchwörer ſich befand, und der Spuk ſollte losgehen.

Die Geſellſchaft ſaß erwartungsvoll um den Tiſch herum; zehn Minuten vergingen in lautloſer Stille. Die Aufregung der Gläubigen hatte den höchſten Grad erreicht. Man erwartete, daß Firman den berühmten Geiſt Quiboche, den kleinen Indianer, citiren werde — und ſiehe da, plötzlich bewegte ſich der Vorhang; ein Männlein mit ſchwarzem Geſichte, weiß gekleidet, trat ein, machte ſein Complimentchen und begann mit dünner Kopfſtimme im Kinderton zu ſprechen, der Geſellſchaft guten Abend zu wünſchen und wieder hinter dem Vorhang zu verſchwinden.

Die Gläubigen triumphirten; die Ungläubigen ließen ſie gewähren und man beſtimmte einen weiteren Tag für eine zweite Sitzung. Am zweiten Abend begab ſich Frau Huguet im Geheimen in den kleinen Beobachtungsraum, den ſie hatte anfertigen laſſen, und ſie ſah, bevor die Erſcheinung kam, wie Firman raſch eine ſchwarze Maske vor das Ge-

ſicht band, ein weißes Mouſſelinhemd überwarf, das er in ſeiner Bruſttaſche verborgen hatte, und, ſich auf die Knie niederlaſſend, mit größter Geſchicklichkeit in dieſer Stellung zu marſchiren ſich anſchickte. Die Erſcheinung kam wieder wie das vorige Mal und man beglückwünſchte Firman ob ſeiner wunderbaren Reſultate. Frau Huguet hatte aus ihrem Verſchlage Alles genau beobachtet; man war übereingekommen, an einem dritten Abende den Betrüger zu entlarven. Eine große Anzahl von gläubigen Spiritiſten war verſammelt, die Lichter wurden ausgelöſcht — wieder daſſelbe Getöſe als Sphärenmuſik; man war in geſpannteſter Erwartung. Plötzlich erſchien der Geiſt des kleinen indianiſchen Prinzen; kaum aber hatte er die erſte Frage beantwortet, welche die Gläubigen über das Jenſeits an ihn gerichtet hatten, als eine Frauenhand den Geiſt ins Geſicht ſchlug, ihm die Maske herunterriß, und, ihn auf die Knie herunterdrückend, mit den Worten feſthielt: „Sie werden Niemanden mehr betrügen, Herr Firman.“

Triumphirend hielt Madame Huguet die Maske den Gläubigen entgegen, wie auf ein Zauberwort erhellte ſich der Salon, und man ſah das arme Medium Firman unter der feſſelnden Hand der Frau Huguet jämmerlicher Weiſe ſich drehen und winden, während ſeine Frau verzweiflungsvolle Schreie ausſtieß und die Adepten wie verſteinert um den Tiſch herumſaßen. Die beiden Betrüger verſchwanden nun wirklich, und alle Anweſenden wurden von Frau Huguet veranlaßt, das Protokoll über dieſen Vorgang zu unterzeichnen, aus welchem wir Obiges wiedergeben.“*)

Was half aber dieſe draſtiſche Belehrung? Obgleich man nach Entfernung des Firman eine Muſikdoſe, eine kleine Trompete, ein Tambourin, ein kleines pianoartiges Taſtinſtrument vorfand, ließ man ſich ſpäter von Neuem von jenem Charlatan an der Naſe führen. Bei einem zu Paris am 16. und 17. Juli 1875 ſtattgefundenen intereſſanten und zugleich höchſt amüſanten Skandalprozeſſe, der ſich auf Betrügereien von Seiten der berühmteſten Medien Firman, Buguet, ſowie des Redakteurs einer ſpiritiſtiſchen Zeitſchrift Leymarie bezieht, trat die Lächerlichkeit der Gläubigen ſo recht zu Tage; und trotzdem dieſe offenbaren Schwindler, Firman zu 6 Monaten Gefängniß und 300 Fr. Geldſtrafe, Buguet und Leymarie je zu einem Jahre Gefängniß und 600 Fr. Geldſtrafe verurtheilt worden ſind**), wird Firman noch heute nicht nur von der für deutſche Spiritiſten maßgebenden ſpiritiſtiſchen Zeitſchrift „Licht, mehr Licht!“ ſondern von allen Spiritiſten

*) Dr. Huguet, Etude sur le spiritisme. Paris, E. Dentu, Libraire-Editeur. 1875.

**) Procès des Spirites. Paris, se trouve à la librairie Spirite, 7, Rue de Lille et chez tous les libraires 1875.

und der gesammten magnetischen Presse als großartiges und hervorragendes, echtes Medium gepriesen!

Natürlich war auch dieser Geisterbegnadete einmal zufällig in die Hand der Dämonen gefallen. Sollte es einmal glücken, auch den Zöllner'schen Apostel Slade, dem die Zeitschrift „Licht, mehr Licht" den Doktortitel verleiht, und den herumreisenden Engländer Eglinton, der kürzlich in Sachsen und Bayern sein Unwesen trieb, bei ähnlichen Gelegenheiten am Kragen zu fassen, so würde gewiß auch für sie die Ueberführung des Betruges das Werk schleichender Geister gewesen sein.

Das offizielle Geisterblatt „Licht, mehr Licht" brachte kürzlich für die von uns mitgetheilten Thatsachen folgende ergötzliche Entschuldigung: „Leider wird die Nützlichkeit der physikalischen Geistermanifestationen sehr in Frage gestellt durch die von Zeit zu Zeit auftauchenden skandalösen Geschichten über Entlarvung von Medien. Neuerdings hat eine solche sogenannte Entlarvung in London die Runde durch die Blätter gemacht, welche gierig jede Gelegenheit aufgreifen, den Spiritismus, den sie nicht kennen, lächerlich zu machen. Wenn das Publikum der spiritistischen Frage gegenüber unbefangen wäre, wie dies sein sollte, so würde es sich einfach sagen, daß ein Falschmünzer den Wert des Geldes nicht beeinträchtigen könne und es sehr auffallend sein würde, wenn ausnahmsweise grade mit dieser Sache kein Mißbrauch getrieben würde, wie es mit allen übrigen der Fall ist. Wir würden nun unbedingt die ersten sein, welche ein auf Betrug ertapptes Medium an den Pranger stellten durch Veröffentlichung der Entlarvungsscene, wenn nicht vor einem Jahre ein ähnlicher Vorfall mit englischen Medien in Amsterdam unsere Beurteilung solcher Vorkommnisse modificirt hätte. Wir sind in der That auf äußerste Vorsicht hingewiesen worden. Damals, nachdem die Londoner „Nationalassociation der Spiritualisten" den Stab über zwei bis dahin unbescholtene Medien gebrochen, stellten sich letztere zu jeder beliebigen Prüfungsmethode bereit und siehe da, sie gingen aus der allerstrengsten glänzend und makellos hervor. Es blieb weiter nichts übrig, als den ganzen Amsterdamer Skandal den Intriguen der dortigen Umgebung der Medien zuzuschreiben oder — denen der Geister selber. — Letztere Annahme erscheint im ersten Moment absonderlich und wird Ungläubige lächeln machen. Die gesunde Vernunft aber muß logisch schließen, daß, wenn Geister sich manifestiren können, sie auch zu mystifiziren vermögen."

Wo soll es mit Gesetz, Moral und Ehrenhaftigkeit hinkommen, wenn Hunderttausenden von Menschen, wenn besonders der Jugend ein Gift eingeträufelt wird, dessen Quintessenz die Entschuldigung, ja die Billigung der Lüge und des Betrugs ist? Wenn die materialisirte Geisterwelt, und nicht das mediumistische Individuum jene Schlechtigkeiten aus-

führte, deren Konsequenzen dem letztern von dem nicht gläubigen Beurteiler in die Schuhe geschoben werden müssen, mit welchem Rechte dürfte man da überhaupt noch einen Verbrecher verurteilen, wenn er sich für ein Medium hält?

Wie können wir übrigens von den kopfverdrehten Leitern eine Einsicht erwarten, nachdem bei ihnen nicht nur die Geister entseelter Menschen spiritistische Offenbarungen aus dem Tische hören lassen oder auf Schiefertafeln schreiben, sondern sogar die Seelen von Thieren unter Beihilfe eines Mediums erscheinen und die wunderbarsten Manifestationen von sich geben können. So stand z. B. vor einigen Jahren in einer belgischen spiritistischen Zeitung (le Messager) ein Gedicht, welches die Seele eines alten verstorbenen Stallhasen (lapin) aufschrieb und das von den Erlebnissen des Stallhasen im Jenseits berichtete. Höchst interessant ist andererseits auch die Herzensergießung, welche eine adelige Spiritistin, eine Baronesse Adelma v. V., geb. Gräfin W., in der Zeitschrift „Licht, mehr Licht!“ fließen läßt; der Passus lautet: „Ihr müßt nicht glauben, daß die Frösche, weil sie so naßkalt sind, nicht auch ein Herz und ein Gemüt haben. Bewahre! So ein Frosch empfindet nach seiner Art und es liegt sogar viel Menschenähnliches in eines Frosches Herz . . . Er lebt zwischen Blumen und Gräsern und wäscht sich im Thau, ja er entlockt dem Himmel Thränen durch sein Gequak; es liegt etwas Verzaubertes im Frosche.“ — Glückselige Froschseele! was wirst du der Frau Baronin einst aus dem Jenseits mitbringen, wenn der langbeinige Kinderbringer dir den Weg dahin durch seinen sandigen Magen hindurch gezeigt hat, oder gar du vielleicht auf dem Tische eines vivisezirenden Physiologen hast dein edles Leben aushauchen müssen? Armer „Ausgewiesener aus dem reinen Tempel seelischer Liebe und Empfindung, Alles überhüpfender, versuchender, glotzender, naßkalter Frosch“! — Merkwürdig ist, daß die berühmtesten Medien auf ihren Kunstreisen für Geld experimentiren und die Geister meist nur durch Vermittelung solcher Personen einzukehren pflegen, deren „Geschäft“ es ist, mit Geistererscheinungen Handel zu treiben.

Der Spiritismus beruht nicht allein auf Hallucinationen; er ist in der That eine geisteszerstörende Epidemie geworden, deren Studium und Heilung der öffentlichen Gesundheitspflege anheimzufallen hat. Eine Heilung ist aber unmöglich ohne ärztliche Behandlung und eine Behandlung nicht ohne Studium. Daher sollte man wenigstens in Deutschland, wo das Uebel gerade jetzt, seit Professor Zöllner's Auftreten um sich zu greifen droht, von maßgebender Stelle aus eine Untersuchungskommission für jene angeblich reellen Phänomene einsetzen, welcher die spiritistischen Cirkel, insoferne sich deren Leiter nicht selbst schuldig fühlen, gewiß, wenn auch ungern, ihre Pforten öffnen werden.

Wir wollen mit obigen, unsere erstlichen Mittheilungen ergänzenden

Auseinanderſetzungen, den fanatiſchen Anhängern des Spiritismus die nicht gerade angenehm ſchmeckenden Pillen durchaus nicht in der Abſicht verabreichen, irgend Jemanden zu verletzen. Wir halten uns aber um ſo mehr für verpflichtet, auf jenes wahnwitzige Treiben hinzuweiſen, als ſolches in Deutſchland nicht nur auf der Hochſchule zu Leipzig Platz gegriffen hat, ſondern ſeit Zöllner's Beſtreben auch in die Lehrerkreiſe der Bürger- und Volksſchulen eingedrungen iſt. Es iſt Thatſache, daß kürzlich in einer Frankfurter öffentlichen Schule ein Lehrer die vierte Dimenſion ſeinen Schülern im Phyſikunterricht vortrug. Ein vortreffliches Schriftchen über den Gegenſtand, „Spiritismus und Schule“ *), das kürzlich erſchienen iſt, beleuchtet gerade jene traurigen Vorkommniſſe in Lehrerkreiſen in vortrefflicher Weiſe, während ein zweites Büchlein „Aus der neuen Hexenküche“ **) das moderne Spiritiſtentreiben ausführlich ſkizzirt. Zu Leipzig werden Vorträge im akademiſch-philoſophiſchen Vereine gehalten, um unter den Studenten für den Spiritismus Propaganda zu machen, und beſonders ſind es gerade die Hörer der philoſophiſchen Fakultät, welche künftig dem Lehrerſtande angehören ſollen, die den aufregenden Irrlehren huldigen ***). Mit Recht ſchließt daher Dr. Hedler zu Hamburg ſein „Wort der Mahnung“, indem er ſagt: Wo ein erheblicher Theil von Spiritiſten der gebildeten Lehrerwelt angehört, wird ein unermeßlicher Schaden der Allgemeinheit in dem Augenblick zugefügt werden, wo von ſeinem außerwiſſenſchaftlichen Beſitze der Lehrende dem Lernenden mittheilt. Unſere Jugend muß vor dem Spiritismus bewahrt bleiben! . . . Fällt in den nach Klarheit ringenden Kopf nur ein Funken ungeſunden Geiſtesfeuers, dann können wir nicht mehr beſtimmen, welchen Umfang die Flamme annimmt und welche edelſten Kräfte des Gehirns ſie verzehrt. Wol hat der Brandſtifter den Zündfaden in ſeiner Gewalt, erhebt ſich erſt die von ſeiner Hand geſchürte flackernde Lohe, — dann ſteht er ihr als ohnmächtiger Menſch gegenüber. Bannen kann er ſie nicht mehr, ſelbſt wenn ſein ehrlichſtes Streben den angerichteten Schaden wieder gut machen möchte, aber verantwortlich, voll und ganz verantwortlich bleibt er für Alles, was aus ſeinem Thun hervorging. Auch die letzte Konſequenz, die erwieſen unbeabſichtigte, iſt ihm dann nicht zu erlaſſen . . . Wo das Gehirn durch widerſinnig verſchluckte Thatſachen zu wilden Sprüngen oder — haltloſem Taumel getrieben wird, da kann die Logik nicht ihren Thron auf-

*) „Spiritismus und Schule.“ Ein Wort der Mahnung an alle wahren Freunde unſerer Jugend von Dr. med. Hedler. Hamburg bei Grödener. 1880.

**) „Aus der neuen Hexenküche.“ Skizze des Spiritiſtentreibens von Prof. Dr. Vogel. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1880.

***) „Herrn Profeſſor Zöllner's Hypotheſe intelligenter vierdimenſionaler Weſen.“ Aufruf zur Parteiergreifung an die deutſchen Studenten, in Druck gegeben von M. Wirth, stud. phil., Leipzig bei Oswald Mutze.

bauen. Und wo ſie nicht herrſcht, bildet ſie auch nicht. Fort alſo aus der Schule mit allem Uebernatürlichen und Widernatürlichen! Es iſt nicht allein unſerer Jugend ein Ballaſt, es iſt eine hohe Gefährdung! . . . Wir hoffen, daß, wenn irgendwo die Neigung verſpürt ſein ſollte, unſere Jugend in das finſterſte und trübſte Gebiet ſolch angeblich wiſſenſchaftlicher Spekulation eintreten zu laſſen, es nur eines Mahnwortes bedarf, um ſolche unſelige Verblendung zu beſeitigen. Sollten aber Thatſachen dafür ſprechen, daß ein Einzelner Träger einer Gefährdung würde, der die Geſammtheit zum Opfer fallen müßte, dann wäre es an der Zeit, der Obrigkeit das altrömiſche Wort zuzurufen: videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica!“

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

MAR 14 1885
APR 14 1885